1

H qu(b) 1

Burkes [Edmund]

Philoſophiſche Unterſuchungen

über den Urſprung

unſrer Begriffe

vom

Erhabnen und Schönen.

II 32420

Nach der fünften engliſchen Ausgabe.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch, 1773.

035458348
Staatliche
Bibliothek
Passau

Vorrede des Verfaſſers zur fünften Ausgabe.

Ich habe mich bemüht, dieſe Ausgabe etwas vollſtändiger und genugthuender zu machen, als die erſte. Ich habe alles, was gegen meine Meynungen öffentlich erſchienen iſt, mit der äußerſten Sorgfalt aufgeſucht, und mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen. Ich habe

 von

von den freymüthigen Erinnerungen meiner Freunde Vortheil zu ziehn geſucht; und wenn ich durch dieſe Mittel beſſer in den Stand geſetzt wurde, die Unvollkommenheiten meines Werkes zu entdecken, ſo wurde ich auf der andern Seite, durch die Nachſicht die es bey aller ſeiner Unvollkommenheit gefunden hat, deſto ſtärker gereitzt, ihm alle mögliche Verbeſſerungen zu geben. Ob ich gleich nicht hinlängliche Gründe, wenigſtens nie hinlänglich ſcheinende Gründe gefunden habe, weſentliche Aenderungen in meiner Theorie zu machen: ſo habe ich es doch an vielen Stellen nothwendig gefunden, ſie aus einander zu ſetzen, zu erläutern und zu befeſtigen. Ich habe eine Einleitung über den Geſchmack vorangeſchickt; eine

Materie,

Materie, die an ſich ſelbſt wiſſenswerth iſt, und natürlicher Weiſe auf die Hauptunterſuchung führt. Dieß mit den übrigen Zuſätzen zuſammen genommen, hat das Buch um ein beträchtliches größer gemacht; und ich befürchte, es hat mit ſeiner Dicke zugleich die Anzahl ſeiner Fehler vermehrt; — So daß es alſo aller meiner Sorgfalt ungeachtet, jetzt vielleicht noch einer größern Nachſicht bedürfen mag, als da es zum erſtenmal erſchien.

Diejenigen, welche mit Unterſuchungen dieſer Art bekannt ſind, werden darauf gefaßt ſeyn viel Fehler zu finden, und geneigt ſie zu vergeben. Sie wiſſen, daß viele Gegenſtände dieſer Unterſuchungen, ihrer Natur nach dunkel und verwickelt ſind, daß

viele andre durch erzwungenen Scharfſinn, und falſche Gelehrſamkeit dazu geworden ſind. Sie wiſſen, daß in der Natur der Sache ſelbſt, in den Vorurtheilen andrer in unſern eignen eine Menge Hinderniſſe liegen, die es äußerſt ſchwer machen, das ächte Antlitz der Natur in einem deutlichen Lichte zu zeigen. Sie wiſſen, daß, indem die Seele auf den ganzen Plan der Dinge aufmerkſam iſt, ihr mancher einzelner Theil derſelben entwiſcht; daß wir oft die Schreibart nach der Sache herabſtimmen, und den Ruhm der Feinheit und Eleganz aufgeben müſſen, um die Befriedigung der Deutlichkeit zu erhalten.

Die Züge der Natur ſind leſerlich; aber ſie ſind doch nicht ſo herausſtehend,

daß die welche laufen, ſie leſen könnten. Wir müſſen mit Behutſamkeit, bald hätte ich geſagt mit Schüchternheit dabey einhergehen. Wir müſſen nicht verſuchen zu fliegen, wenn wir kaum vermögend ſind zu kriechen. Da die Natur uns ſo enge Schranken geſetzt, und unſrer Fähigkeit ſo beſtimmte Gränzen angewieſen hat, ſo ſollten wir, ſo oft wir einen zuſammengeſetzten Gegenſtand unterſuchen, alle einzelne Ingredienzien der Miſchung, Stückweiſe betrachten, und jede Sache auf die allereinfachſten Beſtandtheile bringen; wir ſollten hinterdrein dieſe gefundene Grundtheile durch die Wirkung des Zuſammengeſetzten beurtheilen, ſo wie wir das Zuſammengeſetzte aus der Wirkung ſeiner Grundtheile

erklären wollen. Wir ſollten unſern Vorwurf mit Dingen von ähnlichen, und ſelbſt mit Dingen von entgegengeſetzten Beſchaffenheiten vergleichen; denn oft werden durch die Gegeneinanderſtellung Entdeckungen gemacht, die uns bey der Betrachtung der einzelen Dinge entwiſchen. Je mehr ſolcher Vergleichungen wir anſtellen, deſto allgemeiner und deſto gewiſſer wird unſre Kenntniß wahrſcheinlicher Weiſe werden können, weil ſie auf eine ausgebreitetere und vollſtändigere Induktion gebaut ſeyn wird.

Sollte eine mit aller dieſer Sorgfalt angeſtellte Unterſuchung dem ohnerachtet ihre Abſicht, die Wahrheit zu entdecken, verfehlen, ſo kann ſie doch wenigſtens einen

andern nützlichen Zweck erreichen, um uns unſre eigne Schwachheit zu lehren. Wenn ſie uns alsdenn nicht einſichtsvoller macht, ſo wird ſie uns beſcheidner machen; wenn ſie uns nicht vor dem Irrthum bewahrt, ſo kann ſie uns wenigſtens vor dem Geiſte des Irrthums bewahren; und uns gegen ſchnelle und entſcheidende Ausſprüche behutſam machen, da ſie uns zeigt, daß ſo viele Arbeit doch noch in Ungewißheit ſich endigen kann.

Ich wünſchte, daß man in der Beurtheilung meiner Theorie nach eben der Methode verführe, welcher ich in der Anlegung derſelben gefolgt bin. Nach meiner Meynung müſſen alle Einwürfe, entweder gegen die verſchiedenen deutlich vorgetragenen

Grundſätze, oder gegen die daraus gezogenen Schlußfolgen gerichtet ſeyn. Aber es iſt ſehr gewöhnlich, über beyde wegzugehen, und dafür irgend eine Stelle aus einem Dichter anzuführen, deren Wirkung ſich aus den angegebenen Grundſätzen nicht leicht erklären läßt. Dieſe Art Einwürfe zu machen, halte ich für ganz unſchicklich. Wir würden niemals mit irgend einer Unterſuchung zu Ende kommen, wenn wir eher keinen Grundſatz feſt ſetzen dürften, als bis wir das in einander geſchlungene Gewebe jedes Gemäldes oder jeder Beſchreibung in allen Dichtern und Rednern aus einander geſetzt hätten. Und geſetzt, der Eindruck, den dieſe Gemälde machen, lieſſe ſich mit unſern Grundſätzen gar nicht vereinigen:

ſo kann dieß niemals die Theorie ſelbſt umſtoßen, ſo lange die Facta noch unangegriffen und unausgemacht bleiben, auf welche ſie gebaut iſt. Ein Lehrgebäude das nicht willkührlich angenommen, ſondern auf Erfahrungen gebaut iſt, taugt immer wenigſtens für ſo viel, als ſich dadurch erklären läßt. Unſre Unfähigkeit dieſe Erklärungen ohne Ende weiter zu treiben, iſt nicht im geringſten ein Einwurf gegen die Wahrheit der Theorie. Dieſe Unfähigkeit kann daher kommen, weil wir irgend einen nothwendigen Mittelbegriff noch nicht wiſſen, oder die Grundſätze nicht richtig anwenden, und von noch vielen andern Urſachen mehr, die alle noch von der Unrichtigkeit der Grundſätze ſelbſt verſchieden ſind. In

der That erfordert dieſe Materie eine weit ſtrengere Aufmerkſamkeit, als wir bey unſrer gewöhnlichen Art zu verfahren erwarten dürfen.

Wenn es nicht aus dem Titel ſelbſt klar wäre, ſo müßte ich den Leſer gegen die Einbildung warnen, als wenn ich mir vorgeſetzt hätte, eine vollſtändige Abhandlung über das Schöne und Erhabne zu ſchreiben. Meine Unterſuchung geht nicht weiter als auf den Urſprung dieſer beyden Ideen. Wenn man alſo nur findet, daß alle die Eigenſchaften, die ich unter den Hauptbegriff des Erhabnen gebracht habe, zuſammengehören, und hingegen von allen denen, die ich zum Schönen rechne, innerlich verſchieden ſind, und wenn diejenigen wel-

che

che die Gattung des Schönen ausmachen die nämliche Uebereinſtimmung unter ſich, und den nämlichen Abſtand von den Eigenſchaften haben, die ich unter die Benennung des Erhabenen zuſammengefaßt; ſo frage ich wenig darnach, ob es jemanden gefällt dieſen Eigenſchaften andre Namen zu geben, genung wenn er nur zugiebt, daß die Sachen, die ich unter verſchiedne Hauptbegriffe ſetze, wirklich in der Natur verſchieden ſind. Der Sinn in dem ich gewiſſe Wörter nehme, mag immer als zu enge oder zu weit getadelt werden; meine Sätze können dem ohnerachtet keinen Mißverſtand leiden.

Endlich,

Endlich, ich mag nun zur Erfindung der Wahrheit in dieſer Materie ſo viel oder ſo wenig Schritte gethan haben als ich will: ſo bereue ich doch immer die Mühe nicht, die ich mir zu dem Ende genommen habe. Unterſuchungen dieſer Art haben immer ihren beträchtlichen Nutzen. Alles was die Seele einwärts gegen ſich ſelbſt kehrt, trägt etwas dazu bey, ihre Kräfte zu ſammlen, zu concentriren und ſie zu größern und weitern Ausflügen in dem Reiche der Wiſſenſchaften geſchickt zu machen. Durch jede Bemühung die Urſachen natürlicher Erſcheinungen aufzuſuchen, wird die Seele geöfnet und erweitert; und wenn man einen ſolchen Endzweck verfolgt, ſo mag man ſein Wild fangen oder verlieren, die Bewegung der Jagd

ſelbſt iſt doch allemal von Nutzen. Cicero, ſo getreu er der academiſchen Philoſophie war und ſo geneigt alſo, die Gewißheit der Kenntniß der Natur ſo wie jeder anderer in Zweifel zu ziehen, geſteht dem ohnerachtet die Nützlichkeit der erſtern zur Kultur des Verſtandes. Eſt animorum ingeniorumque noſtrorum naturale quoddam quaſi pabulum conſideratio contemplatioque naturae. Wenn wir das Licht, das aus der Höhe ſolcher Spekulationen entſpringt, auf das mehr ebne Feld der Einbildungskraft und der Empfindung herableiten können: ſo ſind wir im Stande, indem wir ſo die Quelle unſrer Leidenſchaften aufſuchen, und ihren Lauf verfolgen, nicht nur dem Geſchmack etwas von philoſophiſcher Gründ-

lichkeit

lichkeit zu geben, ſondern auch von dem Geſchmack auf die ernſthaftern Wiſſenſchaften, einige Stralen der Anmuth und des Reitzes zurückfallen zu laſſen; ohne welche der größte Fortgang in dieſen Wiſſenſchaften, immer noch den Schein von etwas unfreundlichem und widrigem hat.

Einleitung.

Von
dem Geſchmacke.

Bey einem erſten flüchtigen Blick über die Menſchen, ſcheinet es, als wären ſie ſowohl in den Urtheilen ihrer Vernunft als in ihren Empfindungen des Vergnügens äuſſerſt von einander unterſchieden. Aber dieſer Verſchiedenheit unerachtet, die ich im Grunde mehr für ſcheinbar als wirklich halte, iſt doch wahrſcheinlicher Weiſe der Maaßſtab der Vernunft und des Geſchmacks für alle menſchliche Weſen derſelbe. Denn gäbe es nicht ſolche allen Menſchen gemeinſchaftliche Grundſätze der Urtheile und der Empfindungen: ſo gäbe es kei-

nen ſo beſtändigen regelmäßigen Einfluß, weder auf ihre Vernunft noch auf ihre Leidenſchaften, als zur Errichtung und Aufrechterhaltung der geſellſchaftlichen Verbindungen im menſchlichen Leben nothwendig iſt. In der That ſcheint es auch, in Abſicht auf Wahrheit und Irthum, allgemein zugeſtanden zu werden, daß es etwas dergleichen unveränderliches gebe. Wir finden, daß die Menſchen ſich bey ihren Streitigkeiten beſtändig auf gewiſſe Probierſteine und Maaßſtäbe berufen, die von allen Partheyen anerkannt werden, und die man als Grundeinrichtungen unſrer Natur anſieht. Aber in Abſicht des Geſchmacks, giebt es keine ſo ſichtbare Uebereinſtimmung zu gewiſſen gleichförmigen und ausgemachten Grundſätzen. Man ſetzt ſo gar gemeiniglich zum voraus, daß dieſe feine und geiſtige Fähigkeit, die zu volatiliſch ſcheint, die Feſſeln einer Definition zu vertragen, noch weit weniger auf einen gewiſſen Probierſtein gebracht, und nach einem ſichern Maaßſtabe ausgemeſſen werden könne. Der Gelegenheiten ſind ſo viele, wo wir zum Gebrauche unſrer denkenden Fähigkeit aufgefordert werden; und dieſe Aufforderungen werden durch die Streitigkeiten unter den Menſchen ſo ſehr unterſtützt: daß endlich gewiſſe Maximen der geſunden Vernunft auch bey den Ungelehrteſten ſtillſchweigend angenommen zu

ſeyn

ſeyn ſcheinen. Die Gelehrten haben dieſe rohe Wiſſenſchaft bearbeitet, und dieſe Maximen in ein Syſtem gebracht. Wenn der Geſchmack nicht mit eben ſo gutem Erfolge iſt angebaut worden; ſo liegt die Schuld nicht an der Unfruchtbarkeit der Materie, ſondern an dem Mangel oder der Nachläßigkeit der Arbeiter. Die Wahrheit zu ſagen, die Bewegungsgründe ſind in dem einen Falle nicht ſo dringend wie in dem andern. Wenn die Menſchen in ihren Meynungen über Sachen des Geſchmacks von einander abgehen: ſo ſind die Folgen davon nicht ſo wichtig. Auſſerdem, zweifle ich nicht, würde die Logik des Geſchmacks, wenn man mir dieſen Ausdruck erlaubt, zu einer eben ſo vollkommenen Richtigkeit gebracht worden ſeyn, als die Logik der Vernunft; und wir würden über Sachen dieſer Art eben ſo ſicher den Ausſpruch thun können, als über diejenigen, die unmittelbar für den Verſtand gehören. Dieſer Punkt aber muß nothwendig erſt ausgemacht werden, ehe wir uns in die folgenden Unterſuchungen einlaſſen können. Denn wenn der Geſchmack gar keine feſten Grundſätze hat; wenn die Imagination ihre Eindrücke nicht nach gewiſſen und unveränderlichen Geſetzen erhält: ſo iſt unſre Arbeit wahrſcheinlicher Weiſe umſonſt, und ohne Abſicht. Denn für den bloßen Eigenſinn Regeln zu geben, und ſich

zum Geſetzgeber von Einfällen und zufälligen Einbildungen aufzuwerfen, iſt wenigſtens ein unnützes Unternehmen, wenn es nicht ein abgeſchmacktes Unternehmen iſt.

Das Wort, **Geſchmack**, iſt, wie alle metaphoriſche Wörter, von keiner genau beſtimmten Bedeutung. Die Sache ſelbſt, die wir darunter verſtehen, hat in der Seele der meiſten Menſchen nichts weniger als eine einfache und ſich immer gleiche Idee; und natürlicher Weiſe muß alſo auch das Wort zweydeutig und dunkel ſeyn. Von einer Definition, dem geprieſenen Hülfsmittel gegen dieſe Mängel, erwarte ich wenig. Denn faſt immer ſind wir, wenn wir definiren, in Gefahr, die Natur in die Gränzen unſrer eigenen Begriffe einzuſchränken, Begriffe, die wir oft zufälliger Weiſe aufgefaßt, oder auf Treu und Glauben angenommen, oder durch eine einſeitige und partheyiſche Betrachtung des Gegenſtandes bekommen haben, anſtatt, daß wir erſt den Umfang aller Fälle und Abwechſelungen des Gegenſtandes in der Natur mit unſern Ideen umfaſſen ſollten. Wir werden alsdann in der ganzen folgenden Unterſuchung durch die Feſſeln gebunden, die wir uns beym Eintritt in dieſelbe durch unſere Definition angelegt haben.

— Circa

— Circa vilem patulumque morabimur
orbem
Unde pudor proferre pedem vetat aut operis lex.

Eine Definition kann ſehr genau nach den Regeln ſeyn, und doch nur wenig dazu beytragen, uns die Natur der definirten Sache kennen zu lehren. Und wenn es Definitionen giebt, die dieß wirklich thun, ſo gehören ſie, nach der natürlichſten Ordnung, nicht an den Anfang einer Unterſuchung, ſondern ans Ende derſelben, weil ſie das Reſultat und gleichſam der kurze Inbegriff davon ſind. Allerdings muß man zwar zugeben, daß die Methode des Unterrichts von der Methode der Erfindung zuweilen, und zwar aus guten Gründen, verſchieden ſeyn könne; demohnerachtet glaube ich, daß je näher die Ordnung, in welcher man die Sache lehrt, der Ordnung kömmt, in der man ſie zuerſt unterſucht hat: deſto vollkommner die Methode ſey. Sie trägt uns alsdann nicht blos einige vertrocknete ſchon erſtorbene Früchte alter Wahrheiten auf, ſondern ſie führt uns zu dem Stocke ſelbſt, auf welchem ſie gereift waren; ſie arbeitet dazu den Leſer ſelbſt auf die Spur der Erfindung zu helfen, und ihn in eben die Pfade zu leiten, auf welchen der Schriftſteller ſeine Entdeckungen machte, wenn er anders einige gemacht hat, die des Namens werth ſind.

Aber um alle Zweydeutigkeit und allen Misverſtand in dieſer Materie zu vermeiden, ſo erkläre ich mich, daß ich unter dem Wort Geſchmack, nichts anders, als diejenige Fähigkeit, oder Fähigkeiten der Seele verſtehe, auf welche die Werke der Einbildungskraft und der ſchönen Künſte ihre Eindrücke machen, und von welchen ſie beurtheilt werden. Dieß iſt, denke ich, der allgemeinſte Begriff dieſes Worts, und der, welcher am wenigſten mit irgend einer beſondern Theorie zuſammenhängt. Und die Abſicht meiner gegenwärtigen Unterſuchung iſt es, zu finden, ob die Triebfedern und Geſetze, nach welchen die Imagination von den Dingen Eindrücke bekömmt, bey allen Menſchen ſo einſtimmig und bey jedem ſo beſtändig ſind, daß man darauf ſichere Grundſätze zu einem befriedigenden Raiſonnement über dieſe Gegenſtände bauen kann. Solche Geſetze nun und ſolche Triebfedern, glaube ich, giebt es wirklich; ſo ſeltſam auch dieſe Meynung denjenigen Leuten ſcheinen mag, die nach einem flüchtigen Blicke auf die Verſchiedenheiten, die unter den Menſchen in der Art und den Graden ihres Geſchmacks vorkommen, ſo gleich ſchließen, daß es hier gar keine Beſtimmung gebe.

Ich kenne keine andern natürlichen Fähigkeiten im Menſchen, die ſich mit den äuſſern Gegenſtänden beſchäfftigten, als die Sinne, die

Imagi-

Imagination, und die Urtheilskraft. Zuerſt alſo von den Sinnen. Wir nehmen, und mit Recht, an, daß, da bey allen Menſchen der Bau ihrer ſinnlichen Werkzeuge beynah oder vollkommen derſelbe iſt, auch die ſinnlichen Vorſtellungen, die durch dieſelben erregt werden, bey allen Menſchen einerley oder wenig verſchieden ſind. Wir ſetzen mit Gewißheit voraus, daß, was dem einen Auge als Licht erſcheint, auch dem andern als Licht erſcheine, daß, was dem einen Gaumen ſüß ſchmeckt, auch dem andern ſo ſchmecke, daß, was für den einen finſter oder bitter iſt, auch für den andern Menſchen finſter und bitter ſey. Und den nämlichen Schluß machen wir vom großen und kleinen, harten und weichen, warmen und kalten, rauhen und glatten; und überhaupt von allen ſinnlichen Beſchaffenheiten und Veränderungen der Körper. Wollten wir uns die Einbildung erlauben, daß dieſelbe Sache in den Sinnen verſchiedener Menſchen ganz verſchiedene Bilder erregte, ſo würde dieſes einen allgemeinen Zweifel hervor bringen, der jede Art von Raiſonnement über irgend einen äußern Gegenſtand thöricht und unnütz machte, ſo gar das Raiſonnement ſelbſt, wodurch wir zuerſt bewogen worden, an der Richtigkeit unſerer ſinnlichen Empfindungen zu zweifeln. Wenn aber dieß einmal gewiß iſt, daß einerley

körperliches Objekt bey allen Weſen unſrer Gattung einerley ſinnliches Bild hervor bringt: ſo muß man auch zugeben, daß das Vergnügen und der Schmerz, welche dieſes Objekt bey dem einen erregt, von demſelben bey allen Menſchen erregt werden, vorausgeſetzt, daß es bloß ſeine einfache natürliche, und von ſeinen eignen Kräften abhängige Wirkung thue. Denn wollten wir dieß leugnen: ſo müßten wir annehmen, daß dieſelbe Urſache, wenn ſie auf denſelben Vorwurf und nach einerley Art wirkt, doch verſchiedene Wirkungen hervor bringen könne; welches durchaus ungereimt iſt.

Wir wollen dieſe Sache zuerſt bey dem Sinne des Geſchmacks unterſuchen; und dieß um ſo viel eher, weil die Fähigkeit, von der die Rede iſt, ihren Namen von dieſem Sinne erhalten hat. Alle Menſchen kommen überein, den Honig ſüße, den Eßig ſauer, und den Wermuth bitter zu nennen: und ſo wie ſie alle darinn einig ſind, dieſe Eigenſchaften in dieſen Gegenſtänden zu finden: ſo ſind ſie auch nicht im geringſten über die Wirkungen ſtreitig, die denſelben in Abſicht auf Schmerz oder Vergnügen zukommen. Alle nennen einſtimmig, das Süße angenehm, und das Bittere verdrüßlich. So weit iſt in ihren Empfindungen keine Mishelligkeit, und ein Beweis davon iſt der allgemeine gleichför-

gleichförmige Gebrauch der Metaphern, die von dem Sinne des Geſchmacks hergenommen ſind. Bittre Thränen, bittre Vorwürfe, bittre Scherze, ein ſaures Geſicht, ſind Ausdrücke, die von aller Welt vollkommen verſtanden werden. Und eben ſo leicht verſteht man uns, wenn wir im Gegentheil von einer ſüßen Mine, ſüßen Worten, ſüßen Mädchen reden. Freylich geben wir zu, daß durch Gewohnheit und durch einige andere Urſachen, Abweichungen von dem natürlichen Vergnügen oder Schmerz dieſer verſchiedenen Arten des Geſchmacks entſtehen können; aber es bleibt doch dabey immer noch das Vermögen den natürlichen Geſchmack von dem angewöhnten zu unterſcheiden. Ein Menſch bringt es oft dahin, daß der Toback ihm beſſer ſchmeckt als der Zucker, und Eſſig beſſer als Milch. Aber dieß bringt in ſeinen Empfindungen ſo lange keine Verwirrung hervor, als er nur noch weiß, daß Toback und Zucker nicht ſüße ſind, und als er ſich noch errinnert, daß nur Gewohnheit und Uebung ſeinem Gaumen dieſe zuerſt widrigen Eindrücke angenehm gemacht haben. Sollte ſich aber jemand finden, der ſich erklärte, der Toback ſchmecke ihm wie Zucker, und zwiſchen Eſſig und Milch werde er keinen Unterſchied gewahr; oder der behauptete, daß Toback und Eſſig ſüß, Milch bitter, und

Zucker ſauer ſey: ſo würden wir den Augenblick ſchließen, daß die Werkzeuge des Geſchmacks bey dieſem Menſchen in Unordnung, und ſein Gaumen verdorben ſeyn müßten. Mit einem ſolchen Menſchen würden wir eben ſo wenig über den Geſchmack ſprechen können, als wir mit jemanden über die Verhältniſſe der Größe philoſophiren könnten, welcher läugnete, daß alle Theile zuſammengenommen dem Ganzen gleich ſind. Menſchen dieſer Art nennen wir nicht bloß in ihren Begriffen irrig, ſondern durchaus wahnſinnig. Ausnahmen dieſer Art beeinträchtigen in keinem von beyden Fällen die Allgemeinheit der Regel, und wir ſchlieſſen aus ihnen nicht, daß die Grundſätze von den Verhältniſſen der Größen, oder die Empfindungen des Geſchmacks bey verſchiedenen Menſchen verſchieden wären. Wenn alſo geſagt wird: Ueber den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten; ſo kann dies nur ſo viel bedeuten: es läßt ſich nicht genau ausmachen, wie viel Luſt oder Unluſt einem gewiſſen beſtimmten Menſchen der Geſchmack eines gewiſſen beſondern Dinges mache. Darüber kann allerdings nicht geſtritten werden. Aber welches die Dinge ſind, die natürlicher Weiſe dem Sinne Vergnügen oder Verdruß machen, darüber läßt ſich, und zwar mit hinlänglicher Deutlichkeit und Richtigkeit ſtreiten. Reden wir hingegen

von

von irgend einem beſondern und erkünſtelten Geſchmack eines gewiſſen Menſchen: ſo müſſen wir die Gewohnheiten, die Vorurtheile, die körperlichen Unordnungen dieſes beſondern Menſchen wiſſen, und aus dieſen müſſen wir unſere Schlüſſe herleiten.

Dieſe Uebereinſtimmung der Menſchen findet ſich nicht bloß bey dem Sinne des Geſchmacks. Auch die Vergnügungen des Geſichts entſtehen bey allen aus ganz gleichförmigen Urſachen. Licht iſt ergötzender als Finſterniß. Der Sommer, wo die Erde grün, der Himmel heiter und glänzend iſt, iſt angenehmer als der Winter, wo jedes Ding den entgegengeſetzten Anblick hat. Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein ſchönes Ding, es ſey Thier, Vogel oder Pflanze, noch ſo einer großen Anzahl von Leuten ſey vorgezeigt worden, ohne daß alle augenblicklich übereingekommen wären, es ſey ſchön; geſetzt auch, daß einige gedacht haben, es ſey unter ihrer Erwartung, oder andere Dinge wären noch ſchöner. Ich glaube, kein Menſch hält eine Gans für ſchöner als einen Schwan, oder glaubt, das, was man eine Frieſiſche Henne heißt, übertreffe an Geſtalt den Pfau. Man muß überdieß bemerken, daß die Ergötzungen des Geſichts bey weitem nicht aus ſo ungleichartigen Eindrücken zuſammengeſetzt, ſo vermiſcht, und durch unnatürliche

türliche Gewohnheiten und Nebenbegriffe ſo verſtellt ſind, als die Vergnügungen des Geſchmacks: deswegen, weil ſich die Vergnügungen des Geſichts weit mehr in ſich ſelbſt einſchließen, und ſich mit Ideen, die nicht vom Geſicht herkommen, weit ſeltner vereinigen laſſen. Die Dinge bieten ſich nicht dem Gaumen ſo von ſelbſt dar, wie dem Geſichte. Wir bringen ſie darauf mit Vorſatz, entweder als Nahrungs- oder als Arzneymittel: und vermöge der Eigenſchaften, die ihnen zu dieſen Abſichten der Ernährung oder der Heilung zukommen, bilden ſie auch oft, nach und nach das Urtheil des Gaumens, indem ſich jene Begriffe mit dem bloßen Geſchmacke vermiſchen. So iſt den Türken Opium des reitzenden Wahnwitzes wegen angenehm, in welchen es ſie verſetzt. Den Holländer ergötzt der Toback, weil er bey ihm eine Art der Betäubung und der Empfindungsloſigkeit hervorbringt, die ihm gefällt. Hitzige Getränke ergötzen unſer gemeines Volk, weil ſie die Sorgen verbannen, und die Vorſtellungen gegenwärtiger und künftiger Uebel unterdrücken. Alle dieſe Sachen würde man durchaus nicht geachtet haben, wenn ſie keine weitern Eigenſchaften hätten, als die ſich unmittelbar auf den Geſchmack beziehen; aber ſie ſind insgeſamt, ſo wie Thee und Koffee aus dem Apothekerladen

auf

auf unſere Tiſche gekommen, und ſind lange zuvor der Geſundheit wegen gebraucht worden, ehe man an ſie als Ergötzungen dachte. Die Wirkſamkeit eines Krauts hat gemacht, daß man es oft gebraucht hat; der öftere Gebrauch mit dem erwünſchten Erfolge verbunden, hat endlich den Geſchmack ſelbſt angenehm gemacht. — Aber dieß bringt unſere Urtheile nicht im geringſten in Verwirrung, weil wir noch immer das natürliche Wohlgefallen an einem Geſchmack, von dem angenommenen unterſcheiden können. Wenn jemand den Geſchmack einer unbekannten Frucht beſchreiben will, ſo wird er ſchwerlich ſagen, daß ſie ſo angenehm und ſo ſüſſe ſchmecke, als Toback, Opium, oder Knoblauch, geſetzt auch, daß er ſelbſt ſich an dieſe Dinge gewöhnt hat, und ſie angenehm findet. Jeder Menſch erinnert ſich deutlich genug der erſten und natürlichen Urſachen ſeiner Vergnügungen, um im Stande zu ſeyn, alles, was ſich ſeinen Sinnen darbiethet, auf dieſen Probierſtein zu bringen, und ſeine Gefühle und ſeine Urtheile nach denſelben zu prüfen. Geſetzt, einem Menſchen, deſſen Gaumen ſo verdorben iſt, daß Opium ihm beſſer ſchmeckt als Honig oder Butter; werde eine Lattwerge von Meerzwiebeln angebothen: es iſt kaum zu zweifeln, er wird Butter oder Honig dieſem eckelhaften Gerichte, oder irgend einer andern bittern Speiſe,

zu der er nicht gewöhnt iſt, vorziehen. Sein Gaumen empfand alſo von Natur alle Dinge vollkommen, ſo wie der Gaumen der übrigen Menſchen; er empfindet viele Dinge noch ſo, und nur in einigen beſondern Fällen iſt er verfälſcht. So oft er daher von einem neuen Dinge urtheilt, obgleich von einem ähnlichen Geſchmack mit dem, woran er durch Gewohnheit, Vergnügen findet; ſo iſt doch der Eindruck deſſelben auf ſeinen Gaumen der urſprüngliche und natürliche, und den allgemeinen Geſetzen gemäß. So iſt das Vergnügen aller Sinne, des Geſichts, und ſelbſt des Geſchmacks, des ungewiſſeſten und zweydeutigſten, bey allen Menſchen, hohen und niedern, Gelehrten und Ungelehrten, einerley.

Auſſer denjenigen Jdeen und der damit verbundenen Luſt oder Unluſt, die von den Sinnen herkommen, hat die menſchliche Seele noch eine Art von eigner ſchöpferiſcher Kraft; entweder die Geſtalten der Dinge, in der Ordnung und auf die Art, wie ſie ſie durch die Sinne bekommen hat, nach ihrem Gefallen wieder vorzuſtellen, oder dieſe Bilder auf neue Arten, und nach andern Ordnungen zuſammen zu ſetzen. Dieſe Kraft heißt Jmagination, und zu ihr gehört alles, was man Witz, Phantaſie, und Erfindung nennt. Man muß aber bemerken, daß dieſe Kraft der Jmagination keine ganz neue Vorſtellung hervor

zu

zu bringen vermag: ſie kann nur die Anordnung derjenigen verändern, die ſie von den Sinnen erhalten hat. Nun iſt die Imagination das weiteſte Feld für Vergnügen und Schmerz, weil ſie der Sitz unſrer Hoffnungen und Schrecken, und aller der Leidenſchaften iſt, die mit dieſen zuſammenhängen; und was alſo vermöge eines natürlichen urſprünglichen Eindrucks geſchickt iſt, die Imagination mit dieſen beherrſchenden Vorſtellungen anzufüllen, muß beynahe auf alle Menſchen eine gleiche Gewalt äuſſern. Denn iſt die Imagination bloß die Repräſentantien der Sinne: ſo kann ſie durch ihre Bilder nur um eben der Urſachen willen ergötzen oder beleidigen, um derer willen die wirklichen Gegenſtände ſelbſt dem Sinne ergötzend oder verdrüßlich waren; und es muß alſo eine eben ſo genaue Uebereinſtimmung unter den Menſchen, in Abſicht ihrer Einbildungen, als in Abſicht ihrer Empfindungen geben. Eine kleine Aufmerkſamkeit wird einem jeden zeigen, daß die Sache ſich wirklich und nothwendig ſo verhalte.

Aber auſſer dem Vergnügen oder Verdruß, der aus den Eigenſchaften des natürlichen Gegenſtandes bey ſeiner Gegenwart entſtehen würde, empfindet die Einbildungskraft noch ein zweytes Vergnügen, durch die Wahrnehmung der Aehnlichkeit, zwiſchen der Nachahmung und dem Original.

ginal. Und aus dieſen beyden Urſachen entſtehen, glaube ich, alle Vergnügungen, deren die Einbildungskraft fähig iſt, Urſachen, die bey allen Menſchen beynahe auf dieſelbe Weiſe wirken müſſen, weil der Grund zu dieſen Wirkungen in ihrer gemeinſchaftlichen Natur liegt, und nicht von Gewohnheiten und Vorurtheilen herrührt, die nur beſondern Perſonen eigen wären. Die Bemerkung des Locks iſt eben ſo ſcharfſinnig als wahr, daß der Witz ſich mit der Auffindung der Aehnlichkeiten, und die Urtheilskraft mit der Entdeckung der Unterſchiede beſchäfftigt. Es hat nach dieſer Erklärung das Anſehen, als wäre zwiſchen Urtheilskraft und Witz keine ſehr weſentliche Verſchiedenheit, weil ſie beyde nur verſchiedene Aeuſſerungen derſelben Fähigkeit, der Fähigkeit zu vergleichen zu ſeyn ſcheinen. Aber ſie mögen nun von einer oder von verſchiedenen Kräften des Geiſtes herrühren: ſo ſind ſie in ſo vieler Abſicht und ſo weſentlich unterſchieden; daß ſich ſogar nichts ſeltener finden läßt, als die vollkommene Vereinigung von Witz und Urtheilskraft. Wenn zwey von einander getrennte Gegenſtände einander unähnlich ſind; ſo iſt das nichts mehr, als was wir erwarten. Die Sachen ſind alsdann in ihrer Ordnung, und ſie machen alſo auf die Einbildungskraft keinen ſonderlichen Eindruck. Aber wenn zwey verſchiedene Sachen eine Aehnlichkeit

lichkeit haben, dann werden wir gerührt; wir merken auf, und wir empfinden Vergnügen. Es iſt natürlich, daß der menſchliche Geiſt eine lebhaftere Ergötzung daran findet, Aehnlichkeiten zu ſammlen, als Verſchiedenheiten aufzuſuchen; weil, wenn wir Aehnlichkeiten gefunden haben, wir zuſammen ſetzen, wir ſchaffen, wir unſern Vorrath erweitern. Die Wahrnehmung von Unterſchieden aber giebt unſrer Einbildungskraft keine Nahrung: die Arbeit ſelbſt iſt anſtrengender und verdrüßlicher, und das Vergnügen, was wir noch dabey finden, iſt mehr verneinend und entfernt.

Eine Neuigkeit wird mir des Morgens erzählt; ſie macht mir Vergnügen bloß als eine Neuigkeit, als ein neues Faktum, das zu dem Vorrath meiner Kenntniſſe hinzu kömmt. Des Abends erfahre ich, daß an der Neuigkeit nichts ſey. Was gewinne ich wohl hierbey, als den Verdruß, mich betrogen zu ſehen. Um dieſer Urſache willen ſind die Menſchen natürlicher Weiſe weit mehr zur Leichtgläubigkeit als zum Unglauben geneigt. Und nach dieſer Regel ſind die unwiſſendſten, barbariſcheſten Nationen in Bildern, Gleichniſſen, und Allegorien oft vortrefflich geweſen, ob ſie gleich in der Unterſcheidung und Abſonderuug ihrer Begriffe ſich unfähig und ungereimt bewieſen. Aus einem ähnlichen Grunde ſind

Homer und die orientaliſchen Schriftſteller, ob ſie gleich die Vergleichungen ſehr liebten, und oft auf vortreffliche geriethen, doch ſelten ſorgfältig denſelben Richtigkeit zu geben. D. h. Sie ſind von der Aehnlichkeit der Dinge im Ganzen genommen ſtark gerührt, ſie zeichnen ſie mit einigen groſſen Zügen, aber ſie achten nicht auf die Verſchiedenheiten, die in andrer Abſicht zwiſchen den verglichnen Dingen ſich finden laſſen.

Da nun das Vergnügen an Aehnlichkeit dasjenige iſt, welches die Imagination am meiſten ergötzt: ſo ſind alle Menſchen einander in dieſem Punkte ziemlich gleich, ſo weit als ſich ihre Kenntniß von den abgebildeten oder verglichnen Dingen erſtreckt. Dieſe Kenntniß iſt ſehr zufällig, da ſie auf Erfahrung und Beobachtung, und nicht auf der Stärke oder Schwäche irgend einer natürlichen Fähigkeit beruhet. Und von dieſer Verſchiedenheit der Kenntniß kommt das her, was wir gemeiniglich, obgleich nicht ſehr richtig, eine Verſchiedenheit des Geſchmacks nennen. Ein Menſch, dem die Bildhauerkunſt ganz fremde iſt, ſieht einen Peruquenſtock, oder ein alltägliches gemeines Stück Bildhauerarbeit; er wundert und vergnügt ſich darüber, weil er etwas der menſchlichen Geſtalt ähnliches vor ſich ſieht, und von dieſer Aehnlichkeit des Bildes ganz erfüllt auf alle Män-

gel deſſelben nicht Acht hat. Und ich glaube, niemand hat darauf jemals Acht gehabt, wenn er ein Werk der Nachahmung zum erſtenmale geſehen hat.

Wir wollen ſetzen, einige Zeit darauf gerathe dieſer Fremdling über ein beſſer gearbeitetes Werk derſelben Art. Er wird nun mit Verachtung anſehen, was er zuerſt bewundert hatte. Aber auch damals bewunderte er es nicht ſeiner Unähnlichkeit mit der menſchlichen Bildung wegen, ſondern um der allgemeinen, obgleich nicht genauen Aehnlichkeit willen, die er mit derſelben fand. Was ihm alſo zu verſchiedenen Zeiten an dieſen ſo verſchiedenen Figuren gefiel, iſt gerade daſſelbe; und obgleich ſeine Kenntniß iſt vermehrt worden, ſo hat ſich doch ſein Geſchmack nicht geändert. Hier alſo entſtund ſein Irrthum aus einem Mangel an Kenntniß der Kunſt, und dieſer von ſeiner Unerfahrenheit; aber er hätte auch noch aus Mangel der Kenntniß der Natur ſelbſt fehlen können. Denn es iſt möglich, daß eben der Menſch, wovon wir reden, hiebey ſtehen bleibt, und daß ihm das Meiſterſtücke einer großen Hand, nicht beſſer gefällt, als das mittelmäßige Werk eines gemeinen Künſtlers; nicht, weil es ihm an einem feinern und größern Geſchmack mangelt, ſondern, weil die wenigſten Menſchen ſo genau auf die menſchliche Bildung

Achtung geben, daß ſie von der Nachahmung derſelben vollkommen urtheilen könnten. Und daß der kritiſche Geſchmack nicht von einer höhern Empfindungskraft, ſondern von einer größern Kenntniß abhange, kann aus mehrern Beyſpielen gezeigt werden. Jedermann weis die Geſchichte des alten Malers und des Schuſters. Der Schuſter wies dem Maler an dem Schuhe einer ſeiner Perſonen einen Fehler, den der Maler, weil er auf die Schuhe niemals ſo aufmerkſam geweſen, und mit einer allgemeinen Aehnlichkeit zufrieden war, nicht bemerket hatte. Aber dieß war kein Vorwurf für den Geſchmack des Malers, es zeigte nur, daß er ſich nicht darauf verſtund, Schuhe zu machen. Geſetzt, ein Anatomikus wäre in des Malers Werkſtätte gekommen. Sein Stück iſt im Ganzen wohl ausgeführt, die Figur wovon die Rede iſt, hat eine gute Stellung, und jeder Theil iſt nach ſeiner beſondern Bewegung richtig gezeichnet; und doch könnte der Anatomikus, der in ſeiner Kunſt zugleich Richter iſt, vielleicht das Schwellen eines Muskels bemerken, das nicht vollkommen der Handlung der Figur angemeſſen wäre. Der Anatomikus bemerkt hier, was der Maler nicht bemerkt hatte, und geht vorbey, was dem Schuſter anſtößig geweſen war. Aber der Mangel einer äusserſt kritiſchen Kenntniß in der Anatomie, macht dem natürlichen Geſchmack

ſchmack des Malers, oder jedes gemeinen Beobachters des Stücks, nicht mehr Unehre, als der Mangel einer genauen Kenntniß, wie ein Schuh gemacht wird. Man zeigte einſt einem türkiſchen Kaiſer, ein vortreffliches Gemälde von dem Haupte Johannis des Täufers. Er lobte viel daran, aber er bemerkte einen Fehler; er bemerkte nämlich, daß die Haut bey dem verwundeten Theile des Halſes nicht zuſammenſchrumpfte. So richtig dieſe Anmerkung war: ſo bewies ſie doch nicht, daß der Sultan mehr natürlichen Geſchmack hätte, als der Maler der das Stück verfertigt, oder als tauſend Europäiſche Kenner, die wahrſcheinlicher Weiſe dieſen Fehler nicht wahrgenommen hatten. Die Sache war, ihre türkiſche Majeſtät hatten das Schauſpiel ſehr oft geſehen, was die andern ſich nur in der Einbildungskraft vorſtellten. Alle dieſe Leute ſind von einander in Abſicht deſſen, was ihnen misfällt, in ſo weit unterſchieden, als ihre Kenntniſſe an Art und an Graden verſchieden ſind. Aber etwas iſt dem Maler, dem Schuſter, dem Anatomikus, und dem türkiſchen Kaiſer gemein: das Vergnügen über einen Gegenſtand der Natur, ſo weit als jeder ihn für richtig nachgeahmt erkennt; die angenehme Empfindung, eine wohlgebildete Figur zu ſehen; und die Sympathie, die aus einer rührenden und wunderba-

derbaren Begebenheit entſpringt. So weit der Geſchmack natürlich iſt, ſo weit iſt er beynahe allen Menſchen gemein.

Bey Gedichten, und andern Werken der Imagination, findet man eben dieſe Uebereinſtimmung. Es iſt wahr, ein Menſch kann vom Bellianis entzückt werden, der den Virgil mit Kälte lieſt, indeß ein andrer bey der Aeneide auſſer ſich geräth, und den Don Bellianis den Kindern überläßt. Dieſe beyden Leute ſcheinen einen ſehr widerſprechenden Geſchmack zu haben, und im Grunde ſind ſie wenig unterſchieden. In beyden dieſen Werken, die ſo entgegengeſetzte Empfindungen erregen, wird eine wunderbare Geſchichte erzählt; beyde ſind voll Handlung, beyde pathetiſch; in beyden kommen Reiſen, Schlachten, Triumphe, und beſtändige Glücksveränderungen vor. Der Bewunderer des Don Bellianis verſteht vielleicht die feinere Sprache der Aeneide nicht: würde ſie zu der Schreibart des Pilgrims Progreß herab geſetzt, ſo würde er ſie in aller ihrer Stärke fühlen, aus eben dem Grunde, aus welchem er jetzt ein Bewunderer von Don Bellianis iſt.

In ſeinem Lieblingsautor wird er durch die beſtändige Verletzung der Wahrſcheinlichkeit, durch die Vermiſchung der Zeiten, durch die Fehler gegen das Uebliche, die Irrthümer in der Erdbeſchreibung, nicht

nicht beleidigt; denn von Zeitrechnung und Erdbeſchreibung weis er nichts, und die Gründe der Wahrſcheinlichkeit hat er niemals unterſucht. Er lieſt vielleicht von einem Schiffbruch an den Küſten von Böhmen. Ganz von einem ſo wichtigen Vorfalle eingenommen, und um das Schickſal ſeines Helden bekümmert, wird er durch dieſen ausnehmenden Schnitzer nicht irre gemacht. Denn wie wollte der von einem Schiffbruche an den böhmiſchen Küſten beleidigt werden, der nicht weis, ob Böhmen nicht eine Inſel im Atlantiſchen Meere ſey. Und was folgt alſo nach alle dem nachtheiliges daraus für den natürlichen Geſchmack des Mannes, den wir angenommen haben?

So weit alſo, als der Geſchmack zur Einbildungskraft gehört; ſo weit ſind ſeine Regeln bey allen Menſchen dieſelben. In ihren Empfindungen ſelbſt, und in den Urſachen dieſer Empfindungen iſt kein Unterſchied. Der Unterſchied iſt bloß in dem Grade. Und dieſer rühret hauptſächlich von zwey Urſachen her, entweder von einem größern Grade der natürlichen Empfindlichkeit, oder von einer genauern und längern Aufmerkſamkeit auf die Sache. Um dieß durch das Verfahren bey den Empfindungen der äuſſern Sinne zu erklären, wenn ähnliche Wider-

ſprüche bey denſelben vorkommen, ſo wollen wir annehmen, vor zwey Menſchen werde ein ſehr glatter marmorner Tiſch geſetzt. Beyde werden gewahr, daß er glatt iſt, und beyde finden an ihm dieſer Eigenſchaft wegen, Vergnügen. So weit ſind ſie einig. Aber geſetzt, man ſtelle einen zweyten Tiſch, und nach dieſem einen dritten vor ſie, den letztern immer glätter als den erſten. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe beyden Leute, die vorher ſo einig waren, über das, was glatt ſey, und über das Vergnügen, was ihnen dieß mache, nun uneins ſeyn werden, welcher Tiſch vor dem andern, in Abſicht der Politur, den Vorzug habe. In der That kömmt dabey die meiſte Verſchiedenheit des Geſchmacks vor, wenn über das Mehr und Weniger in den Dingen nach Graden und nicht nach Maaßen geurtheilt werden ſoll. Und es iſt nicht leicht, wenn Streit darüber entſteht, die Sache auszumachen, wofern der Ueberſchuß oder das mangelnde nicht ſehr in die Augen fallend iſt. Wenn wir in Anſehung zweyer Größen verſchiedener Meynung ſind: ſo können wir einen gemeinſchaftlichen Maaßſtab zu Hülfe nehmen, und die Frage mit der größten Genauigkeit entſcheiden; und dieß eben halte ich für den Grund der höhern Gewißheit, die den mathematiſchen Wahrheiten vor allen übrigen

gen Arten unſrer Kenntniſſe zukömmt. Aber bey Dingen, deren Verhältniß nicht nach der Länge und Breite beurtheilt werden kann, als Glätte und Rauhigkeit, Härte und Weiche, Licht und Dunkel, den Schattirungen der Farben; bey allen dieſen werden die Grade leicht unterſchieden, wenn die Verſchiedenheit beträchtlich, aber nicht, wenn ſie geringe iſt; eben weil uns ein gemeinſchaftlicher Maaßſtab mangelt, der vielleicht niemals gefunden werden wird. In Fällen, wo es auf ſolche Feinheiten ankömmt, wird, wo die Schärfe der Sinne gleich iſt, derjenige den Vorzug haben, der am meiſten Aufmerkſamkeit und Uebung in der Sache hat. Als in dem Falle mit den beyden Tiſchen wird ganz unſtreitig der Marmor-Polirer die Sache am richtigſten entſcheiden. Aber ungeachtet ein ſolches Maaß fehlt, durch welches man Streitigkeiten über die Empfindungen und ihre Nachbilder, die Imaginationen, entſcheiden könnte: ſo können wir doch ſo viel ausmachen, daß die Regeln, nach welchen die Natur wirkt, bey allen dieſelben ſind, und daß eher gar keine Uneinigkeit vorhanden iſt, bis es auf die Unterſuchung des Vorzuges und des Grades der Dinge ankömmt; welches ſchon mehr für die Urtheilskraft als für den Geſchmack gehöret.

So lange als wir von den ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge reden, ſo ſcheinet es, die Imagination allein komme dabey ins Spiel. Auch dann ſcheint nur die Imagination und wenig mehr zu thun zu haben, wenn Leidenſchaften vorgeſtellt werden, weil dieſe, vermöge einer natürlichen Sympathie, von allen Menſchen ohne Hülfe von Vernunftſchlüſſen gefühlt werden, und ihre Richtigkeit von jedem Herzen anerkannt wird. Liebe, Traurigkeit, Furcht, Zorn, Freude, alle dieſe Leidenſchaften haben zu verſchiedenen Zeiten jeden menſchlichen Geiſt in Bewegung geſetzt; und ſie ſetzen ihn nicht auf eine zufällige und willkührliche Art, ſondern nach ſichern, natürlichen, immer gleichförmigen Regeln in Bewegung. Aber da viele Werke der Einbildungskraft ſich nicht bloß auf die Abbildung ſinnlicher Gegenſtände, noch auf die gewaltſamen Ausbrüche der Leidenſchaft einſchränken, ſondern ſich auch auf menſchliche Sitten, Charaktere, Handlungen, Entwürfe erſtrecken, auf ihre Verhältniſſe, ihre Tugenden, und ihre Laſter: ſo gehören ſie zu dem Gebiethe der Urtheilskraft, die durch Aufmerkſamkeit und Uebung des Nachdenkens verbeſſert werden kann. Alle dieſe Sachen machen einen beträchtlichen Theil von denjenigen aus, was man als den Gegenſtand des Geſchmacks betrachtet;

tet; und Horaz ſchickt uns in die Schule der Philoſophie und der Welt, um ſie zu lernen. Gerade ſo viel Gewißheit, als wir von moraliſchen Handlungen und der Wiſſenſchaft des Lebens, in der wirklichen Welt erlangen können, ſo viel haben wir auch in den Nachahmungen derſelben. In der That beruht das, was wir vorzugsweiſe Geſchmack nennen, und was im Grunde mehr eine feiner ausgebildete Urtheilskraft iſt, größtentheils auf unſrer Einſicht in die Sitten, auf der Beobachtung von Zeit und Ort, und überhaupt von Anſtand; Sachen, die nirgends anders, als in denjenigen Schulen, gelernt werden können, die Horaz uns empfiehlt. Ueberhaupt ſcheint es mir, was man Geſchmack nennet, iſt in ſeiner gewöhnlichſten Bedeutung nicht eine einfache Idee, ſondern es iſt zuſammengeſetzt, aus den urſprünglichen Vergnügungen der Sinne, den abgeleiteten Vergnügungen der Einbildungskraft und den Schlüſſen unſrer Vernunft, über die verſchiedene Verhältniſſe von jenen, und über die menſchlichen Leidenſchaften, Sitten und Handlungen; dieß alles gehört zuſammen, den Geſchmack auszumachen. Die Grundlage von dem allen aber iſt in allen menſchlichen Geiſtern einerley. Denn da die ſinnlichen Empfindungen die Urbilder aller unſerer Ideen, und alſo die Quellen aller

unſrer Vergnügungen ſind: ſo muß, wenn dieſe Empfindungen nicht ungewiß und willkührlich ſind, die ganze Anlage des Geſchmacks allen gemein ſeyn, und ſo iſt alſo zu richtigen Schlüſſen, über dieſe Materien, ein hinlänglicher Grund gelegt.

So lange wir den Geſchmack bloß nach ſeiner Natur und Gattung im allgemeinen betrachten: ſo lange finden wir ſeine Beſtandtheile vollkommen gleichförmig. Aber der Grad, in welchem bey einzelnen Perſonen, jeder dieſer Theile herrſcht, iſt eben ſo verſchieden, als dieſe Theile ſelbſt gleichartig ſind. Denn Empfindlichkeit und Urtheilskraft, zwey Eigenſchaften, die das ausmachen, was wir gemeiniglich Geſchmack nennen, wechſeln bey den verſchiedenen Menſchen auf eine auſſerordentliche Weiſe ab. Aus einem Fehler der erſten dieſer Fähigkeiten entſpringt der Mangel an Geſchmack, und aus einer Schwäche der letztern, entſpringt der verkehrte und ſchlechte Geſchmack. Es giebt Leute, deren Gefühl ſo ſtumpf, deren Temperament ſo kalt und phlegmatiſch iſt, daß man kaum irgend einmal in ihrem Leben von ihnen ſagen kann, ſie wachen. Auf Leute dieſer Arten, machen die allerrührendſte Gegenſtände nur ſchwache und dunkle Eindrücke. Andre

ſind

ſind ſo beſtändig von den Erſchütterungen einer groben und bloß ſinnlichen Luſt in Bewegung, oder ſind ſo ſehr mit der niedrigen Tagelöhnerarbeit des Geizes beſchäfftigt, oder ſind in der Bewerbung um Ehre und Rang, ſo erhitzt, daß ihre Seele, die zu den Stürmen dieſer gewaltſamen und ungeſtümen Leidenſchaften gewöhnt iſt, durch das ſanftere und ruhigere Spiel der Einbildungskraft kaum in Bewegung geſetzt werden kann. Dieſe Art Menſchen wird, obgleich aus ganz andern Urſachen, eben ſo dumm und unempfindlich ſeyn, als die erſtere. Aber wenn es dann doch einmal geſchieht, daß eine von beyden von irgend etwas Großem oder Schönem in der Natur oder in den Werken der Kunſt gerührt wird: ſo geſchieht es nach eben den Regeln.

Vom falſchen Geſchmack iſt der Grund ein Fehler der Urtheilskraft. Und dieſer kann entweder von einer natürlichen Schwäche des Verſtandes herrühren, (die Stärke dieſer Fähigkeit mag nun beſtehen, worinn ſie will,) oder, welches noch öfter der Fall iſt, aus Mangel einer geſchickten und wohlgeleiteten Uebung, durch die nur allein der Verſtand ſtark und fertig werden kann; — Auſſerdem ſchaden Unwiſſenheit, Unachtſamkeit, Vorurtheil, Uebereilung, Leichtſinn,

ſinn, Hartnäckigkeit, kurz, alle Leidenſchaften und alle Fehler, die unſer Urtheil in andern Sachen verkehren, unſerm Urtheil eben ſo ſehr in dieſem Gebieth der Schönheit und der Anmuth. Dieſe Urſachen bringen eine groſſe Verſchiedenheit in unſere Meynungen über jeden Gegenſtand des verſtändigen Nachdenkens, ohne daß wir deswegen veranlaſſet werden, alle feſten Grundſätze der Vernunft zu läugnen. Und im Ganzen wird man in der That finden, daß es bey Sachen des Geſchmacks weniger Verſchiedenheit unter den Menſchen gebe, als bey den Sachen der reinen Vernunft; und daß die Menſchen über die Vortrefflichkeit einer Beſchreibung im Virgil weit mehr übereinſtimmen, als über die Wahrheit oder Falſchheit einer Theorie im Ariſtoteles.

Die Richtigkeit des Urtheils in den Künſten, welche man einen guten Geſchmack nennen kann, beruht gröſstentheils auf der Feinheit der Empfindungen; weil, wenn die Seele nicht ſchon einen Hang zu den Vergnügungen der Einbildungskraft hat, ſie ſich ſchwerlich mit Werken dieſer Art genung beſchäfftigen wird, um die nöthige Kenntniß in denſelben zu erlangen. Aber ob gleich ein gewiſſer Grad von Empfindſamkeit zu einer guten Urtheilskraft erfordert

fordert wird, ſo iſt ein richtiges Urtheil doch nicht immer die Folge einer lebhaften Empfindung des Vergnügens. Es geſchieht ſehr oft, daß ein ſehr armſeliger Richter von einem ſehr armſeligen Stücke, bloß vermöge einer größern Empfindlichkeit ſeiner Organe, mehr gerührt wird, als der Kenner von dem vortreflichſten. Denn da alles, was neu, auſſerordentlich, groß, oder pathetiſch iſt, ſehr wohl geſchickt iſt, einen Eindruck auf dieſen Menſchen zu machen, und die Fehler gar keinen machen, ſo muß nothwendig ſein Vergnügen reiner und unvermiſchter ſeyn; und da ſein Vergnügen bloß von der Einbildungskraft herrührt, ſo iſt es weit lebhafter als das Vergnügen des Kenners, welches aus einer richtigen Beurtheilung entſpringt. Die Urtheilskraft gehet faſt immer damit um, die Einbildungskraft in ihrem Laufe aufzuhalten, die Scenen der Bezauberung zu vertreiben, und uns an das beſchwerliche Joch der Vernunft zu binden; und beynahe beſteht das einzige Vergnügen, was ein Menſch, der richtig urtheilt, mehr genießt, als andere, in einer Art von Stolz, und dem Bewußtſeyn der Erhabenheit, welcher über die übrigen hat, in ſo fern er richtiger denkt als ſie. Aber dieß iſt ein indirektes Vergnügen, ein Vergnügen das nicht unmittelbar aus dem Gegenſtande der Betrach-

tung

tung ſelbſt entſtehet. Am Morgen unſers Lebens, wenn unſere Sinne noch ungebraucht und zart, wenn der ganze Menſch an jedem Theile lebendig und wach iſt, wenn der Glanz der Neuheit noch ganz friſch auf allen Gegenſtänden um uns herum liegt: wie lebhaft ſind alsdenn unſere Empfindungen, aber wie falſch und unrichtig die Urtheile, die wir fällen. Ich gebe es auf, jemals wieder denſelben Grad von Vergnügen bey dem vollkommenſten Werke des Genies zu finden, den ich in dieſem Alter bey Stücken fühlte, die mein jetziges Urtheil für kindiſch und verächtlich hält. Die unbedeutendeſte Urſache von Vergnügen iſt im Stande, einen Menſchen von ſanguiniſchem Temperamente in Bewegung zu ſetzen; ſein Hunger iſt zu ſcharf, als daß ſein Geſchmack fein ſeyn könnte: und er iſt in Abſicht auf alle Dinge, was Ovid in Abſicht auf die Liebe war.

Molle meum leuibus cor eſt violabile telis:
Et ſemper cauſſa eſt, cur ego ſemper amem.

Ein Mann von dieſem Charakter kann niemals ein Mann von einer ſehr feinen Beurtheilung, noch das ſeyn, was der Dichter elegans formarum ſpectator nennt. Nur auf eine ſehr unſichere Art kann man den Werth und die Stärke einer Schrift aus der Wirkung beurtheilen, die ſie

auf den Geiſt eines Menſchen thut, wenn man nicht zuvor den Charakter und die Denkungsart dieſes Geiſtes kennt. Die allerſtärkſten Wirkungen hat die Dichtkunſt und die Muſik an Orten geäuſſert, wo beyde Künſte in dem niedrigſten und unvollkommenſten Zuſtande waren, und äuſſert ſie vielleicht noch an ſolchen. Der rohe und unwiſſende Zuhörer, wird durch die Kräfte gerührt, die in dieſen Künſten, auch in ihrer roheſten und plumpeſten Geſtalt wirken, und zur Entdeckung der Fehler hat er nicht Einſicht genung. Aber ſo, wie die Künſte ſich ihrer Vollkommenheit nähern, ſo geht die Wiſſenſchaft der Kritik ihnen zur Seite; und das Vergnügen des Beurtheilers wird ſehr oſt durch die Fehler geſtöhrt, die ſich auch in den ausgearbeitetſten Werken entdecken laſſen.

Ehe ich dieſe Materie verlaſſe, muß ich nothwendig einer Meynung gedenken, die von vielen Perſonen unterhalten wird, als wenn der Geſchmack eine eigene Fähigkeit der Seele, und von Einbildungs- und Urtheilskraft unterſchieden wäre; ſie ſtellen ſich unter ihm eine Art von Inſtinct vor, durch den wir auf eine natürliche Weiſe, und bey dem erſten Blicke, ohne alles vorhergegangene Nachden-

ken, von den Vorzügen oder den Fehlern einer Schrift gerührt werden. So weit als die Sache bloß Einbildungskraft oder Leidenſchaft betrifft, glaube ich, daß die Vernunft wenig zu Rathe gezogen wird; aber wo es auf Richtigkeit des Plans, auf Anſtand, auf Schicklichkeit ankömmt, mit einem Worte, in dem, worinn der beſſere Geſchmack ſich von dem ſchlechtern unterſcheidet, da, bin ich überzeugt, wirkt der Verſtand, und weiter nichts. Und in der That iſt ſeine Operation bey weitem nicht allemal ſchnell, oder, wenn ſie ſchnell iſt, ſo iſt ſie oft bey weitem nicht richtig. Es wiederfährt Leuten vom beſten Geſchmacke, daß ſie nach einer ſorgfältigern Betrachtung, die frühzeitigen und übereilten Urtheile ändern müſſen, die die Seele aus Abneigung gegen Unentſchloſſenheit und Zweifel, ſo gerne auf der Stelle fället. Es iſt bekannt, daß, was auch der Geſchmack ſey, er ſich doch eben ſo, wie das verſtändige Urtheil, durch die Ausbreitung unſerer Kenntniſſe, durch eine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit auf die Sache, und durch eine öftere Uebung erhöhen und verbeſſern laſſe. Wenn diejenigen, welche dieſen Weg nicht gegangen ſind, ihren Geſchmack ſehr geſchwind entſcheiden laſſen, ſo iſt dieſe Entſcheidung immer ungewiß, und

ihre

ihre Geſchwindigkeit kömmt bloß von ihrem Vertrauen zu ſich ſelbſt, und von ihrer Flüchtigkeit, und nicht von einer plötzlichen Erleuchtung her, die in dieſem Augenblicke Dunkelheit und Ungewißheit aus ihren Seelen vertriebe.

Die aber, welche ſich in derjenigen Gattung von Kenntniſſen geübt haben, die eigentlich den Gegenſtand des Geſchmacks ausmachen, erlangen ſtuffenweiſe nicht bloß eine Richtigkeit, ſondern auch eine Geſchwindigkeit im Urtheilen, ſo wie eben dieß bey allen andern Gelegenheiten durch eben dieſe Mittel geſchiehet. Erſt muß der Menſch buchſtabiren; aber zuletzt lieſt er leicht und geſchwind. Aber dieſe Geſchwindigkeit, mit welcher der Geſchmack den Ausſpruch thut, iſt kein Beweis, daß er eine eigne natürliche Fähigkeit ſey. Niemand, glaube ich, kann auf den Gang einer Unterſuchung, die über Materien der bloß reinen Vernunft angeſtellt worden, Acht gehabt haben, ohne zu bemerken, mit welcher äuſſerſten Geſchwindigkeit der ganze Verfolg der Gründe und Beweiſe fortgeführt wird, die Gründe entdeckt, Einwürfe gemacht und beantwortet, und die Schlußſätze aus den Vorderſätzen heraus gezogen werden; eine Geſchwindigkeit, die beynahe eben ſo groß iſt, als die, welche den Operationen des Geſchmacks

zugeſchrieben wird. Allenthalben verſchiedene Grundkräfte annehmen, wo verſchiedene Erſcheinungen vorkommen, iſt unnütz, und überdieß in hohem Grade unphiloſophiſch.

Die Unterſuchung dieſer Sache könnte noch viel weiter verfolgt werden: Aber nicht der Umfang der Materie muß uns die Gränze vorſchreiben; (denn welche Materie erſtreckt nicht ihre Zweige ins Unendliche?) ſondern die Natur unſers Plans und der beſondere Geſichtspunkt, in welchem wir die Sache betrachten, muß uns in unſern Unterſuchungen Stilleſtand gebiethen.

Philo-

Philoſophiſche Unterſuchung über den Urſprung unſrer Begriffe vom Schönen und Erhabenen.

Erſter Theil.

Erſter Abſchnitt.
Neuheit.

Die erſte und einfachſte Bewegung, die wir im menſchlichen Herzen finden, iſt Neubegierde. Unter Neubegierde verſtehe ich das Verlangen und das Vergnügen, welche Dinge erregen, in ſo fern ſie das erſtemal vorkommen. Wir ſehen die Kinder in einer beſtändigen Bewegung, um etwas neues zu erhaſchen; ſie greifen mit großer Hitze und mit weniger Wahl nach der erſten beſten Sache, die ihnen in Weg kömmt; jedes Ding zieht ihre Aufmerkſamkeit an ſich, weil jedes Ding noch in dieſem Alter den Reiz der Neuheit hat. Aber

weil die Dinge, die uns bloß ihrer Neuheit wegen gefallen, uns nicht lange an ſich ziehen können: ſo iſt die Neubegierde die ſeichteſte aller unſerer Empfindungen; ſie ändert ihren Gegenſtand beſtändig; ſie hat einen ſehr ſcharfen Hunger, der aber bald geſtillt iſt; und ſie hat immer das Anſehen von Unruhe, Aengſtlichkeit und Taumel. Die Neubegierde iſt ihrer Natur nach eine ſehr behende Triebfeder. Sie läuft ſchnell über die meiſten ihrer Gegenſtände hinweg, und erſchöpft in kurzem die Mannichfaltigkeit der gewöhnlichen Natur; dieſelben Sachen kommen oft wieder zurück, und bey jeder Wiederkehr mit wenigerm Vergnügen. Mit einem Worte, die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens, würden zu der Zeit, da wir anfangen uns ihrer bewußt zu werden, keine andere Empfindung, als Ueberdruß und lange Weile erregen können, wofern uns nicht viele Dinge noch vermöge anderer Eigenſchaften, als vermöge der Neuheit gefielen, und nicht andere Triebfedern als die Neugierde in uns erregten. Dieſe Eigenſchaften und dieſe Triebfedern wollen wir an ihrem Orte unterſuchen. Aber ſie mögen ſeyn welche ſie wollen: ſo müſſen ſie doch durchaus, wenn ſie wirkſam ſeyn ſollen, ſich nicht an Dingen äuſſern, mit denen wir durch einen täglichen Gebrauch bis zur Gleichgültigkeit und zum Eckel bekannt geworden ſind. Einiger

Grad

Grad von Neuheit muß ein Beſtandtheil aller der Werkzeuge ſeyn, die auf die Seele wirken ſollen; und die Neugierde vermiſcht ſich mehr oder weniger mit allen unſern Leidenſchaften.

Zweyter Abſchnitt.

Vergnügen und Schmerz.

Es ſcheint alſo nothwendig, daß um Leute, die nicht Kinder ſind, bis auf einen gewiſſen Grad in Leidenſchaft zu bringen, die Gegenſtände, auſſer einigem Grade der Neuheit, noch andere Quellen des Vergnügens oder des Schmerzens enthalten müſſen. Schmerz und Vergnügen ſind einfache Vorſtellungen, die ſich nicht erklären laſſen. Menſchen irren nicht leicht, in Abſicht deſſen, was ſie empfinden; aber ſie irren ſehr oft in den Namen, die ſie ihren Empfindungen geben, und in den Schlüſſen, die ſie darüber anſtellen. Viele ſind der Meynung, daß der Schmerz nur aus der Beraubung eines gewiſſen Vergnügens, ſo wie hinwiederum das Vergnügen aus der Verminderung, oder der Hinwegſchaffung des Schmerzens entſtehe. Ich für mein Theil, bin mehr geneigt zu glauben, daß Vergnügen und Schmerz, wenn jedes für ſich und auf die natürlichſte Weiſe wirket, von poſitiver Natur ſind; und keines von dem andern

nothwendig in ſeiner Entſtehung abhängt. Die menſchliche Seele iſt oft, und ich glaube, größtentheils in einem Zuſtande, wo ſie weder Vergnügen noch Schmerz empfindet, und den ich den Stand der Gleichgültigkeit nennen will. Wenn ich aus dieſem Zuſtande in den Zuſtand eines poſitiven Vergnügens übergehen ſoll, ſo ſcheint es nicht nothwendig, daß ich durch das Medium irgend einer Art von Schmerz hindurch müſſe. Geſetzt, ein Menſch, der ſich in einem ſolchen Stande der Gleichgültigkeit, oder der Ruhe, oder der Behaglichkeit, oder wie man es nennen will, befindet, höre plötzlich ein muſikaliſches Concert; oder er ſehe einen Gegenſtand von ſchöner Geſtalt, und hellen glänzenden Farben; oder er rieche den Duft einer Roſe; oder er trinke ohne vorhergegangenen Durſt irgend einen wohlſchmeckenden Wein; oder eſſe, ohne hungrig zu ſeyn, eine leckere Speiſe: ſo wird er bey allen dieſen verſchiedenen Empfindungen des Hörens, Riechens, Schmeckens, unſtreitig ein Vergnügen genießen; und doch, wenn er um den Zuſtand ſeiner Seele vor dieſen Ergötzungen befragt wird, ſo wird er ſchwerlich antworten können, daß ſie ihn in einem Zuſtande von Schmerz gefunden hätten. Oder, wird er wohl, nachdem er jeden dieſer Sinne mit der ihm eignen Art von Luſt befriedigt hat, ſagen können, daß irgend ein Schmerz

darauf

darauf gefolget ſey, obgleich das Vergnügen völlig aufgehört hat? Geſetzt, im Gegentheil, eben dieſer Mann bekomme in demſelben Zuſtande der Gleichgültigkeit, einen heftigen Schlag, oder koſte einen bittern Trank, oder werde von kratzenden und rauhen Tönen betäubt: ſo giebt es hier kein aufgehobenes Vergnügen, und doch wird, in jedem der Sinne, die berührt worden ſind, eine merkliche Unluſt empfunden. Vielleicht könnte man ſagen, der Schmerz entſpringe zwar in dieſem Falle, wirklich aus der Aufhebung des zuvor genoſſenen Vergnügens; dieſes Vergnügen aber ſey von einem ſo niedrigen Grade geweſen, daß er es nur dadurch empfunden habe, indem es aufgehoben wurde. Aber dieß ſcheint mir eine Spitzfündigkeit zu ſeyn, die ſich in der Natur ſelbſt nicht finden läßt. Denn wenn ich das Vergnügen nicht wirklich gewahr werde, das vor dem Schmerz vorher gehen ſoll, was für ein Recht habe ich dann anzunehmen, daß es vorhanden ſey? Eben das läßt ſich mit gleichem Grunde vom Schmerz ſagen. Ich kann mich nicht überreden, daß Vergnügen und Schmerz bloße Beziehungen ſeyn ſollten, und nur in ſo fern da wären, als ſie gegen einander abſtechen; ſondern ich glaube ſehr deutlich zu bemerken, daß es poſitive Vergnügungen und Schmerzen giebt, die von einander ganz unabhängig

ſind. Nichts iſt meinem innerſten Bewußtſeyn deutlicher als dieß. Nichts iſt in meiner Seele, was ich mit mehr Deutlichkeit von einander unterſcheiden könnte, als den Zuſtand der Gleichgültigkeit, des Vergnügens und des Schmerzens. Jeden von ihnen kann ich begreifen, ohne die geringſte Idee einer Beziehung auf ein ander Ding nöthig zu haben. Cajus hat einen Anfall von Kolik, der Mann hat jetzt wirklich Schmerz; aber ſpannet den Cajus auf die Folter: er wird noch größern Schmerz leiden. Aber entſteht wohl dieſer Schmerz der Folter aus der Wegſchaffung irgend eines Vergnügens? oder iſt der Anfall von Kolik bald Schmerz, bald Vergnügen, nachdem es uns gefällt, ihn zu betrachten?

Dritter Abſchnitt.

Unterſchied zwiſchen dem aufgehobenen Schmerze, und dem poſitiven Vergnügen.

Ich kann dieſen Satz noch einen Schritt weiter verfolgen; und ich getraue mir zu behaupten, daß Schmerz und Vergnügen nicht nur nicht nothwendig, in Abſicht ihres Daſeyns, von der Verminderung, oder dem Aufhören des Gegen-

theils

theils abhängen, ſondern daß im Grunde, die Verminderung oder das Aufhören eines Vergnügens ganz anders auf die Seele wirke, als wirklicher Schmerz; und daß das Aufhören oder die Verminderung des Schmerzens in ihren Wirkungen wenig ähnliches mit dem poſitiven Vergnügen habe. Der erſte dieſer beyden Sätze, wird, glaube ich, weit eher zugeſtanden werden, als der letzte, weil es in die Augen fällt, daß das Vergnügen, wenn es ſeine Bahn durchlaufen iſt, uns beynahe eben da wieder zurück läßt, wo es uns fand. Das Vergnügen jeder Art wird geſchwind genoſſen; und iſt es vorüber, ſo fallen wir in Gleichgültigkeit zurück, oder wir gerathen vielmehr in eine ſanfte Ruhe, die noch etwas von der angenehmen Farbe der vorhergehenden Empfindung an ſich hat. Ich geſtehe es, nicht eben ſo augenſcheinlich iſt es bey dem erſten Anblicke, daß die Wegſchaffung eines großen Schmerzens nicht dem wirklichen Vergnügen ähnlich ſehe. Aber wir dürfen uns nur des Zuſtandes eingedenk machen, in welchem wir unſere Seele gefunden haben, als wir einer nahen Gefahr entgangen, oder von dem heftigſten Anfall eines grauſamen Schmerzens befreyt worden ſind. Wir werden, wenn ich mich nicht ſehr irre, die Verfaſſung unſers Gemüths bey dieſen Umſtänden ſehr verſchieden von

derjenigen gefunden haben, die die Gegenwart der wirklichen Luſt zu begleiten pflegt; wir werden ſie in einem Zuſtande der Stille und der Eingezogenheit gefunden haben, der aber doch noch mit einem Eindruck von Furcht vermiſcht war; in einer Art von Ruhe, die einen Schatten von Schrecken hatte. Die Mienen des Geſichts, und die Gebehrden des Körpers bey ſolchen Gelegenheiten, ſind dieſem Zuſtande der Seele ſo ähnlich, daß jeder, der die Urſache dieſer Erſcheinung nicht wüßte, eher glauben würde, wir wären in einer Art von Beſtürzung und Angſt, als in dem Genuß einer ſolchen Sache, wie poſitives Vergnügen.

Ὡς δ᾽ ὅταν ἄνδρ᾽ ἄτη πυκινὴ λάβῃ, ὅς᾽ ἐνὶ πάτρῃ
Φῶτα κατακτείνας, ἄλλων ἐξίκετο δῆμον
Ἀνδρὸς ἐς ἀφνειοῦ, θάμβος δ᾽ ἔχει εἰσορόωντας.

So wie ein Unglücklicher, den das ſchwere Schickſal betrifft, um Mordes willen von ſeinem Vaterlande zu fliehen, eben die Gränze des fremden Landes erreicht, athemloß, blaß, beſtürzt, — Jedermann ſtarrt ihn an, und erſchrickt.

Dieſer beſtürzende Anblick des Mannes, den Homer als eben einer augenſcheinlichen Gefahr entgangen, vorſtellt; dieſe Miſchung von Schrecken und Verwunderung, welche er den Zuſchauern

ſchauern einflößt, iſt ein ſehr ſtarkes Gemälde von der Art und Weiſe, wie wir ſelbſt bey ähnlichen Gelegenheiten gerührt werden. Denn wenn wir irgend eine gewaltſame Erſchütterung erlitten haben, ſo bleibt die Seele natürlicher Weiſe noch in einem ähnlichen Zuſtande, auch nachdem die Urſache, die ihn zuerſt hervor brachte, aufgehört hat zu wirken. Das Schwanken der See dauret auch nach dem Sturm fort; und wenn dieſer Ueberreſt von Schrecken ſich völlig gelegt hat, ſo endigt ſich mit ihm zugleich die ganze Leidenſchaft, die der Vorfall erregt hatte, und die Seele kehrt in den ihr gewöhnlichen Zuſtand der Gleichgültigkeit zurück. Mit einem Warte, Luſt (ich meyne alles, ſowohl in der innern Empfindung als dem äuſſern Anblicke, was dem Vergnügen aus einer poſitiven Urſache ähnlich iſt,) entſteht niemals aus der Wegſchaffung von Schmerz oder Gefahr.

Vierter Abſchnitt.

Von Beruhigung und Luſt als einander entgegen geſetzt.

Aber werden wir deswegen ſagen, daß die Wegſchaffung oder die Verminderung des Schmerzens, immer durchaus ſchmerzhaft, oder das Aufhören und die Verringe-

ringerung eines Vergnügens immer ſelbſt mit Vergnügen begleitet ſey? Keinesweges. Was ich behaupte, iſt nichts mehr als dieß: Erſtlich, daß es Schmerzen und Vergnügen von einer poſitiven und unabhängigen Natur gebe; und zweytens, daß das Gefühl, welches aus dem Aufhören oder der Verminderung von Schmerz entſpringt, nicht Aehnlichkeit genung mit dem poſitiven Vergnügen habe, um als eine Sache von gleicher Natur angeſehen, oder mit demſelben Namen belegt zu werden; und drittens, daß aus eben den Gründen, die Wegſchaffung oder Abänderung des Vergnügens keine Aehnlichkeit mit poſitivem Schmerz habe. Es iſt gewiß, daß das erſte Gefühl (das Gefühl bey dem Aufhören oder der Mäßigung des Schmerzens,) etwas enthält, das ſeiner Natur nach vom verdrüßlichen oder ängſtigenden ſehr weit entfernt iſt. Dieſes Gefühl, welches in vielen Fällen ſo angenehm, aber in allen von dem poſitiven Vergnügen ſo ſehr unterſchieden iſt, hat noch, ſo viel ich weis, keinen Namen; aber deswegen iſt es nicht weniger eine wirkliche, und von allen andern unterſchiedene Empfindung. Es iſt unſtreitig, daß alle Arten von Genuß oder Vergnügen, ſo verſchieden auch ſonſt der Eindruck ſeyn mag, den ſie machen, etwas poſitives in der Seele deſſen ſind, der ſie fühlt. Der Eindruck ſelbſt iſt ohne Zwei-

fel

fel poſitiv; aber die Urſache kann, ſo wie ſie es in unſerm Falle wirklich iſt, eine Privation ſeyn. Und es iſt ſehr billig, daß wir zwey Dinge, die ſo verſchieden ſind, als ein Vergnügen, das einfach und ohne Beziehung iſt, von einem Vergnügen, das ohne Beziehung nicht ſeyn kann, und zwar ohne Beziehung auf Schmerz, mit zwey verſchiedenen Wörtern ausdrücken. Sehr ungereimt würde es ſeyn, wenn zwey Empfindungen, die in ihren Urſachen und in ihren Wirkungen ſo verſchieden ſind, mit einander vermiſcht werden ſollten, bloß, weil der gemeine Sprachgebrauch ſie unter einerley gemeinſchaftlichen Namen zuſammen gefaßt hat. So oft ich von dieſer Art vom verhältnißmäßigen Vergnügen zu reden habe: nenne ich es **Beruhigung**; (delight) und ich will mich hüten, ſo gut ich kann, dieſes Wort niemals in einem andern Sinne zu brauchen. Ich weis wohl, daß das Wort gemeiniglich nicht in dieſer eingeſchränkten Bedeutung gebraucht wird. Aber ich hielt es für beſſer, ein ſchon bekanntes Wort zu nehmen, und ſeine Bedeutung einzuſchränken, als ein neues einzuführen, das ſich vielleicht nicht ſo gut mit der Sprache vertragen hätte. Ich würde mir es niemals angemaßt haben, die geringſte Aenderung in unſern Worten zu machen, wenn nicht die Natur der Sprache, die mehr für die Geſchäffte des Lebens,

bens, als für die Unterſuchungen der Philoſophie gebildet iſt, und die Natur meiner Materie, die mich aus dem gemeinen Wege des Geſprächs heraus führt, mich auf gewiſſe Weiſe dazu nöthigte. Ich werde mich dieſer Freyheit mit aller möglichen Behutſamkeit bedienen. So wie ich alſo das Wort Beruhigung brauche, um die Empfindung auszudrücken, die die Wegräumung des Schmerzens oder der Gefahr begleitet: ſo werde ich, wenn ich vom poſitiven Vergnügen rede, es größtentheils Luſt nennen.

Fünfter Abſchnitt.

Freude und Betrübniß.

Man muß bemerken, daß das Aufhören eines Vergnügens, auf die Seele einen dreyfachen Eindruck machet. Hört es bloß auf, nachdem es ſeine gewöhnliche ihm gemäße Zeit fortgedauert hat: ſo iſt die Folge Gleichgültigkeit. Bricht es plötzlich ab: ſo folgt eine Unbehaglichkeit, die man die getäuſchte Erwartung (disappointment) nennt; iſt der Gegenſtand ſo gänzlich verlohren, daß gar keine Möglichkeit übrig bleibt, ihn wieder zu genießen: ſo entſtehet in der Seele die Leidenſchaft, die Betrübniß heißt. — Von dieſen dreyen nun, hat, wie mich dünkt, keines, ſelbſt nicht die Betrübniß, die das heftigſte darunter iſt, irgend

irgend eine Aehnlichkeit mit wirklichem Schmerz. Die Perſon, die ſich betrübt, giebt ihrer Leidenſchaft Gewalt über ſich, ſie nährt ſie, ſie liebt ſie. Aber das geſchieht niemals bey einem wirklichen Schmerz, den niemand freywillig irgend eine beträchtliche Zeit lang erträgt. — Daß Betrübniß, ob gleich bey weitem keine ganz angenehme Empfindung, doch gerne ertragen wird: iſt nicht ſchwer zu begreifen. Es gehört zum Weſen der Betrübniß, daß ſie ihren Gegenſtand beſtändig der Seele vorhält, daß ſie ihn von ſeinen angenehmſten Seiten zeiget, daß ſie alle Umſtände, die zu ihm gehören, bis auf die kleinſten wiederholt; daß ſie auf jede einzelne Ergötzung, die die Sache gewährt hat, zurück geht, ſich bey jeder verweilt, und allenthalben tauſend neue Annehmlichkeiten findet, die vorher nicht waren hinlänglich bemerkt worden. Bey der Betrübniß hat das Vergnügen immer noch die Oberhand; und die Unluſt, die wir leiden, hat mit abſolutem Schmerz, der immer verhaßt iſt, und den wir, ſo bald als möglich, von uns abzuwälzen ſuchen, keine Aehnlichkeit. Die Odyſſee des Homers, die mit ſo viel natürlichen und rührenden Gemälden angefüllt iſt, hat keines, welches mehr Eindruck machte, als dasjenige, welches Menelaus von dem unglücklichen Schickſal ſeiner Freunde, und der Art ſeines eigenen Gefühls da-

bey macht. Er geſteht in der That, daß er oft ſich einen Nachlaß von ſolchen melancholiſchen Betrachtungen erlaube; aber er bemerkt zugleich, daß, ſo melancholiſch ſie ſind, ſie ihm doch Vergnügen gewähren:

Ἀλλ᾽ ἔμπης πάντας μὲν ὀδυρόμενος καὶ ἀχεύων
Πολλάκις ἐν μεγάροισι καθήμενος ἡμετέροισιν,
Ἄλλοτε μέν τε γόῳ φρένα τέρπομαι, ἄλλοτε
δ᾽ αὖτε
Παύομαι· αἰψηρὸς δὲ κόρος κρυεροῖο γόοιο.

„Dieſe alle habe ich verlohren, und mein Herz blu„tet noch. Oft, wenn ich in meiner Wohnung ein„ſam und ruhig ſitze, flieſſen meine Thränen, und „erleichtern mir das Herz. Bald aber werde ich „des Traurens müde, ſtehe auf, und trockne meine „Thränen ab.„

Auf der andern Seite, wenn wir unſere Geſundheit wieder erlangen, wenn wir einer nahen Gefahr entgehen, iſt es alsdann Freude, die wir empfinden? Das, was in uns bey ſolchen Gelegenheiten vorgeht, iſt von der ſüſſen und einnehmenden Empfindung ſehr unterſchieden, die die gewiſſe Ausſicht auf Luſt uns gewährt. Die Beruhigung, die aus der Verminderung des Schmerzens entſteht, zeigt den Stamm, aus dem ſie hervor wuchs, durch den geſetzten, ſtrengen und ernſthaften Charakter an, den ſie hat.

Sechſter Abſchnitt.

Von den Leidenſchaften, die zur Selbſterhaltung gehören.

Die meiſten der Vorſtellungen, die fähig ſind einen ſtarken Eindruck auf die Seele zu machen, es ſey einen Eindruck von Vergnügen und Schmerz überhaupt, oder von gewiſſen beſondern Arten derſelben, beziehen ſich auf einen von dieſen beyden Gegenſtänden, Selbſterhaltung oder Geſelligkeit; eines oder das andere iſt das Ziel, für welches alle unſere Leidenſchaften beſtimmt ſind. Die Leidenſchaften, die die Selbſterhaltung betreffen, haben größtentheils Schmerz oder Gefahr zum Grunde. Die Ideen von Schmerz, Krankheit und Tod erfüllen die Seele mit ſtarken Bewegungen des Abſcheues. Leben und Geſundheit hingegen, ob ſie uns gleich in den Stand ſetzen, Eindrücke des Vergnügens zu empfangen, machen doch ſelbſt durch ihren bloßen Beſitz keinen. Die Leidenſchaften alſo, welche die Selbſterhaltung betreffen, gründen ſich hauptſächlich auf Schmerz und Gefahr, und ſie ſind die heftigſten unſerer Leidenſchaften.

Siebenter Abſchnitt.
Von dem Erhabenen.

Alles, was auf einige Weiſe geſchickt iſt, die Vorſtellungen von Schmerz und Gefahr zu erregen, das heißt, alles, was auf irgend eine Weiſe ſchrecklich iſt, oder mit ſchrecklichen Gegenſtänden in Verwandſchaft ſteht, oder auf eine dem Schrecken ähnliche Art auf die Seele wirkt, iſt die Quelle vom Erhabenen; das heißt, es iſt dasjenige, welches die ſtärkſte Bewegung, deren die Seele fähig iſt, hervor bringt. Ich ſage, die ſtärkſte Bewegung: denn ich bin überzeugt, die Vorſtellungen von Schmerz ſind weit mächtiger, als die, welche zu dem Genuſſe der Luſt gehören. — Ohne allen Zweifel ſind die Martern, die man uns anthun kann, in ihren Wirkungen auf Geiſt und Körper weit größer, als alle Vergnügungen, die die ausgelernteſte Lüſternheit erfinden, oder die lebhafteſte Einbildungskraft, und der geſundeſte und empfindlichſte Körper genieſſen kann. Ja, ich zweifle ſehr, ob irgend ein Menſch ein Leben voll der höchſten Ergötzungen, unter der Bedingung annehmen würde, daß er es unter ſolchen Martern endigen ſolle, als an dem letzten Königsmörder in Frankreich vollzogen worden. Aber ſo wie Schmerz in ſeinen Wirkungen ſtärker iſt als Luſt: ſo iſt Tod gemeiniglich eine noch weit

wirk-

wirkſamere Idee als Schmerz; indem es ſehr wenig Schmerzen giebt, ſo gewaltſam ſie auch ſeyn mögen, die man nicht dem Tode vorzieht; ja, was größtentheils den Schmerz ſelbſt, ſo zu ſagen, am ſchmerzhafteſten macht, iſt, daß man ihn als einen Vorbothen dieſes Königes der Schrecken betrachtet. Wenn Gefahr oder Schmerz zu nahe auf uns eindringen, ſo ſind ſie unfähig uns auf irgend eine Art zu gefallen, und ſind bloß und durchaus ſchrecklich. Aber in gewiſſen Entfernungen, und mit gewiſſen Einſchränkungen können ſie ergötzend werden, und ſind es wirklich, wie wir alle erfahren. Die Urſache hievon werde ich hernach zu entdecken ſuchen.

Achter Abſchnitt.

Von den Leidenſchaften, die zur Geſelligkeit gehören.

Die andere Hauptgattung, unter welche ich unſere Leidenſchaften bringe, iſt die Gattung der geſelligen Leidenſchaften, die ſich wieder in zwey Arten theilet: 1) in die, welche auf die Verbindung der beyden Geſchlechter geht, und die zur Abſicht die Fortpflanzung hat; und 2) in die, welche ſich auf die allgemeinere Verbindung bezieht, in der wir mit den Menſchen überhaupt,

mit den übrigen Thieren, und auf gewiſſe Art auch mit der lebloſen Welt ſtehen. Die Leidenſchaften, die zu der Erhaltung des einzelnen Menſchen gehören, beziehen ſich alle auf Schmerz und Gefahr; die, welche zur Fortpflanzung des Geſchlechts gehören, haben ihren Urſprung in Befriedigung und Luſt. Dasjenige Vergnügen, welches am unmittelbarſten zu dieſer Abſicht gehört, iſt ſehr lebhaft, entzückend, und heftig, und nach aller Geſtändniß das höchſte ſinnliche Vergnügen. Demohnerachtet entſteht aus der Abweſenheit einer ſo großen Ergötzung ſelten eine eigentliche Unruhe; und, ausgenommen zu gewiſſen Zeiten, gar keine merkliche Empfindung. Wenn Leute beſchreiben, wie ihnen bey Schmerzen oder in Gefahren zu Muthe iſt, ſo halten ſie ſich nicht bey dem Vergnügen der Geſundheit, und dem frohen Zuſtande der Sicherheit auf, um dann bloß den Verluſt dieſer Annehmlichkeiten zu beklagen; ſondern ſie bleiben ganz bey den wirklichen Schmerzen, die ſie leiden, und dem gegenwärtigen ſchrecklichen ſtehen, das ſie fürchten. Giebt man hingegen auf die Klagen eines verlaßnen Liebhabers Acht, ſo bemerkt man, daß er am längſten bey den Vergnügungen, die er genoß, oder zu genieſſen hoffte, und bey den Vorzügen des geliebten Gegenſtandes verweilt. Es iſt immer die Idee des Verluſtes, die in ſeiner Seele am meiſten herrſcht. Die gewaltſa-

waltſamen Wirkungen der Liebe, die zuweilen bis zum Wahnwitz ſteigen, ſind kein Einwurf gegen unſern Grundſatz. Wenn ein Menſch ſeine Einbildungskraft lange auf einer Vorſtellung hat hafften laſſen: ſo kann ſie davon endlich ſo erfüllt werden, daß jede andere Idee ausgeſchloſſen, und die Aufmerkſamkeit auf jede andere Sache, die jene Vorſtellung ſchwächen könnte, unmöglich gemacht wird. Dieſe Folgen kann jede Vorſtellung auf gleiche Weiſe haben, wie man aus der unendlichen Mannichfaltigkeit von Urſachen ſieht, die Wahnwitz hervorbringen. Dieß kann alſo nur höchſtens ſo viel beweiſen, daß die Leidenſchaft der Liebe ſehr auſſerordentliche Wirkungen habe, nicht aber, daß dieſe auſſerordentliche Bewegung mit poſitivem Schmerz in Verbindung ſtehe.

Neunter Abſchnitt.

Die Endurſache des Unterſchiedes, zwiſchen den Leidenſchaften, die zur Selbſterhaltung gehören, und denen, welche die Vereinigung der Geſchlechter angehen.

Die Endurſache von der Verſchiedenheit, zwiſchen dem Charakter der Leidenſchaften, welche die Selbſterhaltung angehn, und derer, die auf

die Vervielfältigung unſerer Gattung gerichtet ſind, wird die vorhergehenden Anmerkungen noch weiter aufklären; und ſie iſt, auch um ihrer ſelbſt willen, bemerkungswerth. Da die Vollbringung aller unſerer Pflichten, auf dem Leben; und die Vollbringung derſelben mit Muth und Glück, auf der Geſundheit beruht: ſo werden wir ſehr ſtark von allem gerührt, was eines von beyden zu zerſtöhren droht. Aber da wir nicht dazu gemacht wurden, bloß zu leben und geſund zu ſeyn: ſo iſt der bloße Beſitz dieſer Güter mit keiner wirklichen Luſt verbunden, damit wir uns nicht der Trägheit und Unthätigkeit überlieſſen. Auf der andern Seite iſt die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts eine große Abſicht der Natur, und es war nothwendig, um dem Menſchen zur Befolgung derſelben einen ſtarken Antrieb zu geben, daß ſie mit einem hohen Grade von Luſt begleitet wurde. Weil ſie aber bey weitem nicht unſer einziges und beſtändiges Geſchäffte ſeyn ſollte: ſo mußte auch die Abweſenheit dieſer Luſt mit keinem beträchtlichen Misvergnügen verbunden ſeyn. Der Unterſchied zwiſchen Menſch und Thier iſt in dieſer Abſicht merkwürdig. Der Menſch iſt zu allen Zeiten zur körperlichen Liebe ziemlich gleich aufgelegt, weil die Vernunft ihn in der Zeit und der Art ihrer Befriedigung leiten ſoll. — Entſtünde eine

große

große Unluſt aus dem Mangel dieſer Befriedigung, ſo würde es, fürchte ich, der Vernunft ſehr ſchwer geworden ſeyn, ihr Amt zu verwalten. Das Thier aber, welches Geſetzen gehorcht, an deren Beobachtung ſeine eigne Vernunft nur wenig Theil hat, hat eine beſtimmte Jahreszeit. Während dieſer empfinden ſie wahrſcheinlicher Weiſe den Mangel dieſer Luſt mit vieler Unruhe; weil der Endzweck entweder dann erreicht, oder bey vielen, vielleicht auf immer verfehlt ſeyn muß, da der Trieb erſt wieder mit der Jahreszeit zurück kehrt.

Zehenter Abſchnitt.

Schönheit.

Die Leidenſchaft, die auf die Fortpflanzung geht, iſt an und für ſich nichts als Inſtinct. Dieß iſt bey den Thieren augenſcheinlich, deren Leidenſchaften unvermiſchter ſind, und ihren Endzweck mehr ohne Umſchweif verfolgen als die unſrigen. — Der einzige Unterſchied, den ſie in Abſicht ihres Gattens bemerken, iſt der Unterſchied des Geſchlechts. Es iſt wahr, daß ſie genau bey ihrer eignen Gattung bleiben, mit Ausſchlieſſung aller andern. Aber dieſen Vorzug geben ſie ihr nicht ſowohl, weil ſie ein Gefühl von vorzüglicher Schönheit bey ihr hätten;

ſondern weil es ihnen, vermöge eines Geſetzes ihrer Natur, nothwendig iſt; und dieß können wir daraus ſchließen, weil ſie, ſo viel wir bemerken, unter den Thieren ihrer Gattung ſelbſt, keine Wahl anſtellen. Der Menſch hingegen, der zu weit mannichfaltigern und verwickeltern Verhältniſſen geſchickt iſt, verbindet mit dem Inſtinct, der aufs ganze Geſchlecht geht, die Vorſtellung gewiſſer geſelliger Eigenſchaften, welche den Inſtinct erhöhen und gegen einen beſondern Gegenſtand richten. Und da der Menſch nicht, gleich den Thieren, zu einer herumſchweifenden Liebe beſtimmt iſt: ſo muß er nothwendig etwas haben, wornach er einen Vorzug geben, und eine Wahl anſtellen könne. Dieß mußte irgend eine ſinnliche Eigenſchaft ſeyn; weil keine andre ſo geſchwind, ſo kräftig, und ſo ſicher ihre Wirkung hervor bringt. Der Gegenſtand nun von dieſer gemiſchten Leidenſchaft, die wir Liebe nennen, iſt die Schönheit des andern Geſchlechts. Der Mann hat einen Trieb gegen das Geſchlecht überhaupt, weil es das Geſchlecht iſt, und vermöge eines allgemeinen Geſetzes der thieriſchen Natur; aber ſeine Neigung gegen beſondere Perſonen wird nur durch Schönheit gefeſſelt. Ich nenne Schönheit eine geſellige Eigenſchaft; denn ſo oft uns der Anblick einer Mannsperſon, oder eines Frauenzimmers, und nicht bloß dieſer, ſondern, ſo

oft

oft uns der Anblick irgend eines andern lebendigen Geſchöpfs gefällt und Vergnügen macht: (und es ſind ihrer viele, die uns daſſelbe machen:) ſo flößen ſie uns zugleich eine Geſinnung von Zärtlichkeit und Zuneigung gegen ſie ein; wir wünſchen, ſie nahe um uns zu haben, und wir ſind geneigt, uns in eine Art von Vertraulichkeit mit ihnen einzulaſſen, wofern nicht ſtarke Urſachen zum Gegentheil da ſind. Zu was für einer Abſicht dieſes in vielen Fällen ſo eingerichtet ſey, bin ich nicht im Stande zu entdecken. Denn ich ſehe zu einer Verbindung zwiſchen dem Menſchen und denjenigen Thieren, die auf ſo eine anziehende Weiſe ausgeſchmückt ſind, keinen größern Grund, als zwiſchen eben demſelben und andern Thieren, die dieſe anziehende Kraft gar nicht, oder in einem weit geringern Grade, beſitzen. Doch iſt es wahrſcheinlich, daß die Vorſehung auch dieſen Unterſchied nicht anders, als zur Erreichung irgend eines großen Endzwecks veranſtaltet habe, ob wir gleich nicht deutlich einſehen können, was es für einer ſey, da ſeine Weisheit nicht unſre Weisheit iſt, und ſeine Wege nicht unſre Wege ſind.

Eilfter Abſchnitt.

Geſellſchaft und Einſamkeit.

Der andere Zweig der geſelligen Leidenſchaften iſt der, welcher ſich auf Geſellſchaft überhaupt

haupt bezieht. In Abſicht dieſer bemerke ich, daß Geſellſchaft bloß als Geſellſchaft, ohne irgend einen Zuſatz, der den Eindruck davon erhöht, in dem Genuß kein poſitives Vergnügen gewähre. Aber eine gänzliche Einſamkeit, d. h. die völlige und immerwährende Beraubung aller Geſellſchaft, iſt ein ſo großer poſitiver Schmerz, als irgend einer, den wir uns denken können. Wenn man alſo das Vergnügen einer bloß allgemeinen Geſellſchaft, gegen den Schmerz einer abſoluten Einſamkeit abwägt: ſo iſt der Schmerz das überwiegende. Hingegen überwiegt die Luſt bey irgend einer beſondern geſellſchaftlichen Ergötzung, bey weitem die Unluſt, die durch die Entbehrung eben dieſer Ergötzung verurſacht wird; ſo, daß unter den Empfindungen, die ſich auf die Theilnehmung an beſondern Geſellſchaften beziehn, die Empfindungen des Vergnügens die ſtärkſten ſind. Angenehmer Umgang, lebhafte Geſpräche, und die Ergieſſungen der Freundſchaft füllen die Seele mit einem großen Vergnügen; auf der andern Seite iſt die Einſamkeit ſelbſt wieder angenehm, wenn ſie nur eine Zeitlang dauert. Dieß kann vielleicht beweiſen, daß wir eben ſowohl zum **betrachten** als zum **handeln** beſtimmt ſind, weil Einſamkeit ſowohl als Geſellſchaft ihre Annehmlichkeiten für uns hat; ſo wie wir hingegen aus der vorhergehenden Anmerkung

merkung ſchließen, daß ein ganz einſames Leben den Abſichten unſers Daſeyns widerſpreche, weil der Tod ſelbſt kaum eine ſchrecklichere Idee für uns iſt.

Zwölfter Abſchnitt.

Sympathie, Nachahmung, und Ehrgeiz.

Die Leidenſchaften, die unter dem Namen Geſelligkeit zuſammen gefaßt werden, ſind von einer ſehr verwickelten Art, und theilen ſich in ſo mannichfaltige Zweige, als es Endzwecke giebt, denen ſie in der großen Kette der Geſellſchaft untergeordnet ſind. Die drey Hauptglieder in dieſer Kette ſind, Sympathie, Nachahmung und Ehrgeiz.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Sympathie.

Durch die erſte von dieſen Leidenſchaften geſchieht es, daß wir an den Vorfällen anderer Theil nehmen, daß wir bewegt werden, ſo wie wir ſie bewegt ſehen, und daß wir niemals gleichgültige Zuſchauer bey irgend etwas ſeyn können, was andre thun, oder leiden. Denn die Sympathie muß als eine Art von Verwechſelung angeſehen werden, vermöge welcher wir uns in die Stelle eines andern Menſchen ſetzen, und in vieler

vieler Abſicht eben das empfinden, was er empfindet; ſo, daß alſo dieſe Leidenſchaft bald etwas von der Natur derjenigen, die die Selbſterhaltung betreffen, annehmen, und weil ſie ſich alsdann auf Schmerz bezieht, eine Quelle des Erhabenen werden, und bald auf Jdeen von Vergnügen gerichtet ſeyn kann; und dann läßt ſich auf ſie alles anwenden, was wir von den geſelligen Neigungen geſagt haben, es ſey von denen, die die ganze Geſellſchaft, oder von denen, die nur beſondere Arten derſelben betreffen.

Durch dieſen Trieb vornehmlich geſchieht es, daß Poeſie, Malerey, und die übrigen auf die Seele wirkende Künſte, ihre Leidenſchaften von einem Herzen in das andere ergießen, und oft ſelbſt aus dem Elende, dem Unglück und dem Tode, einen Stoff zum Vergnügen ziehen können. Es iſt eine ſehr gemeine Bemerkung, daß Gegenſtände, welche in der Wirklichkeit widrig ſeyn würden, in der tragiſchen oder einer andern Nachahmung, die Quelle einer ſehr hohen Art von Ergötzungen werden. Dieß als ein gewiſſes Faktum voraus geſetzt, hat zu einer Menge von Erklärungen Anlaß gegeben. Man hat gemeiniglich jenes Vergnügen entweder aus der Beruhigung hergeleitet, die uns der Gedanke von Erdichtung bey ſo traurigen Geſchichten macht; oder aus dem frohen Gefühl unſerer

ſerer eigenen Befreyung von den Uebeln, die wir vorgeſtellt ſehen. — Ich fürchte, es iſt bey Unterſuchungen dieſer Art ein gar zu gewöhnliches Verfahren, Empfindungen, deren Urſachen bloß in dem mechaniſchen Bau unſers Körpers, oder der natürlichen Anlage und dem Weſen unſers Geiſtes liegen, aus Vernunftſchlüſſen über die Natur der Gegenſtände zu erklären: denn ich bin geneigt zu glauben, daß der Einfluß, den das Nachdenken zur Hervorbringung unſrer Leidenſchaften hat, bey weitem ſo ausgebreitet nicht ſey, als man gemeiniglich annimmt.

Vierzehnter Abſchnitt.

Die Wirkungen der Sympathie bey der Noth anderer.

Um dieſe Sache bey den Wirkungen des Trauerſpiels auszumachen, müſſen wir zuerſt unterſuchen, wie wir von den Empfindungen unſrer Nebenmenſchen bey ihrem wirklichen Leiden gerührt werden. Ich bin überzeugt, wir haben einen Grad von beruhigender Empfindung, und zwar keinen geringen, bey den wirklichen Unglücksfällen und Schmerzen andrer. — Denn, ſo lange dieſe Empfindung, ſie mag auch ſeyn, welche ſie will, nicht macht, daß wir ſolchen Gegen-

ſtänden

ſtänden aus dem Wege gehn; wenn ſie uns im Gegentheil reizt uns denſelben zu nähern, wenn ſie macht, daß wir bey ihnen verweilen: ſo bin ich gewiß, wir müſſen ein Wohlgefallen oder ein Vergnügen irgend einer Art an dem Anſchauen derſelben haben. Leſen wir nicht die wahrhaften Geſchichten von dergleichen Auftritten mit eben ſo viel Vergnügen, als die erdichteten in Romanen oder Gedichten? Der Wohlſtand keines Reichs und die Größe keines Königes, wird uns beym Leſen auf eine ſo angenehme Art in Bewegung ſetzen, als der Untergang des macedoniſchen Staats, und die Noth ſeines unglücklichen Fürſten. Ein ſolcher Umſturz rührt uns in der Geſchichte nicht weniger, als uns in der Fabel die Zerſtöhrung von Troja rührt. Unſer Wohlgefallen bey Fällen dieſer Art ſteigt noch weit höher, wenn der Leidende ein vortrefflicher Mann iſt, der unter einem ungerechten Schickſal erliegt. Scipio und Cato ſind beydes tugendhafte Charaktere; aber wir werden von dem gewaltſamen Tode des letztern, uud dem Falle der großen Parthey, welcher er anhieng, weit ſtärker gerührt, als von den verdienten Triumphen, und der ununterbrochenen Glückſeligkeit des erſtern. Denn Schrecken iſt eine Leidenſchaft, die allemal ein Wohlgefallen erregt, wenn ſie nicht zu nahe auf uns eindringt; und Mitleiden iſt eine Leidenſchaft, die

mit Luſt verbunden iſt, weil ſie aus Liebe und geſelliger Zuneigung entſpringt. Allenthalben, wo die Natur die Abſicht hat, daß wir handeln und thätig ſeyn ſollen, da hat ſie die Leidenſchaft, die uns dazu antreibt, mit irgend einer Art von Wohlgefallen oder Luſt verbunden, der Gegenſtand derſelben mag ſeyn, welcher er will. Und da alſo der Schöpfer uns durch das Band der Sympathie hat vereinigen wollen: ſo hat er dieſes Band durch ein gleichmäßiges Vergnügen befeſtigt. Wäre dieſe Leidenſchaft bloß ſchmerzlich: ſo würden wir alle Perſonen und Oerter aufs ſorgfältigſte vermeiden, die eine ſolche Leidenſchaft in uns erregen könnten; ſo, wie einige Leute es wirklich thun, die allen Schmerz ſo ſehr ſcheuen, daß ſie auch nicht einmal eine ſtarke Empfindung ertragen können. Aber mit dem größten Theile der Menſchen verhält es ſich ganz anders. Kein Schauſpiel ſuchen wir ſo begierig auf, als das Schauſpiel ungewöhnlicher und ſchrecklicher Leiden. Und der Unglücksfall mag vor unſern Augen vorgehn, oder wir mögen ihn in der Geſchichte finden: ſo rührt er uns immer auf eine uns ergötzende Weiſe. Es iſt nicht reines lauteres Vergnügen, das wir dabey genießen, ſondern mit einer merklichen Unruhe vermiſchtes Vergnügen. Das Wohlgefallen, das wir an ſolchen Dingen finden, hindert

uns, die Scenen des Elendes zu vermeiden; und der Schmerz, den wir dabey fühlen, treibt uns an, uns ſelbſt aufzurichten, indem wir denen, welche leiden, beyſpringen; und dieß alles unabhängig von allen Vernunftſchlüſſen, bloß durch einen Inſtinkt, der uns, ohne unſere Mitwirkung, zu ſeinem Ziel hintreibt.

Funfzehnter Abſchnitt.

Von den Wirkungen des Trauerſpiels.

So verhält es ſich bey wirklichen Unglücksfällen. Bey nachgeahmten Leiden findet ſich der einzige Unterſchied, daß wir noch ein neues Vergnügen aus der Nachahmung ſchöpfen. Denn ſo vollkommen ſie auch ſeyn mag: ſo werden wir doch immer gewahr, daß es Nachahmung iſt; und können uns alſo daran aus dieſem Grunde ergötzen. Und in einigen Fällen ſchöpfen wir in der That eben ſo viel, oder noch mehr Vergnügen aus dieſer Quelle, als aus dem Dinge ſelbſt.

Aber dann irren wir, glaube ich, ſehr, wenn wir irgend einen beträchtlichen Theil des Vergnügens, das uns die Tragödie macht, der Betrachtung

zu=

zuſchreiben, daß ſie ein bloßer Betrug iſt, und ihre Vorſtellungen nicht Wirklichkeiten ſind. Je näher ſie der Wirklichkeit kömmt, und je mehr ſie von uns alle Idee von Erdichtung entfernt, deſto vollkommner iſt ihre Wirkung. Aber mag ihre Wirkung ſeyn, welche ſie will, ſo reicht ſie niemals an den Eindruck der vorgeſtellten Sache ſelbſt. Man laſſe eines Tages das erhabenſte und rührendſte unſerer Trauerſpiele aufführen; man wähle dazu diejenigen Schauſpieler, welche den größten Beyfall haben; man ſpare keine Koſten an dem Theater und den Verzierungen; man vereinige die höchſten Kräfte der Dichtkunſt, Malerey und Muſik; und dann, wenn alle Zuſchauer verſammlet ſind, eben in dem Augenblicke, wo die Erwartung und Begierde am höchſten geſtiegen iſt, laſſe man die Nachricht ankommen, daß in einer benachbarten Straße ein Staatsverbrecher von hohem Range eben enthauptet werde: in einem Augenblicke wird die Leere der Schaubühne die verhältnismäßige Schwäche der nachahmenden Künſte, und den Sieg der wirklichen Sympathie beweiſen. Ich glaube, daß dieſe Meynung, als wenn wir bey der Wirklichkeit gewiſſer Sachen bloße Unluſt, und doch bey Abbildungen derſelben Vergnügen empfänden, daher entſtehe, weil wir nicht hinlänglich unterſcheiden, das was wir ſelbſt auf keine Weiſe würden thun

wollen, und das, was wir doch begierig ſeyn würden zu ſehen wenn es geſchehen iſt. Wir ergötzen uns an dem Anblick von Dingen, die wir ſo weit entfernt ſind ſelbſt zu thun, daß unſre herzlichſten Wünſche darauf gehn, ihnen abgeholfen zu ſehen. Dieſe glorreiche Stadt, den Stolz Englands und Europens, durch Feuersbrunſt oder Erdbeben zerſtöhrt zu ſehen, dieß iſt, glaube ich, niemand verkehrt und boshaft genung zu wünſchen, wenn er auch für ſeine Perſon noch ſo weit von der Gefahr entfernt wäre. Aber geſetzt, der unglückliche Zufall wäre geſchehen: was für eine Menge von Menſchen würde ſich von allen Seiten herzu drängen, die Ruinen zu ſehen; und unter dieſer viele, die es ſich leicht würden haben gefallen laſſen, London in ſeiner Herrlichkeit niemals zu ſehen. Nun aber iſt weder bey wirklichen noch bey erdichteten Unglücksfällen anderer, der Gedanke daß wir von denſelben frey ſind, der Grund unſers Vergnügens: in meiner eignen Seele kann ich nichts dergleichen entdecken. Ich befürchte, dieſer Irrthum kömmt aus einer Art von Trugſchluß, von dem wir ſehr oft getäuſcht werden; daraus nämlich, daß wir nicht zwiſchen dem, was eine nothwendige Bedingung zu allem unſern Thun und Leiden iſt, und zwiſchen dem, was die Urſache einer gewiſſen beſondern Handlung iſt, unterſcheiden.

Wenn

Wenn jemand mich erſticht: ſo war es dazu eine nothwendige Bedingung, daß wir beyde vor dieſer Begebenheit beym Leben ſeyn mußten; und doch wäre es ungereimt zu ſagen, dieſer Umſtand, daß wir beyde lebendige Geſchöpfe waren, ſey die Urſache ſeines Verbrechens und meines Todes. Auf gleiche Art iſt es gewiß, daß mein Leben nothwendig auſſer aller nahen Gefahr ſeyn muß, wenn ich an dem Leiden andrer, es ſey ein wirkliches oder eingebildetes, oder wenn ich überhaupt an irgend einer Sache in der Welt Vergnügen finden ſoll. Aber es iſt ein Trugſchluß, wenn man daraus folgert, daß dieſes auſſer Gefahr ſeyn, die Urſache meines Vergnügens bey dieſer oder irgend einer andern Gelegenheit ſey. Niemand, glaube ich, iſt ſich einer ſolchen Urſache von Vergnügen deutlich bewußt; ja, wenn wir nur nicht in dem Anfalle eines ſehr heftigen Schmerzen, oder einer ſehr nahe bevorſtehenden Gefahr ausgeſetzt ſind: ſo können wir für andre fühlen, während daß wir ſelbſt leiden; und dann oft am meiſten, wenn uns die Noth weicher gemacht hat. Wir ſehen Unglücksfälle mit Mitleiden an, mit denen wir gerne unſre eignen vertauſchen würden.

Sechszehnter Abſchnitt.

Nachahmung.

Die zweyte Leidenſchaft, die ſich auf die Geſellſchaft bezieht, iſt Nachahmung, oder wenn man lieber will, eine Begierde nachzuahmen, und alſo ein Vergnügen daran. — Dieſe Leidenſchaft entſteht ziemlich aus eben der Urſache als die Sympathie. Denn ſo wie uns die Sympathie an allem Theil nehmen läßt, was ein anderer Menſch empfindet: ſo treibt uns dieſe Neigung an, alles nachzumachen, was ein andrer thut. Und um deswillen macht uns das Nachahmen, und alles, was zu demſelben gehört, bloß in ſo fern Vergnügen, als es Nachahmung iſt, ohne Hülfe der überlegenden Vernunft, ganz allein vermöge der urſprünglichen Einrichtung unſrer Natur, die von der Vorſehung ſo gebildet worden, daß alle Sachen, die zu dem Endzwecke unſers Daſeyns gehören, nach der Verſchiedenheit ihrer Natur, Luſt oder Beruhigung in uns erwecken. Durch Nachahmung lernen wir weit mehr Sachen, als durch Unterricht; und was wir auf dieſe Weiſe lernen, das wird nicht nur weit beſſer, ſondern auch mit mehr Vergnügen erlernt. Die Nachahmung iſt es, die unſere Sitten, unſere Meynungen, unſere Lebensart bildet. Sie iſt das ſtärkſte Band der Geſellſchaft; ſie iſt eine

Art

Art von natürlicher Gefälligkeit, durch welche jeder Menſch dem andern nachgiebt ohne ſich ſelbſt Zwang anzuthun, und die doch allen ausnehmend ſchmeichelhaft iſt. Auf ſie gründen die Malerey und viele andere ergötzende Künſte ihre vornehmſte Kraft. Und da ſie durch ihren Einfluß auf unſere Sitten und Leidenſchaften von ſo großen Folgen iſt: ſo will ich es verſuchen, eine Regel hier feſt zu ſetzen, die uns mit ziemlicher Gewißheit lehren kann, wann die Künſte ihre Wirkung, der Nachahmung oder unſerm Vergnügen an der Geſchicklichkeit des Nachahmers, und wann ſie ſie der Sympathie oder einer mit ihr verbundenen Urſache zu danken haben. Wenn der im Gedicht oder dem Gemälde vorgeſtellte Gegenſtand ſo beſchaffen iſt, daß wir keine Begierde haben würden ihn zu ſehen, wenn er wirklich wäre: dann rührt ſeine Kraft im Gemälde oder dem Gedicht lediglich von der Kraft der Nachahmung her, und von keiner in dem Dinge ſelbſt wirkenden Urſache. So verhält es ſich mit den meiſten ſolcher Stücke, die die Maler die ſtille Natur nennen. In dieſer iſt eine Hütte, ein Miſthaufen, ſind die niedrigſten und gemeinſten Küchengeräthe vermögend, uns Vergnügen zu machen. Aber wo der Gegenſtand des Gemäldes oder Gedichts von der Art iſt, daß wir in der Natur ſelbſt eilen würden, ihn zu ſehen: da kön-

nen wir uns darauf verlaſſen, ſo ſeltſam auch die Empfindung ſeyn mag die er bey uns erregt, die Wirkung des Gedichts oder Gemäldes hängt mehr von der Natur des Dinges ſelbſt, als von der bloßen Wirkung der Nachahmung, oder von der Betrachtung der Kunſt des Nachahmers ab, ſo groß dieſe auch ſeyn mag. Ariſtoteles hat von der Wirkung der Nachahmung in ſeiner Poetik ſo viel und ſo viel gründliches geſagt, daß er jede andere Unterſuchung dieſer Sache ganz unnöthig gemacht hat.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Ehrgeiz.

Obgleich die Nachahmung eines von den großen Werkzeugen iſt, deſſen ſich die Vorſehung bedient, unſere Natur ihrer Vollkommenheit näher zu bringen: ſo iſt doch leicht einzuſehen, daß wenn die Menſchen ſich lediglich der Nachahmung überließen, und einander in einem beſtändigen Cirkel auf dem Fuße nachgiengen, daß, ſage ich, alsdann alle Verbeſſerungen unter ihnen unmöglich ſeyn würden. Die Menſchen müßten alsdann, ſo wie die Thiere, nach Jahrhunderten eben das ſeyn, was ſie heute ſind, und was ſie am Anfange der Welt

waren.

waren. Dieſem zuvor zu kommen, hat Gott dem Menſchen den Trieb des Ehrgeizes eingepflanzt, und dem Gedanken, daß er ſeine Nebenmenſchen in irgend einer unter ihnen werth gehaltenen Sache übertreffe, etwas ergötzendes gegeben. Dieſe Leidenſchaft iſt es, die die Menſchen zu allen den Unternehmungen treibt, durch die wir ſie ſich gewöhnlicher Weiſe hervor thun ſehn; ſie iſt es, die ſie alles zu thun bewegt, was in ihnen dieſe ſo reizende Idee ihrer Erhabenheit erwecken kann. Sie iſt ſo ſtark, daß ſie elende Menſchen mit dem Gedanken, die oberſten im Unglück zu ſeyn, getröſtet hat. Und es iſt gewiß, daß, wo wir uns nicht durch irgend eine wirkliche Vortrefflichkeit unterſcheiden können, wir anfangen, uns in unſern eignen Schwachheiten, Thorheiten oder Mängeln, beſonders wenn ſie ſonderbar und auſſerordentlich ſind, wohl zu gefallen. Dieſer Trieb iſt es, welcher der Schmeicheley ſo viel Gewalt über uns giebt: denn Schmeicheley iſt nichts anders, als was einem Menſchen die Einbildung eines Vorzugs giebt, den er nicht hat. Alles nun, was einen Menſchen mit oder ohne Grund, in ſeinem eignen Urtheile erhebt, bringt eine triumphirende Freude bey ihm zuwege, die der Seele ausnehmend angenehm iſt. Und dieſes Emporſtreben wird niemals mehr gefühlt, und wirkt niemals mit mehr Stärke, als, wenn

wir ohne Gefahr mit ſchrecklichen Gegenſtänden umgehen; indem die Seele allemal einen Theil von der Würde und der Wichtigkeit der Dinge, die ſie betrachtet, ſich ſelbſt zuſchreibt. Daher kömmt der Stolz und die Empfindung eigner Hoheit, die, wie Longin bemerkt, allemal den Leſer bey denjenigen Stellen der Redner und Dichter einnimmt, welche wahrhaftig erhaben ſind; eine Sache, die jeder in ſich ſelbſt bey ſolchen Gelegenheiten wahrgenommen haben muß.

Achtzehnter Abſchnitt.

Wiederholung.

Um alſo das Ganze, was bisher iſt geſagt worden, in einige wenige Punkte zuſammen zu faſſen: ſo haben alle Leidenſchaften, die die Selbſterhaltung betreffen, mit Schmerz oder Gefahr zu thun. Sie ſind ſchlechterdings verdrüßlich, wenn ihre Urſachen unmittelbar auf uns wirken; ſie ſind ergötzend, wenn wir die Vorſtellung von Schmerz und Gefahr haben, ohne ſelbſt in dem Zuſtande des Schmerzens zu ſeyn. — Das Gefallen, was wir daran finden, habe ich nicht Luſt genannt, weil es ſich auf Schmerz gründet, und von allem poſitiven Vergnügen hinlänglich unter-

unterſchieden iſt. Alles, was dieſes Wohlgefallen erregt, nenne ich **erhaben.** Die Leidenſchaften, die die Selbſterhaltung betreffen, ſind die ſtärkſten unter allen.

Die zweyte Hauptgattung, in welche die Leidenſchaften in Abſicht auf ihre Endurſachen eingetheilt werden, iſt Geſelligkeit. Es giebt zwey Arten von Geſellſchaft. Eine zwiſchen den beyden Geſchlechtern: die Leidenſchaft, die darauf geht, heißt Liebe, und enthält eine Miſchung von thieriſchem Inſtinkt; ihr Gegenſtand iſt die Schönheit bey dem weiblichen Geſchlechte. Die andere zwiſchen den Menſchen und allen lebendigen Weſen überhaupt: die Leidenſchaft, die dazu gehört, heißt ebenfalls Liebe, aber ſie hat keine Miſchung von ſinnlichem Inſtinkt; und ihr Vorwurf iſt Schönheit. Unter dieſem Namen verſtehe ich alle diejenigen Eigenſchaften in den Dingen, die uns die Geſinnung des Wohlwollens und der Zärtlichkeit, oder ſonſt eine andre Leidenſchaft, die dieſen am nächſten kömmt, einflößen. Die Leidenſchaft der Liebe hat ihren Urſprung in einem poſitiven Vergnügen; ſie iſt, ſo wie alle aus dem Vergnügen entſpringende Leidenſchaften, fähig, mit einer Art von Unluſt vermiſcht zu werden, wenn nämlich die Vorſtellung ihres Gegenſtandes zugleich mit der Idee ihn unwiederbringlich ver-

verloh-

lohren zu haben, erreget wird. Dieſes vermiſchte Gefühl von Vergnügen und Unluſt habe ich nicht Schmerz genannt, weil es ſich auf wirkliches Vergnügen gründet, und in ſeinen meiſten Wirkungen allzuſehr vom Schmerz unterſchieden iſt.

Nach der allgemeinen Neigung, die wir für Geſellſchaft überhaupt haben; nach der Wahl eines einzelnen Gegenſtandes, in welcher wir durch das Vergnügen an demſelben beſtimmt werden, iſt die dritte beſondere Leidenſchaft dieſer Gattung, die Sympathie, und dieſe iſt von dem weiteſten Umfange. Das Weſen dieſer Leidenſchaft beſteht darinn, daß wir uns an die Stelle eines andern unter allen Umſtänden verſetzen, und in uns gleichförmige Empfindungen mit ihm erregen: ſo daß alſo dieſe Leidenſchaft, nachdem es die Gelegenheit erfordert, mit Schmerz oder mit Vergnügen verbunden ſeyn kann; doch mit den Einſchränkungen, die wir bey gewiſſen Fällen im zweyten Abſchnitte hinzu geſetzt haben. Was die Liebe zur Nachahmung und zum Vorzuge betrifft: ſo darf nichts mehr davon geſagt werden.

Neun=

Neunzehnter Abſchnitt.

Beſchluß.

Ich glaubte, daß ein Verſuch einige unſrer Hauptleidenſchaften unter Klaſſen und auf gewiſſe Regeln zu bringen, eine gute Vorbereitung zu der Unterſuchung ſeyn würde, die wir in der folgenden Abhandlung anſtellen wollen. Die Leidenſchaften, die ich genannt habe, ſind faſt die einzigen, deren Unterſuchung zu unſerer jetzigen Abſicht nothwendig ſeyn konnte, obgleich an ſich der Leidenſchaften weit mehrere, und alle einer genauen Erforſchung werth ſind. Je ſorgfältiger wir das menſchliche Herz unterſuchen, deſto ausnehmendere Spuren finden wir allenthalben von der Weisheit, die es gebildet hat. Wenn eine Abhandlung über den Gebrauch der körperlichen Gliedmaßen als ein Lobgeſang des Schöpfers angeſehen werden kann: ſo muß die Unterſuchung über den Gebrauch der Leidenſchaften gewiß nicht unfruchtbarer an Materie des Lobes für ihn, nicht unkräftiger für uns ſeyn, diejenige edle und ſeltene Verbindung von Einſicht und Bewunderung hervor zu bringen, welche nur von dem Anſchauen der Werke der unendlichen Weisheit, einem vernünftigen Geiſte gewährt werden kann. Wenn wir hiebey alles, was wir in uns ſelbſt richtig, gut und

ſchön finden, ihm zueignen; ſeine Kraft und Weisheit auch in unſrer Schwäche und Unvollkommenheit entdecken; ſie da ehren, wo wir ſie deutlich gewahr werden; ihre Tiefe da anbeten, wo ſie ſich unſerm Nachſuchen entziehet: ſo können wir forſchen, ohne unbeſcheiden, und uns erheben, ohne ſtolz zu werden; wir können, wenn ich ſo ſagen darf, den Rathſchlüſſen des Allmächtigen beywohnen, indem wir ſeine Werke betrachten. Die Erhebung der Seele ſollte der vornehmſte Endzweck alles unſers Studirens ſeyn, und ohne dieſe Wirkung iſt es von geringem Nutzen. — Auſſerdem ſcheint mir die Betrachtung des Urſprungs unſrer Leidenſchaften noch dazu nothwendig, um ſie nach ſichern und feſten Regeln erregen zu können. Es iſt dazu nicht genung, ſie im allgemeinen zu kennen. Um einen Einfluß auf die feinern Arten derſelben zu haben, oder von den Werken deren Abſicht es iſt ſie zu erregen, richtig zu urtheilen, muß man genau die Gränze und das Gebieth einer jeden wiſſen, man muß ſie durch die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Wirkungen verfolgen, man muß in die innerſten, und dem Anſehen nach unzugänglichen Theile unſrer Natur eindringen.

Quod latet arcana non enarrabile fibra.

Zwar

Zwar iſt es möglich, daß jemand ohne alles dieß, bloß nach dunkeln Vorſtellungen, doch ziemlich glücklich ſeyn könne, in ſeinen Werken die Natur zu treffen. Aber er kann niemals eine ſichere beſtimmte Regel haben, an die er ſich halte; noch kann er ſeine Sätze andern hinlänglich klar machen. Unter Dichtern und Rednern und Malern, und allen, welche irgend einen Theil der ſchönen Künſte bearbeiten, hat es immer einige gegeben, und es wird deren noch künftig geben, die ohne dieſe kritiſche Kenntniß, jeder in ſeinem Fache, mit glücklichem Erfolg arbeiten; ſo wie viele Künſtler Maſchinen verfertigt, und ſo gar erfunden haben, ohne die Geſetze der Bewegung zu kennen. Es iſt in der That nichts ſeltnes, in der Theorie falſch, und in der Ausübung richtig zu ſeyn; und es iſt ein Glück, daß es ſo iſt. Menſchen handeln oft richtig nach Gefühl, und urtheilen hinten drein über dieſe Gefühle falſch nach Vernunftſätzen. Aber da es gleich unmöglich iſt, alle Verſuchung zu ſolchen Schlüſſen zu vermeiden, oder den Einfluß derſelben über unſre Praxis zu verhüten: ſo iſt es wahrlich einiger Mühe werth, dieſe Schlüſſe zu berichtigen, und ſie auf ſichre Erfahrungen zu bauen. Wir könnten vielleicht erwarten, daß die Künſtler

ſelbſt

ſelbſt unſre ſicherſten Führer ſeyn würden; aber dieſs ſind zu ſehr mit der Ausübung beſchäfftigt geweſen. Die Philoſophen haben nur wenig gethan, und das meiſte, was ſie gethan haben, bezieht ſich auf ihre beſondre Syſteme und Meynungen. Und was die Kunſtrichter betrifft, ſo haben ſie insgeſammt die Regeln der Kunſt an dem unrechten Orte geſucht. Sie haben ſie unter Gedichten, Gemälden, Kupferſtichen, Statüen und Gebäuden geſucht; aber die Kunſtwerke können niemals die Regeln für die Kunſt geben. Ich will ſagen: die Urſache, warum die Künſtler überhaupt, und die Dichter insbeſondre, ſich immer in einem ſo engen Kreiſe bewegt haben, iſt, weil ſie mehr Nachahmer von einander als von der Natur waren, und dieß mit einer ſo getreuen Aehnlichkeit, und bis zu einem ſo entfernten Zeitalter hinauf, daß es ſchwer iſt zu ſagen, welches das erſte Muſter geweſen iſt. Die Kunſtrichter folgen den Künſtlern nach, und können ſich alſo nicht als Führer betragen. Ich kann nur ſehr dürftig von einer Sache urtheilen, wenn ich ſie nach keinem andern Maaßſtabe als nach ihr ſelbſt abmeſſe. Der wahre Maaßſtab der Künſte iſt in jedermanns Gewalt; und eine leichte Beobachtung der gemeinſten, und zuweilen

len der niedrigſten Dinge in der Natur, wird oft da das getreuſte Licht geben, wo der größte Scharfſinn und Fleiß, wenn er ſolche Beobachtungen verachtet, uns in der Dunkelheit läßt, oder welches noch ſchlimmer iſt, uns mit einem falſchen Lichte täuſchet und misleitet. Bey einer Unterſuchung iſt beynahe alles gethan, wenn man einmal auf dem rechten Wege iſt. Ich bin überzeugt, daß ich mit den folgenden Beobachtungen an und für ſich betrachtet nur wenig ausgerichtet habe; und ich hätte mir niemals die Mühe gegeben ſie in Ordnung zu bringen, und noch weniger es gewagt ſie bekannt zu machen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß nichts mehr zur Verderbniß der Wiſſenſchaft beytrüge, als ihr Stilleſtehen. Dieſe Gewäſſer müſſen erſt bewegt werden, ehe ſie ihre heilſame Kräfte zeigen können. Ein Mann, der ſich durch die Oberfläche der Dinge hindurch arbeitet, kann vielleicht ſelbſt irre gehn, aber er bahnt doch immer den Weg für andre, und ſeine Irrthümer ſelbſt können der Sache der Wahrheit nützlich werden. In den folgenden Theilen werde ich unterſuchen, welches die Dinge ſind, die in uns die Eindrücke des Schönen und Erhabenen erregen; ſo wie ich in dieſem dieſe Eindrücke ſelbſt betrachtet habe. Ich verlange nur eine Gunſt: dieſe, daß man keinen Theil dieſer Abhandlung allein, und auſſer dem Zuſammenhange mit den

übrigen beurtheile: denn ich weis, daß ich mein Werk nicht geſchickt gemacht habe, die Probe einer mit Spitzfündigkeit geführten Controvers, ſondern nur einer beſcheidenen, und ſelbſt einer nachſichtsvollen Prüfung auszuhalten; ich weis, daß ich es nicht zum Streit ausgerüſtet, ſondern nur zum Beſuch bey denjenigen vorbereitet habe, die der Wahrheit einen friedlichen Zutritt zu verſtatten geneigt ſind.

Ende des erſten Theils.

Philoſophiſche Unterſuchung über den Urſprung unſrer Begriffe vom Schönen und Erhabenen.

Zweyter Theil.

Erſter Abſchnitt.

Von den Leidenſchaften, die vom Erhabenen erregt werden.

Die Leidenſchaft, die von dem Großen und Erhabenen in der Natur, wenn dieſe Urſachen am ſtärkſten wirken, erregt wird, iſt Erſtaunen. Erſtaunen aber iſt derjenige Zuſtand der Seele, in welchem alle ihre Bewegungen, mit einigem Grade von Schrecken, gehemmt und unterbrochen werden. Die Seele iſt alsdann mit ihrem Gegenſtande ſo erfüllt, daß ſie an keinen andern denken, und ſelbſt über den erſten keine Betrachtungen anſtellen kann. Daher kömmt die große Gewalt,

die das Erhabne über die Seele hat; eine Gewalt, die ſo wenig von unſerm Nachdenken über die Sache herkömmt, daß ſie vielmehr das Nachdenken verhindert, und uns auch wider unſern Willen mit ſich fortreißt. Dieß Erſtaunen alſo, iſt, wie ich geſagt habe, die Wirkung des Erhabnen in ſeinem höchſten Grade: die geringern Wirkungen deſſelben ſind, Bewunderung, Hochachtung und Ehrfurcht.

Zweyter Abſchnitt.

Schrecken.

Keine Leidenſchaft beraubt die Seele ſo gänzlich aller ihrer Kraft zu denken und zu handeln, als die Furcht. Denn, weil ſie in der Vorausſehung von Schmerz oder Tod beſteht: ſo wirkt ſie auch auf eine Art, die dem gegenwärtigen Schmerz ähnlich iſt. Was alſo unter Gegenſtänden des Geſichts ſchrecklich iſt, das iſt auch erhaben: es mag nun zugleich Größe der Ausdehnung haben, oder nicht. Es iſt unmöglich, irgend etwas, das gefährlich iſt, als klein und verächtlich anzuſehen. Es giebt viele Thiere, die nichts weniger als groß ſind, und doch eine erhabne Idee erwecken können, weil ſie als fürchterliche Thiere angeſehen werden, als z. B. die Schlangen, und faſt alle Arten giftiger Thiere. Und wenn zu

Dingen von großen Dimenſionen, noch die Idee des Schrecklichen hinzu kommt, ſo werden ſie ohne Vergleich erhabener. Eine große weitausgedehnte Land-Ebene, giebt gewiß keine niedrige Idee. Die Ausſicht auf einer ſolchen Ebene kann ſich eben ſo weit erſtrecken, als eine Ausſicht aufs Meer. Aber kann ſie die Seele mit einem ſo großen Bilde anfüllen, als der Ocean iſt? Dieß kann von mehrern Urſachen herkommen; aber von keiner mehr als von der, daß der Ocean ein im hohen Grade ſchrecklicher Gegenſtand iſt. — In der That iſt das Schrecken, in allen Fällen ohne Ausnahme, bald ſichtbarer, bald verſteckter, das herrſchende Principium des Erhabenen. Verſchiedene Sprachen zeigen die Verwandſchaft dieſer Ideen an. Sie brauchen oft für Erſtaunen und Verwunderung eben das Wort, womit ſie das Schrecken ausdrücken. Θάμβος heißt im Griechiſchen ſo wohl Furcht als Verwunderung, δεινὸς heißt ſchrecklich und ehrwürdig, αἰδέομαι, ich verehre und ich fürchte. Vereor iſt im Lateiniſchen, was αἰδέομαι im Griechiſchen iſt. Die Römer brauchten das Wort ſlupeo, ein Wort das den Zuſtand eines erſtaunenden Geiſtes ausnehmend wohl ausdrückt, ſowohl die Wirkungen der bloßen Furcht, als die des Erſtaunens zu bezeichnen. Das Wort attonitus (vom Donner gerührt) drückt ebenfalls

ſehr deutlich die Verbindung dieſer Begriffe aus. Und bezeichnet nicht das franzöſiſche Wort étonnement, das engliſche aſtonishment und amazement, das deutſche Erſtaunen, Beſtürzung, die verwandten Bewegungen, der Furcht und des Verwunderns? Diejenigen, welche eine ausgebreitetere Kenntniß von Sprachen haben, werden ohne Zweifel noch mehrere, und eben ſo einleuchtende Beyſpiele anführen können.

Dritter Abſchnitt.

Dunkelheit.

Um irgend eine Sache ſehr ſchrecklich zu machen, ſcheint allemal Dunkelheit nothwendig zu ſeyn. Wenn wir den genauen Umfang und die Gränzen einer Gefahr kennen; wenn wir mit dem Anblick derſelben bekannt geworden ſind: ſo iſt der größte Theil der Furcht verſchwunden. Jedermann wird dieſes empfinden, wenn er bedenkt, wie ſehr bey allen Arten der Gefahr die Nacht das Schrecken vermehre; und wie ſtark die Vorſtellung von Geiſtern und Geſpenſtern, von welchen ſich niemand deutliche Vorſtellung machen kann, auf die Gemüther derjenigen wirke, die den gemeinen Erzehlungen von dieſer Art Weſen Glauben beymeſſen. Diejenigen deſpotiſchen Regierungsformen, die auf die Leidenſchaften der

Menſchen,

Menſchen, und vorzüglich auf die Leidenſchaft der Furcht gebaut ſind, halten ihr Oberhaupt ſo ſehr als ſie können, vor den Augen des Publici verborgen. Der nämliche Kunſtgriff iſt in vielen Religionen gebraucht worden. Beynahe alle heidniſche Tempel waren dunkel. Selbſt der Amerikaner ſtellt ſeinen Götzen in den dunkelſten Theil der Hütte, die er zu ſeinem Dienſt geweyht hat. Zu gleichem Ende verrichteten die Druiden alle Ceremonien ihres Gottesdienſtes mitten in den dunkelſten Wäldern, und in dem Schatten der älteſten und höchſten Eichen. Niemand ſcheint beſſer verſtanden zu haben, wie er ſchreckliche Dinge erhöhen, oder wenn ich ſo ſagen darf, ſie durch eine einſichtsvolle Dunkelheit in ihr ſtärkſtes Licht ſtellen ſolle, als Milton. Seine Beſchreibung vom Tode im zweyten Buche, iſt mit bewundernswürdigem Fleiße gemacht; es iſt erſtaunlich, mit welchem düſtern Pompe, mit welcher bedeutenden und ausdrucksvollen Ungewißheit in Zügen und Farben, er das Bildniß dieſes Königs der Schrecken ausmalt.

The other ſhape,
If ſhape it might be call'd, that ſhape had none
Diſtinguiſhable, in member, joint, or limb;
Or ſubſtance might be call'd that ſhadow ſeem'd,

For each ſeem'd either; black he ſtood as
night;
Fierce as ten furies; terrible as hell;
And ſhook a deadly dart. What ſeem'd
his head,
The likeneſs of a kingly crown had on.

Die andre Geſtalt ſtund,
Wenn es Geſtalt noch war, was keine hatte;
woran man
Nichts gewiſſes entdeckte, von Theilen, Ge-
lenken und Gliedern;
Und wenn Weſen das hieß, was einem Schat-
ten nur gleich war;
Beydes ſchien es indeß; ſtund ſchwarz wie die
Nacht da; ſo grimmig
Wie zehn Furien; ſchrecklicher noch als die
Hölle. So ſchwang es
Einen drohenden Pfeil; und was ſein fürch-
terlich Haupt ſchien,
War mit der Schattengeſtalt von einer Krone
gezieret.

Zachariä Ueberſetzung.

In dieſer Beſchreibung iſt alles im höchſten Grade dunkel, ungewiß, verworren, ſchrecklich und erhaben zugleich.

Vierter

Vierter Abſchnitt.

Von dem Unterſchiede zwiſchen Klarheit und Dunkelheit in Anſehung der Leidenſchaft.

Etwas anders iſt es, eine Idee klar, und etwas anders, ſie für die Imagination eindringend machen. Wenn ich einen Pallaſt, einen Tempel, oder eine Landſchaft abzeichne: ſo gebe ich ſehr klare Begriffe von dieſen Gegenſtänden. Aber dieß mein Gemälde (die Wirkung der Nachahmung hinzu gerechnet,) kann aufs höchſte nur eben den Eindruck machen, den der wirkliche Pallaſt, der Tempel, die Landſchaft in der Natur ſelbſt würden gemacht haben. Eine Beſchreibung durch Worte hingegen, ſo lebhaft und ſo maleriſch ſie immer ſeyn möchte, würde nur eine ſehr dunkle und unvollkommene Idee dieſer Gegenſtände erregen: und doch wäre es möglich, durch dieſe Beſchreibung einen ſtärkern Eindruck hervor zu bringen, als durch jenes Gemälde. Dieſe beſtändige Erfahrung beweiſt, daß das eigenthümliche Mittel, geiſtige Veränderungen und Eindrücke von einem Menſchen zum andern fort zu pflanzen, die Worte ſind; daß alle andere Arten der Mittheilung hinter dieſer zurückbleiben; daß die Klarheit der Bilder ſo wenig zur Stärke der Leidenſchaften nöthig iſt, daß

dieſe vielmehr ganz augenſcheinlich ohne irgend ein deutliches Bild des Vorwurfs, durch bloße Töne die zu der Abſicht geſchickt ſind, in Bewegung gebracht werden können; wovon wir einen ganz klaren Beweis in den zugeſtandnen und mächtigen Wirkungen der Inſtrumentalmuſik haben. In der That trägt eine große Deutlichkeit nur wenig dazu bey, die Leidenſchaften zu erregen, da ſie auf gewiſſe Weiſe eine Feindinn alles Enthuſiasmus iſt.

Fünfter Abſchnitt.

Fortſetzung derſelben Materie.

Es ſind zwey Verſe in Horazens Dichtkunſt, die das Gegentheil dieſer Meynung zu ſagen ſcheinen; und bey denen ich mich um deswillen etwas aufhalten muß, ſie zu erklären. Die Verſe ſind folgende:

Segnius irritant animos demiſſa per aures,
Quam quae ſunt oculis ſubiecta fidelibus.

Hierauf gründet der Abt du Bos ein Syſtem von Kritik, in welchem er der Malerey, in Anſehung der Erregung von Leidenſchaften, den Vorzug vor der Dichtkunſt giebt; und zwar hauptſächlich wegen der größern Deutlichkeit ihrer Vorſtellungen. Ich denke, dieſer vortreffliche Richter wurde zu

dieſem

dieſem Irrthum, (wofern es anders ein Irrthum iſt,) durch ſein Syſtem verleitet, mit dem dieſe Meynung weit mehr als mit der Erfahrung übereinſtimmt. Ich kenne viele Perſonen, die die Malerey ſehr hoch ſchätzen und lieben, und deren Empfindungen bey den höchſten Meiſterſtücken dieſer Kunſt doch ziemlich kalt ſind, in Vergleichung des Feuers, von welchem ſie bey rührenden Stücken aus der Dichtkunſt oder Beredſamkeit belebt werden können. Niemals habe ich bemerkt, daß auf die Leidenſchaften der niedrigern Klaſſen des Volks, Gemälde viel Einfluß hätten. Es iſt wahr, die beſten Arten von Malerey ſowohl als Poeſie ſind in dieſer Sphäre nicht ſehr bekannt, oder werden nicht verſtanden. Aber es iſt doch gewiß, daß ihre Leidenſchaften durch einen fanatiſchen Prediger, oder die Ballade von Chevychaſe, oder die **Kinder im Walde**, oder durch andere ſolche kleine Gedichte, die unter Leuten von dieſem Stande herum gehen, ſehr ſtark erregt werden können. Ich weis keine Gemälde, weder ſchlechte noch gute, die eben dieſe Wirkung thäten. So demnach daß die Dichtkunſt, aller ihrer Dunkelheit ungeachtet, doch ſowohl eine weit allgemeinere, als eine weit ſtärkere Herrſchaft über unſere Leidenſchaften hat, als die Malerey. Und ich denke, es ſind in unſerer Natur Urſachen vorhanden,

warum

warum die dunkle Idee, wenn ſie uns auf die gehörige Art beygebracht wird, rührender ſeyn muß, als die klare. Unſere Unwiſſenheit von den Dingen iſt es, woraus alle unſere Bewunderung entſteht, und wodurch vornehmlich alle unſre Leidenſchaften erregt werden. Kenntniß und Gewohnheit machen, daß die Dinge, welche den allerheftigſten Eindruck zu machen geſchickt wären, uns nur wenig rühren. So verhält es ſich mit dem gemeinen Manne, und bey Sachen, die man nicht verſteht, iſt jeder eben ſo viel als ein gemeiner Mann. Die Vorſtellungen von Ewigkeit und Unendlichkeit gehören unter diejenigen, welche die Seele am meiſten erſchüttern: und doch verſtehen wir im Grunde von keiner Sache ſo wenig als von Ewigkeit und Unendlichkeit. Wir finden nirgends eine erhabnere Beſchreibung, als die eben erſt gerühmte des Miltons, wo er das Bildniß des Satans mit einer Würde, die dem Gegenſtande angemeſſen iſt, ſchildert.

He above the reſt
In ſhape and geſture proudly eminent
Stood like a tower: his form had yet not loſt
All her original brightneſs, nor appear'd
Leſs than archangel ruin'd, & th' exceſs
Of glory obſcur'd: as when the ſun new riſ'n

Looks

Looks through the horizontal miſty air
Shorn of his beams; or from behind the moon
In dim eclipſe disastrous twilight ſheds
On half the nations; and with fear of change
Perplexes monarchs.

Er ſtund jeẓt
Einem Thurm gleich, und ragete ſtolz an Muth und Betragen
Ueber die niedern hervor. Noch hatte ſeine Geſtalt nicht
Ganz den urſprünglichen Schein verlohren, er ſchien nichts geringers
Als ein Erzengel, welcher gefallen; allein nur verfinſtert
An der Herrlichkeit, die bey ihm ſonſt im Uebermaaß ſtralte.
So wie die Sonne, wofern ſie verhüllt in Nebeln herauf ſteigt,
Ihrer Stralen beraubt, erſcheint; und ſo wie ſie oftmals
Hinter dem Monde in düſterer Nacht mit furchtbarem Schatten,
Unglück weiſſagend, die Völker erſchreckt, und Monarchen in Sorgen
Wegen Staatsverändrungen ſeẓt.

Zach. Ueberſ.

Hier

Hier iſt ein wirklich edles Gemälde; und woraus beſteht es? Aus dem Bilde eines Thurms, eines Erzengels, der unter Nebeln aufgehenden Sonne; aus einer Sonnenfinſterniß, aus dem Fall der Monarchen, und den Revolutionen der Königreiche. Die Seele wird durch eine Menge großer und mit Unordnung gehäufter Bilder auſſer ſich ſelbſt geſetzt; die eben deswegen, weil ſie gehäuft und verworren ſind, größern Eindruck machen. Man trenne ſie von einander, und ſie verlieren viel von ihrer Größe; man vereinige ſie zuſammen, und ſie verlieren ganz unſtreitig ihre Deutlichkeit. Die Bilder, die von der Dichtkunſt aufgeſtellt werden, ſind beynahe alle von dieſer dunkeln Gattung; obgleich überhaupt die Wirkungen der Dichtkunſt auf keine Weiſe den Bildern, die ſie in der Imagination erweckt, zugeſchrieben werden können, welchen Punkt wir hernach weitläuftiger unterſuchen werden. Die Malerey hingegen, kann bloß (das Vergnügen an der Nachahmung ausgenommen) vermittelſt der Bilder einen Eindruck machen, die ſie darſtellt. Und doch trägt ſelbſt in der Malerey eine mit Einſicht angebrachte Dunkelheit einiger Theile zu der Wirkung des Ganzen etwas bey; deswegen, weil die Bilder in einem Gemälde vollkommen ſo, wie die Dinge in der Natur wirken, und weil auch in dieſer, dunkle verworrene

unge-

ungewiſſe Bilder eine größre Gewalt über die Phantaſie haben, ſie zu den heftigen Leidenſchaften zu bringen, als die klaren und beſtimmten. Aber wo und wann dieſe Bemerkung in der Ausübung angewandt werden kann, und wie weit ſie ausgedehnt werden dürfe, das wird beſſer aus der Natur des Stoffs und den beſondern Umſtänden als aus allgemeinen Regeln hergeleitet.

Ich weis wohl, daß dieſer Begriff Widerſpruch gefunden hat, und wahrſcheinlicher Weiſe von vielen verworfen werden wird. Aber man bedenke nur, daß kaum irgend eine Sache die Seele durch ihre Größe rühren kann, wenn ſie ſich nicht einigermaßen der Unendlichkeit nähert: und dieß kann kein Ding, deſſen Gränzen wir wiſſen; aber die Gränzen eines Dinges wiſſen, iſt eben ſo viel als es deutlich erkennen. Eine klare Idee iſt alſo nur ein andrer Name für eine kleine Idee. Im Buche Hiob iſt eine Stelle, die auſſerordentlich erhaben iſt, und dieſe Erhabenheit rührt größtentheils von der ſchreckensvollen Ungewißheit des beſchriebenen Dinges her.

„Im Traume des Geſichts in der Nacht, „wenn der Schlaf auf die Leute fällt, da kam „mich Furcht und Zittern an, und alle meine Ge„beine erſchracken. Und da der Geiſt vor mir „über gieng, ſtunden mir die Haare zu Berge „an meinem Leibe. Da ſtund ein Bild vor mei-

„nen

„nen Augen, und ich kannte ſeine Geſtalt nicht,
„es war ſtille, und ich hörete eine Stimme: Wie
„mag ein Menſch gerechter ſeyn als Gott?„ Wir werden erſtlich mit der äußerſten Feyerlichkeit auf die Erſcheinung vorbereitet; wir werden erſchreckt, ehe wir auch nur die dunkle Urſache unſers Schreckens erfahren. Aber wenn nun dieſe Urſache des Schreckens endlich auftritt: was iſt ſie? Iſt ſie nicht, ſo verhüllt wie ſie iſt, in die Schatten ihrer eignen undurchdringlichen Dunkelheit, weit imponirender, weit ſchrecklicher, als die lebhafteſte Beſchreibung, und das klärſte Gemälde ſie möglicher Weiſe machen könnte? Wenn Maler es verſucht haben, von dieſen ſo phantaſiereichen und fürchterlichen Ideen der Dichtkunſt, klare und beſtimmte Abbildungen zu geben: ſo dünkt mich, iſt es ihnen beynahe allemal mislungen; ſo ſehr mislungen, daß ich bey allen Gemälden von der Hölle, die ich noch geſehen habe, ungewiß geweſen bin, ob der Maler nicht die Abſicht gehabt habe, etwas lächerliches hinein zu bringen. Verſchiedene Maler haben Subjecte von dieſer Art ſo behandelt, daß ſie alle gräßliche Phantomen zuſammen gebracht haben, die ihre Einbildungskraft ihnen nur darbieten wollte. Aber alle Zeichnungen, die mir z. E. von der Verſuchung des H. Antonius zu Geſicht gekommen ſind, waren mehr eine Art ſeltſamer wilder Grotesken, als irgend etwas,

fähig,

fähig, eine ernſthafte Leidenſchaft hervor zu bringen. Bey allen ſolchen Vorwürfen hat die Poeſie einen großen Vorzug. Ihre Geiſter, ihre Chimären, ihre Harpyen, ihre allegoriſchen Figuren ſind groß und machen Eindruck. Und obgleich das Bild des Gerüchts beym Virgil, und der Zwietracht beym Homer dunkel ſind: ſo ſind ſie nichts deſto weniger prächtig. In einem Gemälde würden dieſe Figuren deutlich genung ſeyn; aber ich fürchte, ſie würden zugleich lächerlich werden.

Sechſter Abſchnitt.

Kraft.

Auſſer den Dingen, welche unmittelbar die Vorſtellung von Gefahr erregen, und auſſer denen, welche aus körperlichen Urſachen eine ähnliche Wirkung thun, kenne ich nichts Erhabenes, das nicht in einer gewiſſen Art der Kraft beſtünde. Und dieſe Art des Erhabnen entſpringt eben ſo natürlich, wie die beyden andern, aus dem Schrecken, der gemeinſchaftlichen Quelle von allem was Erhaben iſt. Die Idee der Kraft ſcheint anfangs zu den gleichgültigen Ideen zu gehören, die nach Beſchaffenheit der Umſtände bald mit Vergnügen und bald mit Schmerz verbunden ſeyn können. Aber bey einer genauern Unterſu-

chung findet man, daß der Eindruck, den die Vorſtellung einer großen Kraft auf uns macht, nichts weniger als dieſen Charakter der Neutralität habe. Denn erſtlich, müſſen wir uns deſſen wieder erinnern, daß, da der Schmerz in ſeinem höchſten Grade eine weit ſtärkere Empfindung iſt, als der höchſte Grad von Vergnügen, er dieſes Uebergewicht auch in allen ſeinen übrigen Stuffen behalte. Daher kömmt es, daß, wo die Wahrſcheinlichkeit zu einem gleichen Grade von Leiden und von Vergnügen, ungefähr gleich groß iſt, der Gedanke an das Leiden allemal die Oberhand behält. Und in der That iſt der Gedanke des Schmerzens, und noch weit mehr des Todes, von einer ſo großen Wirkſamkeit auf die Seele, daß, ſo lange uns etwas gegenwärtig iſt, dem wir auch nur die Kraft zuſchreiben, uns eines von beyden zuzufügen, wir unmöglich ganz ohne Schrecken ſeyn können. Im Gegentheil wiſſen wir aus der Erfahrung, daß, um uns ein Vergnügen genieſſen zu laſſen, die Anwendung keiner großen Kraft nöthig ſey; wir wiſſen ſogar, daß die Anwendung derſelben den Genuß größtentheils zerſtöhren würde; weil das Vergnügen ſich bey uns einſtehlen, nicht uns aufgedrungen werden muß. Das Vergnügen iſt allemal unſrer Begierde gemäß; und um deswillen wird es uns ſehr oft von Dingen verſchafft, deren Kraft weit unter der unſrigen iſt. Schmerz aber, weil wir uns

dieſen

dieſen niemals freywillig gefallen laſſen, kann nur von einer Kraft herrühren, die auf eine oder die andre Art der unſrigen überlegen iſt. Stärke alſo, Gewaltthätigkeit, Schmerz und Schrecken, ſind Vorſtellungen, die zu gleicher Zeit in die Seele eindringen. Man ſehe einen Menſchen oder ein Thier von auſſerordentlicher Stärke. Was iſt der erſte Eindruck, der vor allem Nachdenken bey dieſem Anblicke entſteht? Iſt es der, daß dieſe Stärke zu unſerer Bequemlichkeit, zu unſerm Vergnügen, oder zu unſerm Nutzen behülflich ſeyn könne? Nein, die erſte Bewegung iſt der Wunſch, daß ſie nicht zu unſerer Beraubung oder zu unſerm Untergange möge angewandt werden.

Daß Kraft alle ihre Erhabenheit von dem Schrecken erhalte, mit dem ſie gewöhnlicher Weiſe begleitet iſt, ſieht man deutlich aus den wenigen Fällen, wo es möglich iſt, einen beträchtlichen Grad der Stärke von der Fähigkeit zu ſchaden abzuſondern. Thut man dieſes: ſo beraubt man die Sache alles ihres Erhabnen, und ſie wird den Augenblick verächtlich. Ein Ochſe iſt ein ungeheuer ſtarkes Thier, aber er iſt ein zahmes unſchuldiges Geſchöpf, uns im höchſten Grade dienſtbar, und nicht im geringſten gefährlich; und eben deswegen iſt die Idee eines Ochſen nicht erhaben. Ein Stier iſt auch ſtark; aber ſeine Stärke iſt von

Staatliche Bibliothek Passau

andrer Art; oft mörderiſch, ſelten (wenigſtens bey uns) zu unſern Arbeiten behülflich. Die Idee eines Stiers iſt um deswillen eine große Idee, und findet oft in erhabnen Beſchreibungen, und veredelnden Gleichniſſen ſtatt.

Wir wollen noch ein ander ſtarkes Thier in dieſem doppelten Lichte, deſſen es fähig iſt, betrachten. Das Pferd, als ein nützliches Thier, in ſo fern es für den Pflug, den Wagen, den Reuter gemacht iſt, in jeder andern Betrachtung von Geſchicklichkeit und Nutzen, hat nichts erhabnes. Aber dann macht es dieſen Eindruck, wenn wir uns das Pferd vorſtellen, „deſſen Hals bekleidet „iſt mit Domer, das ſtampft auf den Boden, „und freudig iſt mit Kraft, und zeucht aus dem Ge„harniſchten entgegen; das zittert und tobt, und „ſcharret in die Erde, und achtet nicht der Trom„meten Hall.„ In dieſer Beſchreibung verſchwindet die Nutzbarkeit des Pferdes gänzlich; und ſein Erhabnes tritt zugleich mit dem Schrecklichen deſſelben hervor. Wir haben beſtändig Thiere von einer beträchtlichen Stärke um uns; aber niemals gefährliche. Auch ſuchen wir nach dem Erhabnen niemals unter unſern Hausthieren. In dem dunkeln Walde und in der heulenden Wildniß ſtößt uns dieſes auf, in der Geſtalt des Löwen, des Tigers, des Panthers oder des Rhinoceros. So oft die Stärke bloß nützlich iſt,

und

und ſich entweder zu unſerm Vortheile oder zu unſerm Vergnügen äuſſert: ſo oft iſt ſie nicht erhaben. Was uns angenehm ſeyn ſoll, das muß nach unſerm Willen wirken; aber um unſerm Willen gemäß zu wirken, muß es uns unterworfen ſeyn; und kein Ding von dieſer Art kann die Urſache einer großen und die Seele beherrſchenden Vorſtellung werden. Die Beſchreibung des wilden Eſels im Hiob, wird bloß dadurch erhaben, daß er als frey und den Menſchen zum Streit auffordernd, vorgeſtellt wird: „Wer hat die Bande des wilden Eſels aufgelöſt? Dem ich das „Feld zum Hauſe gegeben habe, und die Wüſte „zur Wohnung. Er verlachet das Gewimmel „der Stadt, das Pochen des Treibers hört er „nicht. Er ſchauet nach den Bergen, wo ſeine „Weide iſt.„ — Die prächtige Beſchreibung des Einhorns und des Leviathans in eben demſelben Buche iſt voll von ähnlichen erhöhenden Zügen. „Meynſt du, das Einhorn werde dir dienen, und „werde bleiben an deiner Krippe? Kannſt du ihm „ein Joch anknüpfen, dir Furchen zu machen? „Magſt du dich auf daſſelbe verlaſſen, daß es ſo ſtark „iſt, und wirſt es dir laſſen arbeiten? — Kannſt „du den Leviathan ziehen mit dem Hamen, und „ſeine Zunge mit einem Strick faſſen? Meyneſt du, daß er einen Bund mit dir machen „werde, daß du ihn immer zum Knecht habeſt?

 „Wenn

„Wenn du deine Hand an ihn legeſt, ſo gedenke, „daß es ein Streit ſey, den du nicht ausführen „kannſt.„ Kurz, wo wir nur immer Stärke finden, und in welchem Lichte wir ſie nur immer betrachten: da werden wir allemal bemerken, daß das Erhabne im Gefolge der fürchterlichen, und Verachtung die Folge der dienſtbaren und unſchädlichen Stärke iſt. Verſchiedne Gattungen von Hunden haben in hohem Grade Behendigkeit und Stärke; und ſie brauchen dieſe und andre ſchätzbare Eigenſchaften, die ſie beſitzen, hauptſächlich zu unſerm Dienſte und Vergnügen. Der Hund iſt in der That das geſelligſte, gutartigſte, liebenswürdigſte Geſchöpf des ganzen Thierreichs. Aber Liebe gränzt weit näher an Verachtung, als man gemeiniglich glaubt; und ob wir alſo gleich den Hund liebkoſen, ſo borgen wir doch von ihm das allerverächtlichſte unſerer Schimpfwörter. Jemanden einen Hund zu nennen, iſt in allen Sprachen das Zeichen der äuſſerſten Niederträchtigkeit und der gröſten Verachtung. Der Wolf hat nicht mehr Stärke, als verſchiedene Hundsarten; aber ſeiner ungebändigten Wildheit wegen iſt die Idee eines Wolfes nicht verächtlich, und iſt weder von erhabnen Beſchreibungen noch Vergleichungen ausgeſchloſſen. — Dieß iſt der Eindruck, den phyſiſche Stärke macht. Die Gewalt im moraliſchen Verſtande,

ſtande, die, welche durch Verträge und willkührliche Einrichtungen, Königen oder Befehlshabern zukömmt, hat eben die Verbindung mit dem Schrecken. In vielen Reichen wird der Souverain mit dem Titel von furchtbarer Majeſtät angeredet. Und man wird finden, daß junge Leute, die noch wenig mit der Welt bekannt, und niemals zu Perſonen von hohem Range gekommen ſind, in ihrer Gegenwart eine ſolche ſchauervolle Ehrfurcht fühlen, die ſie des Gebrauchs aller ihrer Fähigkeiten beraubt. „Wenn ich ausgieng zum Thor in der Stadt,„ ſagt Hiob, „und mir ließ meinen Stuhl bereiten „in den Gaſſen: da ſahen mich die Jungen, und „verſteckten ſich, und die Alten ſtunden vor mir „auf.„ In der That iſt dieſe Schüchternheit bey dem Anblicke der Mächtigen ſo natürlich, und hängt ſo feſt an der urſprünglichen Einrichtung unſrer Natur, daß nur wenige im Stande ſind ſie ganz zu überwinden; und dieſes nur dann, wenn ſie viel mit den Geſchäfften der großen Welt umgegangen ſind, und ihren natürlichen Empfindungen oft Gewalt angethan haben. Ich weis, daß einige Leute glauben, die Vorſtellung der Macht ſey mit keiner Furcht verbunden; daß ſie ſo gar behaupten, der Gedanke an die Gottheit ſelbſt ſey ohne eine ſolche Bewegung. Ich vermied es mit Fleiß, bey dem Anfange meiner Betrachtungen über dieſe Materie, die Idee dieſes großen und

furchtbaren Weſens als ein Beyſpiel einer ſo unbeträchtlichen Sache anzuführen, ob ſie ſich mir gleich oft darbot, nicht als ein Einwurf gegen meine Meynung, ſondern als ein ſtarker Grund für dieſelbe. Ich hoffe, daß ich das, was ich jetzt ſagen will, ohne Vermeſſenheit werde ſagen können, ob es gleich faſt jedem Sterblichen unmöglich iſt, mit vollkommner Genauigkeit von Gott zu reden. Ich ſage alſo, daß, wenn wir die Gottheit betrachten, bloß in ſo fern ſie ein Gegenſtand für den reinen Verſtand iſt; in ſo fern die Vorſtellung von ihr aus den Ideen von Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, alle in einem Grade genommen, der die Gränzen unſers Verſtandes weit überſteigt, zuſammengeſetzt iſt; daß, wenn wir die Gottheit auf dieſe abſtrakte und bloß geiſtige Art betrachten, unſre Einbildungskraft und unſre Leidenſchaften wenig oder gar nicht gerührt werden. Aber weil wir durch die Beſchaffenheit unſrer Natur genöthigt ſind, zu dieſen reinen Verſtandsideen durch ſinnlichere Vorſtellungen hinauf zu ſteigen, und von dieſen unſichtbaren Eigenſchaften des göttlichen Weſens, durch ihre ſichtbaren Wirkungen und Aeuſſerungen zu urtheilen: ſo wird es uns äuſſerſt ſchwer, unſern Begriff der Urſache ganz von den Wirkungen abzuſcheiden, durch welche wir zu der Kenntniß jener ſind geleitet worden. So alſo

entſteht, wenn wir die Gottheit betrachten, durch die Vermiſchung ſeiner Wirkungen mit ſeinen Eigenſchaften, die ſich immer beyde zugleich der Seele darſtellen, eine Art von ſinnlichem Bilde; und dadurch werden dieſe Eigenſchaften fähig, unſre Einbildungskraft zu rühren. Ob nun gleich in unſerm deutlichen Begriffe von der Gottheit vielleicht keine ſeiner Eigenſchaften die Oberhand hat: ſo iſt doch in unſrer Imagination ſeine Macht bey weitem die lebhafteſte und rührendſte. Um von ſeiner Weisheit, ſeiner Gerechtigkeit, ſeiner Güte überzeugt zu werden, iſt einiges Nachdenken, einiges Vergleichen nöthig: aber um ſeine Macht zu empfinden, dürfen wir nur die Augen öffnen. Indem wir uns einen ſo unermeßlichen Gegenſtand als die Welt iſt, gleichſam in der Hand einer allmächtigen Kraft, und mit der Allgegenwart von allen Seiten erfüllt, vorſtellen: ſo ſinken wir in die Ohnmacht und Kleinheit unſers eignen Weſens zuſammen, und werden auf gewiſſe Weiſe vor ihm vernichtet. — Und obgleich die Betrachtung ſeiner übrigen Eigenſchaften unſre Zaghaftigkeit in gewiſſer Maaße wieder ermuntert, und unſre Schwachheit aufrichtet: ſo kann doch alle Ueberzeugung von der Gerechtigkeit, mit welcher dieſe Macht ausgeübt, und der Güte, mit welcher ſie gemildert wird, uns nicht ganz von dem Schrecken befreyen, welchen na-

türlicher Weiſe eine Gewalt, der nichts widerſtehen kann, erregt hatte. Wenn wir uns freuen, ſo freuen wir uns mit Zittern. Und ſelbſt, wenn wir Wohlthaten erhalten, ſo können wir nicht umhin, vor einer Macht zu ſchaudern, die uns Wohlthaten von ſolcher Wichtigkeit zu erweiſen im Stande iſt. Wenn David die Wunder der Macht und Weisheit betrachtet, die ſich in dem Bau und der Einrichtung des Menſchen zeigen: ſo wird er von einer Art von heiligem Schauer ergriffen; er ruft aus: „Fürchterlich „und wunderbar bin ich gemacht.„ Ein heidniſcher Dichter hat einen ähnlichen Gedanken. Horaz ſieht es als den Gipfel des philoſophiſchen Heldenmuths an, das unermeßliche und majeſtätiſche Gebäude der Welt, ohne Schrecken und ohne Erſchüttern anzuſehen.

Hunc ſolem & ſtellas, & decedentia certis
Tempora momentis, ſunt qui formidine nulla
Imbuti ſpectent.

Lucretius iſt kein Dichter, der eines abergläubiſchen Schreckens wegen verdächtig ſeyn könnte; und doch, wenn er ſich vorſtellt, wie das ganze große Spiel der Natur vor dem Stifter ſeiner Secte aufgedeckt liege: ſo zieht ſich über ſeine Entzückung bey dieſem prächtigen Anblicke, den er mit den lebhafteſten und kühnſten Farben der

Poeſie

Poeſie ſchildert, ein Schatten von geheimem Schrecken und einem ſtillen Schauer.

His tibi me rebus quaedam diuina voluptas
Percipit, atque horror, quod ſic natura tua vi
Tam manifeſta patet ex omni parte retecta.

Aber die heilige Schrift allein kann uns Vorſtellungen an die Hand geben, die der Majeſtät dieſes Gegenſtandes angemeſſen ſind. Allenthalben, wo Gott in der heiligen Schrift als erſcheinend oder redend vorgeſtellt wird: da wird auch jedes ſchreckliche Ding in der ganzen Natur herbey gerufen, das Ehrfurchtsvolle und Feyerliche ſeiner göttlichen Gegenwart zu erhöhn. Die Pſalmen und die prophetiſchen Bücher ſind voll von Beyſpielen dieſer Art. — „Die Erde erzitterte,„ ſagt der Pſalmiſt, „auch die Himmel ließen ſich herab vor der Gegenwart des Herrn.„ — Und welches merkwürdig iſt, das Gemälde bekömmt dieſen Charakter nicht bloß, wenn Gott vorgeſtellt wird, wie er herab kömmt, um Rache an den Gottloſen zu nehmen; ſondern auch, wenn er die ganze Fülle ſeiner Macht zu Handlungen der Wohlthätigkeit gegen die Menſchen anwendet. „Zittre du Erde vor der Gegenwart des Herrn, und vor der Gegenwart des Gottes Jakob, der den Fels verwandelt in ſtehendes Waſſer, die Kieſelſteine in eine Brunnquelle.

„quelle.„ — Die Stellen der heiligen und weltlichen Schriftſteller ſind unzählbar, die dieſe allgemeine Empfindung des menſchlichen Geſchlechts, daß mit dem Begriffe der Gottheit ein heiliges und ehrfurchtsvolles Schrecken verbunden ſey, beſtätigen. Daher dieſer gemeine Grundſatz, daß die Furcht die erſten Götter gemacht habe:

Primus in orbe deos fecit timor.

Dieſer Grundſatz, in ſo fern er den hiſtoriſchen Urſprung der Religion anzeigen ſoll, kann falſch ſeyn; und ich glaube, er iſt es wirklich. Der, welcher ihn machte, bemerkte die Unzertrennlichkeit dieſer beyden Vorſtellungen, ohne zu bedenken, daß der Begriff von einer großen Macht ſchon da ſeyn müſſe, wenn das Schrecken vor derſelben entſtehen ſolle. Aber ſo bald auch dieſer Begriff vorhanden iſt: ſo folgt die Furcht nothwendig. Aus dieſem Grunde hat die wahre Gottſeligkeit eine ſo große Miſchung von heilſamer Furcht, und muß ſolche haben. Ehe die chriſtliche Religion die Idee der Gottheit, ſo zu ſagen, menſchlicher gemacht, und ſie uns etwas näher gebracht hatte: wurde ſehr wenig von der Liebe Gottes geredet. Die Nachfolger des Plato haben etwas davon, aber auch nur etwas; die übrigen Schriftſteller des heidniſchen Alterthums, ſowohl Philoſophen als Dichter, haben gar nichts. Und wenn man bedenket, durch welche ſorgfältige Bemü-

Bemühung, durch welche Geringſchätzung jedes vergänglichen Gutes, durch was für lange Uebungen von Andacht und Frömmigkeit es nur allein dem Menſchen möglich iſt, zu einer völligen Liebe und Ergebung gegen die Gottheit zu gelangen: ſo wird man einſehen, daß dieß nicht die erſte, die natürlichſte, und die ſtärkſte Wirkung ſey, die aus der Vorſtellung derſelben entſtehe. So haben wir alſo die Kraft durch ihre verſchiednen Stuffen bis zu der höchſten von allen verfolgt, wo unſre Einbildungskraft ſich verliert; und auf dieſem ganzen Wege finden wir ihr allemal das Schrecken zur Seiten, und ſehen es mit ihr, ſo weit wir ihr nachfolgen können, zugleich wachſen. Da nun Kraft ganz unſtreitig eine Hauptquelle des Erhabnen iſt: ſo zeigt dieß augenſcheinlich, woher der Eindruck des Erhabnen entſtehe, und unter welche Gattung der Ideen daſſelbe gehöre.

Siebenter Abſchnitt.

Privation.

Alle gänzliche Privationen ſind groß, weil ſie alle ſchrecklich ſind, Leere, Finſterniß, Einſamkeit, Stillſchweigen. Mit welchem Feuer der Einbildungskraft, und doch zugleich mit welcher ſtrengen Richtigkeit, hat Virgil dieſe

Umſtände da gehäuft, wo er wußte, daß alle Bilder einer furchtbaren Würde vereinigt seyn ſollen, bey dem Eingange der Hölle. Hier ſcheint er, bevor er die Geheimniſſe der großen Tiefe aufſchließt, von einem religiöſen Schauer ergriffen zu werden, und vor der Kühnheit ſeines eignen Unternehmens zurück zu beben.

> Dî, quibus imperium eſt animarum, vmbraeque *ſilentes!*
> Et Chaos & Phlegethon! loca *nocte ſilentia* late!
> Sit mihi fas audita loqui! ſit numine veſtrò
> Pandere res alta terra & *caligine* merſas!
> Ibant *obſcuri ſola* ſub *nocte*, per *vmbras*,
> Perque domos Ditis *vacuas* & *inania* regna.

„Ihr Götter, denen die Geiſter, und ſchweigen„de Schatten gehorchen. O Chaos und Phle„gethon, die ihr weit umher das nächtlich ſchwei„gende Gebieth beherrſcht: vergönnt mir zu „reden, was ich gehört habe. Zürnet nicht, „wenn ich die Dinge ans Licht bringe, die in „ihrem tiefſten Abgrunde, die Erde und Finſter„niß deckt. Verhüllt in Dunkelheit giengen ſie „einher, in der einſamen Nacht, unter furchtba„ren Schatten; giengen durch die leeren Palla„ſte des Pluto, und ſeine weiten unbewohnten „Staaten.„

Achter Abſchnitt.

Größe der Ausdehnung.

Die Größe der Dimenſionen iſt eine andre ſichere Quelle des Erhabnen. Die Sache iſt zu augenſcheinlich, und die Bemerkung derſelben zu gemein, als daß ſie noch einige Erläuterung bedürfte. Aber das iſt nicht eben ſo gemein, die Art der Dimenſion zu unterſuchen, deren Größe den ſtärkſten Eindruck machet. Denn ſo viel iſt ausgemacht, daß eben daſſelbe Maaß körperlicher Größe, in der einen Lage und von der einen Seite betrachtet, eine weit größre Wirkung hervor bringe, als in einer andern Lage und von einer andern Seite. Ausdehnung begreift Länge, Höhe, und Tiefe unter ſich. Unter dieſen thut die Länge die kleinſte Wirkung. Hundert Ellen auf ebnem Boden werden bey weitem nicht ſo viel Eindruck machen, als ein hundert Ellen hoher Thurm, Fels, oder Berg. Ich glaube ferner, daß die Höhe weniger groß ſcheint als die Tiefe; und daß wir ſtärker gerührt werden, wenn wir in einen Abgrund hinab, als wenn wir an einer gleichgroßen Höhe hinauf ſehen. Eine lothrechte Fläche hat mehr Kraft Erhabenheit zu wirken, als eine ſchiefliegende, und der Eindruck, den eine rauhe unebne Oberfläche macht, iſt ſtärker als der von einer

glatten

glatten und polirten. Es würde uns von unſerm Wege abführen, wenn wir den Urſachen aller dieſer Erſcheinungen nachforſchen wollten, ob ſie gleich ein weites und fruchtbares Feld für die Spekulation darbieten. So viel aber dürfen wir doch zu dieſen Anmerkungen über die Größe noch hinzu ſetzen, daß das äuſſerſt kleine in gewiſſer Maaße eben ſowohl erhaben ſey, als das ausnehmend große. Wenn wir auf die unendliche Theilbarkeit der Materie Acht geben, wenn wir das animaliſche Leben bis in dieſe unbegreiflich kleine und doch noch organiſirte Atome verfolgen, die dem ſchärfſten Auge entgehen; wenn wir mit unſern Nachforſchungen noch weiter hinab ſteigen, und die Möglichkeit noch um viele Grade kleinerer Thiere, und die ohne Ende abnehmende Stufenleiter des Daſeyns bedenken, bey welcher ſich die Einbildungskraft eben ſowohl als die Sinne verlieren: ſo erſtaunen wir über dieſe Wunder von Kleinheit; wir können den Eindruck dieſes äuſſerſt kleinen von dem Eindruck des großen nicht unterſcheiden. Das Theilen muß eben ſo unendlich ſeyn als das Vermehren, indem man zu der Idee einer abſoluten Einheit eben ſo wenig, als zu der Idee eines vollſtändigen Ganzen, zu welchem ſich nichts mehr hinzu ſetzen lieſſe, gelangen kann.

Neun=

Neunter Abſchnitt.

Unendlichkeit.

Die Unendlichkeit iſt eine neue Quelle des Erhabenen, wofern ſie nicht vielmehr mit der Größe zu einerley Klaſſe gehört. Das Unendliche erfüllt die Seele mit derjenigen Art angenehmen Schreckens, welche die eigne Wirkung, und das ſicherſte Merkmal des Erhabnen iſt. Unter den Gegenſtänden der Sinne wird es ſchwerlich ein wirklich Unendliches geben. Aber ſolche giebt es, die unendlich ſcheinen, weil das Auge ihre Gränzen nicht abſehen kann; und dieſe machen eben den Eindruck, als wären ſie wirklich ohne Gränzen. Auf gleiche Art werden wir getäuſcht, wenn die Theile irgend eines großen Gegenſtandes, in einer ſo unbeſtimmten Zahl auf einander folgen, daß die Einbildungskraft durch nichts aufgehalten wird, dieſe Reyhe noch weiter fort zu ſetzen. Wenn einerley Vorſtellung oft hintereinander iſt wiederholt worden: ſo wird die Seele durch eine Art mechaniſcher Bewegung veranlaßt, ſie noch eine geraume Zeit nachher zu wiederholen, wenn ſchon die anfängliche Urſache aufgehört hat zu wirken. Wenn wir uns im Kreiſe herum drehen, und dann niederſetzen, ſo gehet alles noch eine Zeitlang mit uns herum. Nach einer langen Dauer oder Folge einförmi-

ger Töne, dergleichen ein Waſſerfall, oder die Schläge eines Schmiedehammers verurſachen, rauſcht das Waſſer, und ſchlägt der Hammer noch lange in unſrer Imagination fort, nachdem ſchon längſt das Geräuſch dieſer Dinge ſelbſt aufgehört hat; und dieſe Empfindung wird ſich nur nach und nach in unmerklichen Stuffen verlieren. Wenn man an einer hohen Stange, mit dem Auge gegen die Spitze derſelben gerichtet, hinan ſieht: ſo ſcheint ſie von unglaublicher Länge zu ſeyn. Man mache an dieſer Stange eine Anzahl gleichförmiger, und gleich weit von einander abſtehender Merkmale: und vermöge einer ähnlichen Art von Täuſchung werden dieſe Merkmale ohne Ende fortzugehn ſcheinen. Die ſinnlichen Werkzeuge, wenn ſie einmal in eine ſtarke Bewegung von gewiſſer Art ſind geſetzt worden, können nicht ſogleich wieder in Ruhe kommen, oder den Eindruck andrer Dinge annehmen: ſie fahren in ihrer erſten Bewegung ſo lange fort, bis der Eindruck der bewegenden Urſache verlöſcht. Dieß iſt der Grund von einer bey Wahnwitzigen ſehr gemeinen Erſcheinung, daß ſie Tage und Nächte, zuweilen ganze Jahre mit der beſtändigen Wiederholung derſelben Sentenz, einerley Klagen, oder einerley Liedes zubringen. Dieſe Dinge hatten, zu der Zeit, da ſie in Wahnwitz verfielen, einen gewaltſamen Eindruck auf ihre zerrüttete Einbildungskraft gemacht;

jede

jede nachmalige Wiederholung verſtärkte die Idee derſelben: und der Ungeſtüm ihrer Lebensgeiſter, der durch die Herrſchaft der Vernunft nicht gemäßigt wird, erhält ſie bis an das Ende ihres Lebens in ihrer erſten Stärke.

Zehenter Abſchnitt.

Einförmigkeit und Succeßion.

Succeßion und Einförmigkeit der Theile iſt das, woraus das künſtlich unendliche beſteht. 1. Succeßion. Die Theile müſſen ſo lange und in einer ſolchen Richtung fortgehn, daß der Eindruck auf den Sinn oft genung wiederholt werde, um die Imagination zu veranlaſſen, ſie ſich noch über ihre wirklichen Gränzen hinaus fortgeſetzt zu denken. 2. Einförmigkeit, weil, wenn die Geſtalten der Theile ſich ändern, die Imagination bey jedem Uebergange, ſo zu ſagen, aufgehalten wird. Jede Abwechſelung macht das Ende einer Vorſtellung und den Anfang einer neuen aus; und dadurch wird es unmöglich, ſich dieſe Reyhe als ununterbrochen fortgehend vorzuſtellen, welches allein begränzten Dingen den Schein von Unendlichkeit geben kann. In dieſer Art von künſtlicher Unendlichkeit haben wir, glaube ich, die Urſache zu ſuchen, warum eine Rotunde einen ſo edlen Anblick giebt. In einer

Rotunde nämlich, ſie mag in Gebäuden oder in der Gärtnerey vorkommen, läßt ſich nirgends eine Gränze beſtimmen. Man kehre ſich nach welcher Seite man will: ſo ſcheint derſelbe Gegenſtand fort zu gehn, und die Einbildungskraft findet nirgends einen Ruhepunkt. Aber, um dieſer Form ihre volle Wirkung zu geben, müſſen die Theile nicht bloß kreisförmig geſtellt, ſondern auch unter einander ähnlich ſeyn. Denn jede Verſchiedenheit in der Zuſammenſetzung, oder der Figur, oder ſelbſt in der Farbe der Theile, iſt der Idee von Unendlichkeit hinderlich; weil bey jeder Abwechſelung, gleichſam eine neue Reyhe von Ideen anfängt, und alſo der Fortgang gehemmt und unterbrochen wird. Aus eben dieſen Urſachen der Succeßion und der Einförmigkeit, wird man das Große in dem Anblicke der heidniſchen Tempel leicht erklären können, die größtentheils in einer länglichten Form gebaut waren, und auf jeder Seite eine Reyhe gleichförmiger Säulen hatten. Aus eben dieſem Grunde thun die langen Gänge in vielen unſrer Kathedralkirchen ſo große Wirkung.

Ich halte die Figur des Kreuzes, in der einige neue Kirchen gebaut ſind, für weit ſchlechter als das Viereck der Alten. Wenigſtens giebt ſie von auſſen einen nicht ſo großen Anblick. Denn geſetzt, die Aerme dieſes Kreuzes ſind einander gleich:

gleich: ſo wird, wenn man einer von den Seitenwänden gegen über ſteht, nicht nur keine Täuſchung, die den Anblick des Gebäudes noch länger machte, vorgehen, ſondern es wird auch ein beträchtlicher Theil (zwey Drittheile) ſeiner wirklichen Länge dem Geſicht entzogen werden. Und weil die Aerme des Kreuzes eine neue Richtung anfangen, und mit dem Stamme rechte Winkel machen: ſo machen ſie der Einbildungskraft durchaus die Fortſchreitung unmöglich, indem ſie ſie von der Wiederholung der vorigen Idee gänzlich abziehen. Geſetzt, der Zuſchauer ſtehe an einem Orte, wo er das ganze Gebäude überſehen könne, was wird alsdann die Folge ſeyn? nothwendiger Weiſe dieſe, daß ein guter Theil von jedem Schenkel der Winkel, die durch das Zuſammenſtoßen der Aerme formirt werden, verlohren geht, und daß das Ganze alſo ein zerſtücktes unzuſammenhängendes Anſehen bekömmt; daß die Lichter ſehr ungleich, hier ſtark und dort ſchwach ſeyn müſſen, ohne den ſtuffenweiſen Uebergang, der an Theilen, die in geraden Linien ununterbrochen fortgehen, durch die Geſetze der Perſpectiv hervor gebracht wird. Einige, oder alle von dieſen Fehlern werden ſich an jeder Art von Kreuz, und aus welchem Geſichtspunkte man es auch anſieht, finden laſſen. Ich habe das griechiſche Kreuz zum Beyſpiele genommen, weil bey ihm

dieſe Fehler am merklichſten ſind; aber ſie ſind bis auf einen gewiſſen Grad in jeder Art des Kreuzes ſichtbar. In der That iſt nichts dem Großen in Gebäuden mehr hinderlich, als eine Menge von Winkeln; ein Fehler, der bey ſehr vielen Gebäuden vorkömmt, und der aus einer zu großen Begierde nach Mannichfaltigkeit herrührt. Wo dieſe Neigung die Oberhand hat, da läßt ſie wenig von einem wahren Geſchmacke übrig.

Eilfter Abſchnitt.

Größe der Dimenſionen in Gebäuden.

Wenn ein Gebäude erhaben ſeyn ſoll, ſo muß es nothwendig von großem Umfange ſeyn: denn bey wenigen und kleinen Theilen kann die Imagination ſich zu keiner Vorſtellung von Unendlichkeit erheben. Das Edle in der Manier kann auf keine Weiſe den Mangel einer hinlänglichen Größe erſetzen. Es iſt nicht zu befürchten, daß dieſe Regel zu ungeheuren und ausſchweifenden Entwürfen verführe; ſie ſchließt ſchon ihre eigne Einſchränkung in ſich. Eine zu große Länge zerſtöhrt eben dieſe Größe des ganzen Gebäuges, die ſie zu befördern beſtimmt war. Vermöge der Perſpectiv wird die Höhe um ſo viel verkleinert, als die Länge zunimmt. Das Gebäude

bäude wird hinten in einen einzigen Punkt zuſammen zu laufen ſcheinen, und die ganze Figur wird in eine Art von Dreyeck verwandelt werden, die armſeligſte unter allen Figuren, in Abſicht ihrer Wirkung aufs Auge. Ich habe faſt immer gemerkt, daß ein Säulengang oder eine Allee von mäßiger Länge, ohne Vergleich größer ſcheint, als die, welche man bis zu einer ſehr weiten Ferne fortgeführt hat. Ein wahrer Künſtler muß die Zuſchauer bey einer edlen Einfalt zu täuſchen wiſſen; er muß den größten Eindruck durch einfache Mittel erhalten. Entwürfe, die bloß durch ihre Länge und Breite groß werden, ſind allemal Zeichen einer gemeinen und niedrigen Einbildungskraft. Kein Werk der Kunſt kann groß ſeyn, als durch Täuſchung. Es auf andre Art zu ſeyn, iſt das Vorrecht der Natur. Ein gutes Auge wird das Mittel zwiſchen einer ausſchweifenden Länge oder Höhe, (denn an beyden laſſen ſich dieſelben Fehler begehen,) und zwiſchen einer abgebrochnen und verſtümmelten zu finden wiſſen. Und vielleicht könnte man dieſes Mittel mit ziemlicher Genauigkeit beſtimmen, wenn es meine Abſicht wäre, mich in das beſondere irgend einer Kunſt tief einzulaſſen.

Zwölfter Abſchnitt.

Unendlichkeit bey ergötzenden Gegenſtänden.

Unendlichkeit, obgleich von einer andern Art, hat eben ſo viel Antheil an der Luſt, die ergötzende, als an der Bewunderung, die erhabne Gegenſtände bey uns erregen. Der Frühling iſt die ſchönſte unter den Jahreszeiten. Die Jugend der meiſten Thiere, ob ſie uns gleich noch keine völlig ausgebildete Geſtalt zeigt, macht demohnerachtet einen angenehmern Eindruck, als das reife Alter. Die Einbildungskraft wird nämlich, im erſten Falle, durch die Hoffnung von noch etwas künftigem unterhalten, und bleibt nicht bloß bey dem ſtehen, was jetzt in der Sache ſichtbar iſt. In unausgeführten Zeichnungen habe ich oft etwas gefunden, was mir weit mehr gefiel, als die ſorgfältigſte Ausarbeitung; und dieß kömmt, glaube ich, von eben der Urſache, die ich jetzt angezeigt habe.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Schwierigkeit.

Eine andre Quelle von Größe iſt Schwierigkeit. So oft ein Werk ausnehmend viel Kraft oder Arbeit ſcheint erfordert zu haben: ſo

iſt die Idee deſſelben groß. Stonehenge *) iſt weder durch ſeine Anordnung, noch durch ſeine Verzierungen, bewundernswürdig. Aber dieſe ungeheuren rohen Maſſen von Steinen, die auf einander aufgethürmt ſind, führen die Seele auf die unermeßliche Gewalt, die zu einem ſolchen Werke angewandt werden mußte. Selbſt das Rauhe, Wilde des Werks vermehrt dieſen Eindruck von Hoheit, weil es allen Gedanken von Kunſt und künſtlichen Methoden die Sache zu Stande zu bringen ausſchließt. Denn Geſchicklichkeit bringt einen ganz andern Eindruck hervor, der ſich von dieſem deutlich genung unterſcheiden läßt.

Vierzehnter Abſchnitt.

Pracht.

Pracht, iſt ebenfalls eine Quelle des Erhabenen. Ein Ueberfluß von Dingen, die einen großen Glanz oder Werth haben, iſt prächtig. Der geſtirnte Himmel, ſo oft wir ihn auch geſehen haben, erregt doch immer noch eine Vorſtellung von Hoheit. Die Urſache davon ſind nicht die Sterne ſelbſt einzeln betrachtet. Ihre Anzahl iſt es. Die anſcheinende Unordnung vermehrt noch die Erhabenheit: denn jeder

*) Ruinen von einem Druidentempel in Wiltſchire in England.

Schein der Sorgfalt ſchadet der Pracht. Ueberdieß macht es uns dieſe ſcheinbare Unordnung unmöglich, ſie zu zählen; dieß giebt ihnen eine Art von Unendlichkeit. In Werken der Kunſt muß dieſe Größe, die von der Menge herkömmt, mit vieler Behutſamkeit angebracht werden. Denn ein Ueberfluß von lauter vortrefflichen Sachen iſt gar nicht, oder ſehr ſchwer zu erhalten. Und überdieß würde in vielen Fällen dieſe prächtige Unordnung das Nützliche der Sache zerſtöhren, auf welches man bey den meiſten Werken der Kunſt am ſorgfältigſten zu ſehen hat. Endlich iſt auch noch dieß in Betrachtung zu ziehen, daß, gelingt es uns nicht, durch dieſe Unordnung den Schein von Unendlichkeit hervor zu bringen, wir bloß Unordnung ohne Pracht haben. Es giebt demohnerachtet eine Art Feuerwerke, und einige andre Dinge, die durch dieſes Mittel ſich gut ausnehmen, und wirklich erhaben werden. Auch viele Beſchreibungen in den Dichtern und Rednern haben ihre Erhabenheit dem Reichthum, und einem verſchwenderiſchen Ueberfluſſe von Bildern zu danken, von denen die Seele dergeſtalt übermannt wird, daß ſie auf die genaue Uebereinſtimmung und Richtigkeit der Vergleichungen, die in jedem andern Falle gefordert wird, nicht mehr aufmerkſam ſeyn kann. Ich erinnere mich jetzt keines mehr in die Augen fallenden Beyſpiels

ſpiels davon, als der Beſchreibung, die Schakſpear, in Heinrich dem 4ten, von des Königs Armee macht.

All furniſh'd, all in arms,
All plum'd like oſtriches that with the wind
Baited, like eagles having lately bathed:
As full of ſpirit as the month of May;
And gorgeous as the ſun in Midſummer,
Wanton as youthfull goats, wild as young bulls.
I ſaw young Harry with his beaver on
Rise from tho ground like feather'd Mercury
And vaulted with ſuch eaſe into his ſeat,
As if an angel dropped from the clouds
To turn and wind a fury Pegaſus.

„Alle gerüſtet, alle in den Waffen, alle mit Federn geſchmückt, gleich Straußen die mit dem „Winde kämpfen, oder gleich Adlern die jüngſt „aus dem Bade kommen; ſo voll von Leben und „Geiſt, als der Monath May, ſo ſtolz und „brennend als die Sonne in der Mitte des „Sommers, muthwillig wie junge Ziegen, „wild und ungeſtüm wie junge Stiere. Ich „ſahe den jungen Heinrich, ſeinen Hut auf dem „Haupte, ſich vom Boden gleich dem geflügelten Merkur erheben, ſich ſanft und leicht „in ſeinen Sattel ſchwingen, als wenn ein „Engel

„Engel von den Wolken ſich herab lieſſe, einen „feurigen Pegaſus zu bändigen.„

In dem Buche Sirach, dieſem vortrefflichen Buche, das wegen der Lebhaftigkeit ſeiner Beſchreibungen eben ſo merkwürdig iſt, als wegen der Gründlichkeit und des Scharfſinns ſeiner Maximen, iſt eine erhabne Lobrede auf den Hohenprieſter Simon den Sohn des Onias; und es iſt ein ſehr gutes Beyſpiel von der Sache, wovon wir handeln:

„Wenn er aus dem Vorhang hervor gieng: „ſo leuchtete er, wie der Morgenſtern durch die „Wolken; wie der volle Mond, wie die Sonne „ſcheinet auf den Tempel des Höchſten; wie der „Regenbogen mit ſeinen ſchönen Farben; wie „eine ſchöne Roſe im Lenzen, wie eine Lilie im „Waſſer, wie der Weyhrauchbaum im Lenzen; „wie ein entzündeter Weyhrauch im Räuchfaß; „wie ein gülden Gefäß mit allerley Edelgeſteinen „geziert; wie ein fruchtbarer Oelbaum, und wie „der höchſte Cypreſſenbaum. Wenn er den ſchö„nen langen Rock anlegte, und den ganzen „Schmuck anzog, und zum heiligen Altar trat: „ſo zierte er das ganze Heiligthum umher. „Wenn er aber aus der Prieſter Hände die „Opferſtücke nahm, und bey dem Feuer ſtund, „ſo auf dem Altar brannte: ſo ſtunden ſeine

„Brüder

„Brüder rings um ihn her, wie die Cedern auf „dem Libanon gepflanzt, und umringten ihn wie „Palmzweige; und alle Kinder Aaron in ihrem „Schmuck, und hatten des Herrn Opfer in ih- „ren Händen vor der ganzen Gemeinde Iſrael „u. ſ. w.„

Funfzehnter Abſchnitt.

Licht.

Nach der Betrachtung der körperlichen Größe, in Abſicht auf Erhabenheit, folgt zunächſt die Betrachtung der Farbe. Alle Farben beruhen auf dem Lichte. Und alſo muß erſtlich die Wirkung des Lichts, und des ihm Entgegenſtehenden, der Finſterniß unterſucht werden. Wenn Licht das Erhabne hervor bringen ſoll, ſo muß es mit beſondern Umſtänden begleitet ſeyn: denn an ſich hat es keine andre Wirkung, als die Dinge ſichtbar zu machen. Bloßes Licht iſt etwas zu gemeines, um einen großen Eindruck auf die Seele zu machen; und ohne einen großen Eindruck kann nichts erhaben ſeyn. Aber ein ſolches, wie das Sonnenlicht, erregt, wenn es unmittelbar auf das Auge wirket, eine wirklich große Idee, weil es die Stärke des ſinnlichen Werkzeugs überwältigt. Ein Licht von mindrer Stärke, das ſich aber mit großer Geſchwindigkeit bewegt, hat dieſelbe

ſelbe Kraft. Der Bliß hat gewiß etwas Erhabenes, welches bloß von ſeiner ausnehmenden Schnelligkeit herkömmt. Ein plötzlicher Uebergang von Licht zur Finſterniß, oder von Finſterniß zum Lichte, thut eine noch größre Wirkung. Ueberhaupt aber iſt Dunkelheit weit mehr fähig, erhabne Ideen zu erwecken, als Licht. Der große engliſche Dichter war davon überzeugt; und in der That war er von dieſer Idee ſo durchdrungen, und kannte die Kraft einer wohlangebrachten Dunkelheit ſo wohl, daß um die Erſcheinung der Gottheit zu beſchreiben, er mitten unter einen Ueberfluß der prächtigſten Bilder, die ihm von der Größe ſeines Gegenſtandes eingegeben wurden, die Dunkelheit mit ſetzt, die dieſes Unbegreiflichſte aller Weſen umgiebt.

—With the majeſty of darkneſs round
Circles his throne.

„Ein majeſtätiſches Dunkel hieng rings um
„ſeinen Thron.„

Ja, was noch merkwürdiger iſt: ſo weis unſer Dichter dieſe Idee zu erhalten, ſelbſt wo er ſich am weiteſten von ihr zu entfernen ſcheint; ich meyne, wenn er das Licht und die Herrlichkeit beſchreibt, die von ſeinem göttlichen Antlitze ausfließt; ein Licht, das durch ſein Uebermaaß ſelbſt

ſelbſt in eine Art von Finſterniß verwandelt wird.

Dark with exceſſive light thy ſkirts appear.

„Dunkel von überſchwenglichem Licht ſcheint
„deines Kleides Saum.„

Dieſe Idee iſt nicht nur dichteriſch ſchön, ſondern ſie iſt auch philoſophiſch und im genaueſten Verſtande wahr. Das höchſte Licht verdunkelt, indem es die Werkzeuge des Sehens ſchwächt, und iſt alſo in ſeinen Wirkungen der Finſterniß ähnlich. Wenn man eine Zeitlang in die Sonne ſieht: ſo bleiben davon ſchwarze Flecken vor den Augen zurück. So kommen dieſe zwey einander äuſſerſt entgegen geſetzten Vorſtellungen, in ihren höchſten Graden, wieder zuſammen, und vereinigen ſich, ungeachtet ihrer unähnlichen Natur, das Erhabne hervor zu bringen. Und dieß iſt nicht der einzige Fall, wo die beyden Extreme auf gleiche Weiſe Erhabenheit wirken, der nichts ſo ſehr in jeder Sache als das Mittelmäßige entgegen zu ſtehen ſcheint.

Sechs-

Sechszehnter Abſchnitt.

Licht in Gebäuden.

Da die Behandlung und Anwendung des Lichts ein ſehr wichtiges Stück in der Baukunſt iſt: ſo iſt es der Mühe werth zu unterſuchen, in wie weit ſich dieſe Bemerkungen auf Gebäude anwenden laſſen. Ich denke alſo, daß alle Gebäude, die einen Eindruck von Erhabenheit hervor bringen ſollen, mehr dunkel als helle ſeyn müſſen; und dieſes aus zwey Gründen: erſtlich, weil ſchon die Dunkelheit an ſich, wie aus andern Fällen bekannt iſt, mehr und ſtärkere Leidenſchaften in Bewegung ſetzt, als das Licht; zum andern, weil, wenn ein Gegenſtand bey ſeinem erſten Auftritte großen Eindruck machen ſoll, er ſich von den Dingen, mit denen wir kurz zuvor umgegangen ſind, ſo ſehr unterſcheiden muß, als möglich iſt. Nun iſt es nicht möglich, daß bey dem Eintritte in ein Gebäude wir in ein größer Licht kommen ſollten, als wir unter freyem Himmel hatten. Iſt es nur um einige wenige Grade minder helle: ſo iſt die Veränderung nichtsbedeutend. Aber um den Uebergang im höchſten Grade frappant zu machen, muß man aus dem größten Lichte, in eine ſo große Dunkelheit kommen, als mit der Abſicht der Baukunſt beſtehen kann. In der Nacht wird

die

die entgegenſtehende Regel, aber aus eben demſelben Grunde ſtatt finden; je heller ein Zimmer erleuchtet iſt, deſto größer wird der Eindruck ſeyn.

Siebenzehnter Abſchnitt.

In wie fern Farbe die Urſache des Erhabnen werden kann.

Unter den Farben ſind die ſanften und fröhlichen (ein ſtarkes Roth ausgenommen) unfähig, große Bilder zu erregen. Ein großer Berg mit einem friſchen grünen Raſen bedeckt, iſt nichts gegen einen ſchwarzen und finſtern; der bewölkte Himmel hat mehr Großes, als der blaue; und die Nacht iſt erhabner und feyerlicher, als der Tag. Um deswillen können in einem hiſtoriſchen Gemälde bunte und hellfarbigte Gewänder keine gute Wirkung thun; und bey Gebäuden, wo der höchſte Grad der Erhabenheit geſucht wird, dürfen die Materialien und Verzierungen, weder weiß, noch grün, noch gelb, noch blau, noch blaßroth, noch violet, noch geſprenkelt, ſondern ſie müſſen von dunkeln und ernſten Farben ſeyn, als ſchwarz, braun, oder Purpur. Vergoldungen, Moſaiſche Arbeit, Gemälde, Statüen ſind nicht die Mittel, ein Gebäude erhaben zu machen. Dieſe Regel

wird aber nur alsdann in der Ausübung gelten, wenn in dem Ganzen und in jedwedem Theil eines Gebäudes ein gleicher Grad von derjenigen Hoheit geſucht wird, welche Ehrfurcht und Erſtaunen hervor bringt. Denn in der That darf dieſe Art melancholiſcher Größe, obgleich die erhabenſte unter allen, bey vielen Gebäuden nicht angebracht werden, bey welchen doch übrigens auf Erhabenheit geſehen werden muß. In ſolchen Fällen muß dieſe Erhabenheit aus einer der übrigen Quellen hergeleitet werden; nur immer mit einer ſorgfältigen Vermeidung alles deſſen, was lachend und fröhlich ſcheinen könnte: denn nichts tödtet ſo unausbleiblich allen Eindruck der Hoheit.

Achtzehnter Abſchnitt.

Schall und Geräuſch.

Das Auge iſt nicht das einzige ſinnliche Werkzeug, durch welches die Seele den Eindruck von etwas Erhabnem erhalten kann. Auch Töne ſind hierzu im Stande, ſo, wie jede andere Art der Leidenſchaften hervor zu bringen. Ich verſtehe aber unter Tönen nicht Wörter: denn dieſe wirken nicht als ein Schall, ſondern auf eine ganz an-

dere Weiſe. Schon das auſſerordentlich laute eines Schalls iſt allein im Stande, die Seele zu überwältigen, ihre Thätigkeit zu unterbrechen, und ſie mit Schrecken zu erfüllen. Das Rauſchen eines Waſſerfalls, das Getöſe eines Sturms, das Brüllen des Donners oder des Geſchützes, erweckt eine ſtarke und furchtbare Empfindung in der Seele, ob wir gleich weder Kunſt noch Harmonie in dieſer Art der Muſik finden. Das Geſchrey einer großen Menge Volks hat eine ähnliche Wirkung; es erſchüttert und verwirrt die Einbildungskraft durch den bloßen Schall dergeſtalt, daß bey dieſem allgemeinen Aufruhr, und bey dem Taumel, in den die Seele geräth, ſich auch der Mann von dem feſteſten ſtandhafteſten Charakter kaum erwehren kann, mit fort geriſſen zu werden, und in das allgemeine Geſchrey und die gemeinſchaftliche Schlüſſe des Haufens mit einzuſtimmen.

Neunzehnter Abſchnitt.

Ueberraſchung.

Das plötzliche Anfangen, oder Aufhören eines Schalls von beträchtlicher Stärke, hat dieſelbe Wirkung. Die Aufmerkſamkeit wird da-

durch erweckt, und alle Kräfte der Seelen werden gleichſam aufgefordert auf ihrer Warte zu ſtehen. Jeder leichte und allmälige Uebergang von einem Aeuſſerſten zum andern, bey Gegenſtänden des Geſichts ſowohl als des Gehörs, erweckt keine Beſtürzung, und kann alſo nicht die Urſache von Erhabenheit werden. Bey jedem Dinge hingegen, das unerwartet iſt und plötzlich geſchieht, iſt es uns natürlich zu ſtutzen: d. h. wir haben die dunkle Vorſtellung von Gefahr, und unſre Natur ſetzt alles bey uns in Bewegung, uns dagegen zu vertheidigen. Man wird finden, daß ein einzelner Schall von gewiſſer Stärke, obgleich nur von kurzer Dauer, wenn er nach gleichen Zwiſchenräumen immer wiederholt wird, eine große Wirkung thue. Wenig Dinge erwecken ein ehrfurchtsvolleres Schauern, als die Schläge einer großen Glocke, wenn die Stille der Nacht unſre Aufmerkſamkeit darauf vereinigt, und die Zerſtreuung verhindert. Eben das gilt von einzelnen Schlägen auf einer Trommel, die nach gewiſſen Pauſen wiederholt werden, von dem wiederholten Abfeuern einer Kanone in einiger Entfernung. Alle Wirkungen, deren wir in dieſem Abſchnitte gedacht haben, entſtehen aus ſehr ähnlichen Urſachen.

Zwan=

Zwanzigſter Abſchnitt.

Unterbrechung.

Auch ein leiſer, zitternder, unterbrochener Schall, ob er gleich dem vorigen in gewiſſer Abſicht entgegen zu ſeyn ſcheint, iſt der Erhabenheit fähig. Es iſt der Mühe werth, dieſe Sache ein wenig zu unterſuchen. Daß die Erfahrung ſelbſt richtig ſey, das kann ſich jedermann durch ſeine eigne Beobachtung und Erinnerung beſtätigen. Ich habe ſchon angemerkt, daß die Nacht mehr als alles andre unſer Schrecken vergrößert; es liegt in unſrer Natur, daß, wo wir nicht wiſſen, was uns wiederfahren wird, wir das ſchlimmſte befürchten; und dieß eben macht die Ungewißheit dergeſtalt ſchrecklich, daß wir ihrer ſelbſt mit Gefahr eines gewiſſen Unglücks loß zu werden ſuchen. Nun ſetzen uns leiſe, verwirrte, ungewiſſe Töne in Anſehung ihrer Urſachen, in dieſe ängſtliche Ungewißheit, und geben uns entweder gar kein oder ein ſehr zweifelhaftes Licht, von was für Dingen wir uns umgeben befinden.

Quale per incertam lunam ſub luce maligna
Eſt iter in ſiluis.

A faint ſhadow of uncertain light
Like as a lamp, whoſe life doth ſade away
Or as the moon clothed with cloudy night
Doth ſhew to him, who walks in fear &
great affright.

„Ein ſchwacher Schimmer eines ungewiſſen „Lichts, gleich dem Schein einer Lampe, die „eben erlöſchen will, oder dem Monde, wie er in „einer trüben Nacht durch Wolken ſcheint, zeigt „ihm ſeinen Weg, indem er in Furcht und Grau„ſen fortwandert.„

Spencer.

Aber ein Licht, das mehrmalen hinter einander bald ſcheint und bald verſchwindet, iſt noch ſchrecklicher als die völlige Finſterniß; und eine Art dunkeln Geräuſches, kann, wenn die übrigen Umſtände zuſammen kommen, noch unruhiger machen, als eine gänzliche Stille.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Geſchrey von Thieren.

Jeder Schall, der den natürlichen unarticulirten Tönen des Schmerzens oder der Angſt bey Thieren oder Menſchen ähnlich iſt, kann in uns große Vorſtellungen erregen, es müßte denn die

die uns bekannte Stimme eines Thieres ſeyn, das wir gewohnt ſind zu verachten. Die Stimme des Zorns bey wilden Thieren, iſt im Stande, einen eben ſo großen als furchtbaren Eindruck bey uns zu machen.

Hinc exaudiri gemitus iraeque leonum,
Vincla recuſantum & ſera ſub nocte rudentum,
Setigerique ſues, atque in praeſepibus vrſi
Saeuire, & formae magnorum vlulare luporum.

„Von hier aus hört man das zornige Brummen der Löwen, die gegen ihre Feſſeln wüthen, „und noch tief in der Nacht brüllen; hier hört „man den borſtigen Eber, und den Bär an seiner Krippe toben, und das Geheule ungeheurer Wölfe.„

Man hat Urſache zu glauben, daß dieſe Töne nicht ganz willkührlich ſind, ſondern eine gewiſſe natürliche Verbindung mit den Dingen haben, die ſie ausdrücken. Wir verſtehen das natürliche Geſchrey jedes Thieres, auch ſelbſt derer, mit denen wir am wenigſten umgehen. Von der Sprache kann man nicht eben dieſes ſagen.

Die Verſchiedenheiten der Töne, durch welche Erhabenheit gewirkt werden kann, ſind un-

zählig. Die, welche ich genannt habe, ſind bloß einzelne Beyſpiele, die den Grund anzeigen, auf den alle übrigen gebaut ſind.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Geruch und Geſchmack.

Auch Geruch und Geſchmack haben einigen Antheil an der Hervorbringung großer Ideen; aber nur einen ganz kleinen Antheil, der ſchwach an Kraft, und in ſeinen Wirkungen ſehr eingeſchränkt iſt. Ich will bloß dieß anmerken, daß kein andrer Geruch oder Geſchmack eine große Empfindung erregt, als eine auſſerordentliche Bitterkeit, oder ein unerträglicher Geſtank. Es iſt wahr, dieſe Art von Geſchmack oder Geruch, wenn ſie in ihrer vollen Stärke, und unmittelbar auf den Sinn wirkt, iſt bloß verdrüßlich, nnd wird mit keiner Art angenehmer Eindrücke begleitet; aber wenn die gemilderte Vorſtellung derſelben durch Beſchreibung oder Erzählung erweckt wird: dann kann ſie eine eben ſo ächte Quelle des Erhabnen werden, als ſonſt irgend etwas, und zwar aus dem nämlichen Grunde, weil ſie ein gemäßigter Schmerz iſt. Ein Kelch der Bitterkeit, den bittern Kelch des Unglücks trinken, die bittern

tern Aepfel von Sodom, ſind lauter Jdeen, die in eine erhabne Beſchreibung ſehr wohl paſſen. Folgende Stelle aus dem Virgil iſt nicht ohne Erhabenheit, wo die ſtinkenden Dünſte, die von Albunea aufſteigen, den Eindruck vermehren, den die ſchauervolle heilige Dunkelheit dieſes prophetiſchen Waldes gemacht hatte.

At rex ſollicitus monſtris, oracula Fauni
Fatidici genitoris adit, lucosque ſub alta
Conſulit Albunea, nemorum quae maxima ſacro
Fonte ſonat, *ſaeuamque exhalat opaca Mephitim.*

„Der König von dieſen Ahndungen erſchreckt, „nahte ſich dem Orakel ſeines Ahnherrn Faunus, „und fragte den Hayn um Rath, der am Fuß „des hohen Albunea, unter den Wäldern der „größte, von dem Rauſchen der heiligen Quelle „erſchallte, und aus ſeiner Dunkelheit grauſame „Dünſte aushauchte.„

Jn dem fünften Buche vergißt er bey einer ſehr erhabnen Beſchreibung, die giftigen Ausdünſtungen des Acheron nicht; und dieſe machen auch nicht die geringſte Mishelligkeit mit den übrigen Bildern, unter welche ſie geſetzt werden.

Spelunca alta fuit, *vaſtoque immanis* hiatu,
Scrupea, tuta lacu *nigro* nemorumque *tenebris*:
Quam ſuper haud vllae poterant impune volantes
Tendere iter pennis, *talis ſeſe halitus atris*
Faucibus effundens ſupera ad conuexa ferebat.

„Es war eine tiefe felſigte Hôle, der Eingang „eines ungeheuren Abgrundes; eine ſchwarze „See deckte ſie, und finſtre dichte Wälder ſchloſ„ſen ſie ein. Kein Vogel konnte unverletzt ſei„nen Flug über ſie nehmen: ſolche tödtende Däm„pfe ſtiegen aus dem ſchwarzen Schlunde empor „und verbreiteten ſich gen Himmel.„

Ich habe dieſe Beyſpiele hinzu geſetzt, weil einige Freunde, deren Urtheil ich ſehr viel traue, der Meynung waren, daß, wenn der Satz ſo ganz nackend, und ohne Beyſpiel da ſtünde, er lächerlich und poſſierlich ſcheinen würde. Ich denke aber, dieß würde hauptſächlich daher kommen, weil uns bey Bitterkeit und Geſtank nur niedrige und verächtliche Dinge einfallen, die in der That oft damit verbunden ſind, und dieß in dieſem ſo wie in allen andern Fällen die Wirkung des Erhabnen ſchwächt. Aber nicht darnach läßt ſich die Erhabenheit eines Bildes beurtheilen, ob

ob daſſelbe, mit niedrigen Nebenideen verknüpft, niedrig werden kann; ſondern ob, wenn es unter Bilder von ausgemachter Erhabenheit aufgenommen wird, es dem Ganzen ſeine Würde und Hoheit erhält. — Alle Dinge, die ſchrecklich ſind, ſind auch groß. Aber wenn Dinge bloß misfällige Eigenſchaften beſitzen, oder auch ſolche, die zwar einigen Grad von Gefahr erregen, aber eine Gefahr, die ſehr leicht überwunden iſt: ſo werden ſie bloß verhaßt; als Spinnen und Kröten.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Gefühl. Schmerz.

Vom Gefühl kann wenig mehr geſagt werden, als daß der körperliche Schmerz in allen ſeinen Arten und Graden, als ſchwere Arbeit, eigentlicher Schmerz, Angſt, das Erhabne wirke, und daß auſſer ihm bey dieſem Sinne nichts erhaben ſey. Ich brauche hier keine neuen Beyſpiele zu geben, da die, welche ich in den vorhergehenden Abſchnitten angeführt habe, eine Beobachtung hinlänglich beſtätigen, die jedermann machen kann, wenn er auf die Natur aufmerkſam ſeyn will.

Nachdem

Nachdem ich auf dieſe Weiſe den Urſachen des Erhabnen bey jedem unſerer Sinne nachgeſpürt habe, ſo wird man meine erſte Anmerkung der Wahrheit ſehr nahe finden: nämlich, daß der Eindruck, den das Erhabne macht, ſich auf den Trieb der Selbſterhaltung gründe; daß er deswegen einer der lebhafteſten ſey, den wir haben; daß die Empfindung, die durch daſſelbe veranlaßt wird, in ihrem höchſten Grade, die Empfindung von Noth und Unglück ſey; und daß keine poſitive Luſt zum Erhabnen gehöre. Es könnten noch unzählige Beyſpiele auſſer den angeführten, zur Beſtätigung dieſer Wahrheiten gefunden, noch vielleicht viele nützliche Folgerungen daraus gezogen werden: —

Sed fugit interea, fugit irreuocabile tempus,
Singula dum capti circumuectamur amore.

Ende des zweyten Theils.

Philo-

Philoſophiſche Unterſuchung
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Dritter Theil.

Erſter Abſchnitt.
Schönheit.

Ich habe die Abſicht, erſtlich die Schönheit, in ſo weit ſie vom Erhabnen unterſchieden iſt, zu betrachten; und dann zu unterſuchen, in wie fern ſie mit demſelben beſtehen kann. Aber ehe wir dieſes thun, müſſen wir erſt kurz die Meynungen durchlaufen, die man bisher von dieſer Eigenſchaft gehabt hat. Dieſe Meynungen möchten ſich ſchwerlich auf ſichere und gewiſſe Grundſätze zurück führen laſſen, da die Menſchen gewohnt ſind, von der Schönheit immer in bildlichen Ausdrücken, d. h. auf eine ſehr ſchwankende und unbeſtimmte Art,

zu reden. Unter Schönheit verſtehe ich diejenige Beſchaffenheit oder Beſchaffenheiten eines Körpers, durch welche er Liebe, oder eine dieſer ähnlichen Leidenſchaft erregt. Ich ſchränke dieſen Begriff bloß auf die ſichtbaren Eigenſchaften der Dinge ein, um einen Gegenſtand einfacher zu machen, der uns nothwendig verwirren muß, wenn wir alle Urſachen von Zuneigung, alle Eigenſchaften der Dinge, durch welche ſie Liebe erregen können, es ſey vermöge des natürlichen Eindrucks den ſie bey ihrem Anblick machen, es ſey vermöge der Betrachtungen die wir über ſie anſtellen, dazu rechnen wollen. Ich unterſcheide ferner, Liebe, d. h. das Vergnügen, welches der Seele das Anſchauen des Schönen in jeder Gattung macht, von Begierde oder ſinnlicher Luſt, dem heftigen Beſtreben der Seele dasjenige zu beſitzen, was ihr nicht als ſchön, ſondern aus ganz andern Urſachen gefällt. Wir können eine große Begierde nach dem Beſitze eines Frauenzimmers von geringer Schönheit haben; da hingegen die vollkommenſte Schönheit einer Mannsperſon oder eines Thieres, ob ſie gleich Liebe erregt, doch nicht das geringſte von einer Begierde erweckt. Dieß beweiſt, daß Schönheit, und die Leidenſchaft, die von Schönheit erregt wird, und welche ich Liebe nenne, von Begierde wirklich unterſchieden ſey, ob ſich gleich zu-

weilen

weilen Begierde mit ihr vermiſchen kann. Aber nur dieſer letztern, und nicht dem Eindrucke der Schönheit müſſen wir diejenigen gewaltſamen und ſtürmiſchen Leidenſchaften, und die daraus entſtehenden Wallungen der Säfte zuſchreiben, welche die Liebe in der gewöhnlichen Bedeutung begleiten.

Zweyter Abſchnitt.

Das Verhältniß der Theile iſt nicht die Urſache der Schönheit im Pflanzen-Reiche.

Man ſagt gemeiniglich, daß die Schönheit in der Proportion der Theile beſtehe. Bey genauer Unterſuchung aber finde ich Urſache zu zweifeln, ob Verhältniſſe bey der Schönheit in irgend einige Betrachtung kommen. Proportion bezieht ſich faſt gänzlich auf Zuſammenhang und Verknüpfung, ſo wie jeder andre Begriff, der eine Ordnung anzeigt; und ſie muß alſo mehr für eine vom Verſtande hervor gebrachte Idee, als für einen urſprünglichen Eindruck des Dinges auf die Sinne oder die Einbildungskraft angeſehen werden. Nicht durch eine lange Beobachtung und Unterſuchung werden wir gewahr, daß eine Sache ſchön ſey. Schönheit verlangt

gar nicht den Beyſtand unſers verſtändigen Nachdenkens; ſelbſt der Wille nimmt keinen Theil daran. Der Anblick der Schönheit bringt auf eben die nothwendige Weiſe einen gewiſſen Grad von Liebe in uns hervor, als Eis uns kalt macht, und Feuer wärmt. Um in dieſer Sache zu einem befriedigenden Schluſſe zu kommen, wäre es gut, vor allen Dingen zu unterſuchen, was Proportion ſey: denn viele, die das Wort brauchen, ſcheinen weder den eigentlichen Sinn deſſelben zu wiſſen, noch von der Sache, die es bedeutet, deutliche Begriffe zu haben. Proportion iſt die Gleichheit der Verhältniſſe zwiſchen Größen. Da jede Größe theilbar iſt: ſo iſt klar, daß jeder Theil, der ſich in einem gewiſſen Ganzen unterſcheiden läßt, zu jedem andern Theile und zu dem Ganzen ein gewiſſes Verhältniß haben müſſe. Aus der Vergleichung mehrerer Verhältniſſe entſteht der Begriff Proportion. Dieſe Verhältniſſe werden durchs Meſſen gefunden, und ſie ſind der Gegenſtand der mathematiſchen Unterſuchungen. Aber ob irgend ein Theil einer beſtimmten Größe, ein Viertheil, Fünftheil, Sechstheil, oder die Hälfte des Ganzen ſey; und ob er mit einem gewiſſen andern Theile gleich lang, oder doppelt, oder halb ſo lang ſey, das iſt der Seele durchaus gleichgültig, ſie nimmt daran nicht den geringſten Theil. Und eben von dieſer vollkommnen

nen Gleichgültigkeit und Ruhe des Geiſtes, hängt einer der beträchtlichſten Vorzüge mathematiſcher Unterſuchungen ab; dieſer nämlich, daß, weil bey ihnen nichts vorkömmt, was die Imagination einnehmen oder gewinnen könnte, die Vernunft ganz frey, und ohne die geringſte Partheylichkeit, über die vorgelegten Sachen den Ausſpruch thut. Jede Proportion, jede Anordnung der Theile einer Größe iſt für den Verſtand gleich; weil jede dem Verſtande die gleichen Wahrheiten darbietet, das Größere ſowohl als das Kleinere, die Gleichheit ſowohl als die Ungleichheit. Aber die Schönheit iſt ſicher kein Begriff, der ſich auf Meſſungen bezieht; ſie hat gewiß nichts mit Rechnungskunſt und Geometrie zu thun. Hätte ſie das, ſo würden wir anzeigen können, durch was für ein beſtimmtes Maaß, es ſey des Ganzen an ſich, es ſey eines Theils in Verhältniß mit einem andern, jedes Ding ſchön werde. Wir würden alsdann die Körper, denen wir bloß nach einem dunkeln Gefühl Schönheit zuſchreiben, auf dieſen Maaßſtab bringen, und die Stimme unſrer Leidenſchaft, durch das Urtheil unſrer Vernunft, rechtfertigen können. Da uns aber dieſer Vortheil mangelt: ſo wollen wir doch ſehen, ob Proportion auf irgend eine Weiſe als der Grund der Schönheit angeſehen werden könne, wie von ſo vielen, und von einigen ſo zuverſicht-

lich iſt behauptet worden. — Wenn Proportion ein weſentlicher Beſtandtheil der Schönheit iſt: ſo muß ſie dieſe Kraft entweder von Eigenſchaften bekommen, die nothwendig und weſentlich in einem gewiſſen Maaße der Größe liegen; oder von der Gewohnheit; oder von der Schicklichkeit, die ſo oder anders abgemeßne Theile zu der Abſicht ihres Gebrauchs haben. Wir müſſen alſo unterſuchen, ob die Dinge, welche im Pflanzen- oder Thierreiche von jedermann für ſchön erkannt werden, Theile von einem ſo beſtimmten Maaße und Verhältniß gegen einander haben, daß man daraus ſchließen könne, dieſes Verhältniß ſey der Grund ihrer Schönheit, es ſey nun vermöge mechaniſch wirkender Urſachen, oder durch Gewohnheit, oder vermöge der Schicklichkeit zu gewiſſen Abſichten. — Ich werde dieſe drey Punkte nach der Reihe zu unterſuchen vornehmen. Ehe ich aber weiter gehe, wird es mir, glaube ich, erlaubt ſeyn, meinen Leſern die Regeln vorzulegen, nach welchen ich bey dieſer Unterſuchung zu Werke gegangen bin, und die, wenn ich irre, mich misgeleitet haben.

1) Wenn zwey Körper einerley oder einen ähnlichen Eindruck auf die Seele machen, und bey genauer Betrachtung gefunden wird, daß ſie in einigen ihrer Beſchaffenheiten mit einander überein kommen, in andern von einander abgehn: ſo

ſo muß die gemeinſchaftliche Wirkung denjenigen Eigenſchaften zugeſchrieben werden, in denen ſie ähnlich, nicht denen, in welchen ſie verſchieden ſind. 2) Die Wirkung keines natürlichen Gegenſtandes darf aus der Wirkung eines künſtlichen Gegenſtandes erklärt werden. 3) Keine Wirkung eines natürlichen Gegenſtandes darf aus dem Nachdenken über ſeine Abſichten und ſeinen Gebrauch erklärt werden, wenn eine unmittelbar wirkende Urſache ſich finden läßt. 4) Eine beſtimmte Größe oder Verhältniß iſt nicht für die Urſache einer gewiſſen Wirkung anzunehmen, wenn die Wirkung auch bey der entgegen geſetzten Größe und Verhältniß hervor gebracht werden, oder jene Größe und Verhältniß da ſeyn kann, ohne die Wirkung hervor zu bringen. Dieſes ſind die vornehmſten Regeln, denen ich, bey der Unterſuchung der Kräfte, gefolgt bin, die der Proportion als einer durch ſich ſelbſt wirkenden Urſache zukommen; und findet der Leſer dieſe Regeln richtig, ſo wünſche ich, daß er ſie durch die ganze folgende Abhandlung vor Augen habe. Wir werden zuerſt unterſuchen, in welchen Dingen ſich dieſe Eigenſchaft Schönheit finde, und dann, ob ſich in dieſen irgend eine ſo beſtändige und allgemeine Proportion entdecken laſſe, daß man vermuthen könne, aus ihr entſpringe die Idee der Schönheit. Wir werden dieſe einnehmende Kraft erſt, wie ſie in

den Pflanzen, dann wie ſie in den Thieren, und endlich wie ſie im Menſchen ſichtbar iſt, betrachten. — Im Pflanzenreiche finden wir nichts, das ſo ſchön ſey, als die Blumen. Aber Blumen giebt es faſt von jeder Geſtalt, und von jeder Anordnung der Theile. Die Mannichfaltigkeit der Formen, in die ſie von der Natur ausgebildet worden, iſt unendlich; und von dieſen Formen haben die Kräuterkenner ihnen ihre Namen gegeben, die beynahe eben ſo mannichfaltig ſind. Was iſt es denn für eine Proportion, die wir zwiſchen dem Stengel der Blumen und ihren Blättern, oder zwiſchen den Blättern und den Staubfäden gewahr werden? — Wie ſchickt ſich der ſchlanke Stiel der Roſe zu dem dicken Kopfe, unter welchem er ſich beuget? Aber die Roſe iſt doch eine ſchöne Blume. Und getrauen wir uns wohl zu ſagen, daß ſie nicht einen Theil ihrer Schönheit eben dieſem Mangel an Proportion zu danken haben könne? Die Roſe iſt eine große Blume, und wächſt doch auf einem kleinen Strauche. Die Aepfelblüthe iſt ſehr klein, und wächſt auf einem großen Baume. Doch ſind beyde, die Roſe und die Aepfelblüthe, ſchön; und die Pflanzen, auf denen ſie wachſen, erhalten, dieſer Disproportion ungeachtet, durch ſie ihren einnehmendſten Schmuck. Welcher Baum kann, der allgemeinen Empfindung nach, ſchöner ſeyn, als ein Orangenbaum,

genbaum, wenn Blätter, Blüthen und Früchte zugleich an ihm prangen? Aber umſonſt ſuchen wir bey ihm ein beſtimmtes Maaß der Höhe, Breite, und jeder andern Dimenſion des Ganzen, oder ein beſtimmtes Verhältniß der Theile unter einander. Ich gebe zu, daß es Blumen giebt, bey denen man eine regelmäßige Figur, und eine künſtliche Anordnung und Stellung der Blätter findet. Eine ſolche Figur und eine ſolche Anordnung der Blumenblätter hat z. E. die Roſe; aber wenn man ſie von der Seite anſieht, ſo geht dieſe Regelmäßigkeit der Figur größtentheils verlohren; die Ordnung der Blätter verwirrt ſich; und doch bleibt die Roſe noch ſchön. Die Roſe iſt ſogar ſchöner, bevor ſie völlig aufgeblüht iſt; und die Knoſpe iſt ſchöner, ehe ſie dieſe regelmäßige Figur bekommen hat. Und dieß iſt nicht der einzige Fall, wo Regelmäßigkeit und genaue Ordnung, die Seele der Proportion, die Schönheit mehr hindert als befördert.

Dritter Abſchnitt.

Proportion iſt nicht der Grund der Schönheit bey den Thieren.

Eben ſo augenſcheinlich iſt es bey den Thieren, daß Proportion nur einen geringen Antheil

an der Hervorbringung der Schönheit habe. — Die am weiteſten von einander abgehenden Geſtalten, und die unähnlichſten Zuſammenſetzungen der Theile, ſind hier demohnerachtet gleich fähig, dieſe Vorſtellung zu erwecken. Der Schwan, den jedermann einen ſchönen Vogel nennt, hat einen Hals, der länger als ſein ganzer übriger Körper iſt, und nur einen ſehr kurzen Schwanz. Iſt dieſe Proportion ſchön? Ohne Zweifel iſt ſie es. Aber was werden wir alsdann zu dem Pfaue ſagen, der in Vergleichung einen kurzen Hals, und dafür einen Schweif hat, der länger iſt, als Hals und Leib zuſammen genommen. Was für eine Menge von Vögeln giebt es nicht, die von dieſen beyden Modellen, und von jedem andern, das man annehmen wollte, gleich weit abgehen, die ſehr unter ſich verſchiedne, und oft einander entgegen geſetzte Proportionen haben, und unter denen doch viele ausnehmend ſchön ſind? Es iſt uns nicht möglich, aus den Regeln, die wir nach angeſtellter Unterſuchung, bey der einen Gattung ſchöner Vögel feſtgeſetzt haben, zum Voraus zu ſchließen, was die andern Gattungen ſeyn werden, wo eben dieſe Regeln beobachtet oder nicht beobachtet ſind; oder es wird die Erfahrung die meiſten dieſer Schlüſſe widerlegen. Was die Farben, ſowohl der Vögel als der Blumen, betrifft, (denn beyde haben in ihrem Kolorit etwas ähnli-

ähnliches,) ſo läßt ſich weder in dem Raume, den jede Farbe einnimmt, noch in den Stuffen, nach welchen ſie abwechſeln, eine Proportion wahrnehmen. Einige Vögel ſind nur von einer einzelnen Farbe, andre haben alle Farben des Regenbogens; einige haben eine von den einfachen Grundfarben, andre haben zuſammengeſetzte. Mit einem Worte, ein aufmerkſamer Beobachter kann leicht erkennen, daß in der Färbung und in der Geſtalt dieſer Gegenſtände, gleich wenig von Proportion angetroffen werde. Hiernächſt gehe man zu den vierfüßigen Thieren fort. Man unterſuche den Kopf eines ſchönen Pferdes; man finde das Verhältniß deſſelben zum Körper und zu den Gliedern, und die Verhältniſſe dieſer Glieder unter einander: und wenn man dann dieſe Proportionen, als das Muſter der Schönheit, feſtgeſetzt hat, ſo nehme man einen Hund, eine Katze, oder irgend ein ander Thier, und ſehe, ob ſich bey ihnen eben dieſe Proportionen zwiſchen Kopf und Hals, und zwiſchen Hals und Rumpf u. ſ. w. finden werde. Ich glaube, wir können getroſt behaupten, daß das Schöne jeder Gattung andre Verhältniſſe haben wird; ja, daß ſelbſt in einer Gattung, Individua von gleicher Schönheit ſehr weit in ihren Verhältniſſen von einander abgehen werden. Iſt es nun aber ausgemacht, daß ſehr verſchiedne und ſo gar entgegen ſtehende Formen und Zu-

ſammenſetzungen, gleich gut mit Schönheit beſtehen können: ſo muß es, glaube ich, auch zugegeben werden, daß kein beſtimmtes Maaß der Theile, bloß um des natürlichen und nothwendigen Eindrucks willen, den es macht, zur Hervorbringung des Schönen erfordert werde, wenigſtens nicht ſo weit die thieriſche Schöpfung reicht.

Vierter Abſchnitt.

Proportion iſt nicht der Grund von Schönheit beym Menſchen.

Es giebt am menſchlichen Körper gewiſſe Theile, unter welchen man eine beſtändig gleiche Verhältniß findet. Aber ehe es bewieſen werden kann, daß in dieſen Verhältniſſen die wirkende Urſache der Schönheit liegt, muß erſt gezeigt werden, daß, wo dieſe Verhältniſſe genau beobachtet ſind, der Menſch, dem ſie zukommen, ſchön ſey; ſchön, ſage ich, in Abſicht des Anblicks, man mag nun ein Glied allein, oder den ganzen Körper zuſammen betrachten. Man muß ferner zeigen, daß dieſe Theile ſolche Verhältniſſe haben, die ſo leicht gefaßt, ſo leicht unter einander verglichen werden können, daß ſich der augenblickliche Eindruck auf die Seele, auf eine begreifliche Art daraus erklären laſſe. Ich für mein

mein Theil, habe viele dieſer Verhältniſſe ſorgfältig unterſucht, und ich habe ſie in vielen Perſonen einerley, oder doch ſehr ähnlich gefunden, die an Schönheit ſehr weit von einander unterſchieden, und von denen ſogar einige ſehr ſchön, und andre ſehr häßlich waren. Was die Theile betrifft, unter denen man dieſe Verhältniſſe bemerkt: ſo ſind dieſelben ſo weit von einander, an Lage, Natur, und Abſichten entfernt, daß ich nicht einſehen kann, wie ſie mit einander verglichen werden, und wie ſie alſo, vermöge ihres Verhältniſſes, eine Wirkung thun können. Der Hals, ſagt man, muß bey einem ſchönen Menſchen mit der Wade gleich lang ſeyn; er muß ferner im Umfange zweymal ſo groß ſeyn, als das Gelenke an der Hand; und täglich lieſt und hört man eine unendliche Menge ähnlicher Bemerkungen. Aber was für einen Zuſammenhang hat die Wade mit dem Halſe, oder der Hals mit dem Gelenke an der Hand? Dieſe Proportionen mögen freylich an ſchönen Körpern zu finden ſeyn; aber man würde ſie ſicher auch an häßlichen finden, wenn man ſich die Mühe geben wollte ſie zu ſuchen. Ja, ich denke, ſie werden bey den ſchönſten oft am wenigſten genau beobachtet ſeyn. Man gebe für jeden Theil des menſchlichen Körpers ein Verhältniß an, welches man will: und ich wette, daß ein Maler alle dieſe Verhält-

niſſe aufs genaueſte beobachten, und doch, wenn er will, eine ſehr häßliche Figur hervor bringen kann. Eben dieſer Maler wird von dieſen Verhältniſſen ſehr merklich abweichen, und doch eine ſchöne Figur machen können. Und in der That findet man in den Meiſterſtücken alter und neuer Bildhauer, daß ſie in den Verhältniſſen ſehr ſichtbarer und ſehr beträchtlicher Theile, oft ſehr weit von einander, und eben ſo weit von den Verhältniſſen abgehen, die wir an den ſchönſten und reizendſten Geſtalten wirklicher Menſchen finden. Und endlich, wie einig ſind dann die Vertheidiger der aus Proportion entſpringenden Schönheit, in Abſicht der Verhältniſſe, die ſie dem menſchlichen Körper zuſchreiben? Einige behaupten, daß er ſieben Köpfe haben müſſe, andre machen ihn acht Köpfe lang, indem andre ihn bis auf zehne ausdehnen. — Eine ungeheure Verſchiedenheit, bey einer ſo kleinen Anzahl von Theilen! Jeder braucht eine andre Methode dieſe Verhältniſſe zu ſchätzen, und alle mit gleich gutem Erfolge. Aber ſind dann dieſe Verhältniſſe nur bey allen ſchönen Männern dieſelben? Oder ſind dieſe im geringſten einerley mit den Verhältniſſen ſchöner weiblicher Körper? Kein Menſch wird dieß behaupten: und doch ſind unſtreitig beyde Geſchlechter der Schönheit fähig, und das weibliche der größten; ein Vorzug, den man ſchwerlich der genauern Beobachtung dieſer

Propor-

Proportionen wird zuſchreiben können. Wir wollen einen Augenblick bey dieſem Punkte ſtehen bleiben, und unterſuchen, wie ſehr die beyden Geſchlechter dieſer einen Gattung, an Größe der gleichartigſten Theile des Körpers von einander abgehen. Wenn man für die Glieder eines Mannes irgend eine beſtimmte Proportion angiebt, und man die menſchliche Schönheit auf dieſe Proportionen einſchränkt: ſo muß man, wenn ſich ein Frauenzimmer findet, die faſt in der Bildung jedes Theils von dieſem Maaßſtabe abweicht, entweder troz ſeiner Empfindung ſchließen, daß dieſes Frauenzimmer nicht ſchön ſey; oder man muß ſeiner Empfindung zufolge dieſen Regeln entſagen; man muß den Zirkel und das Winkelmaaß bey Seite legen, und ſich nach einer andern Urſache der Schönheit umſehen. Denn, wenn Schönheit an ein gewiſſes Maaß, als an ein natürliches Principium gebunden wäre: wie könnten einerley Theile mit ganz verſchiednen Proportionen doch gleich ſchön ſeyn, und dieß noch dazu in einer und derſelben Gattung? Aber um die Sache noch etwas mehr aufzuklären: ſo muß man bemerken, daß faſt alle Arten von Thieren, dieſelben Haupttheile, und ſie zu eben denſelben Abſichten haben. Alle haben einen Kopf, einen Hals, einen Rumpf, Füße, Augen, Ohren, eine Naſe und

einen Mund. Aus dieſen wenigen und ſo gleichartigen Organen, hat demohnerachtet die Vorſehung, die den Bedürfniſſen jeder Gattung aufs vollkommenſte abhelfen, und zugleich den Reichthum ihrer Güte und ihrer Weisheit an ihren Geſchöpfen zeigen wollte, eine faſt unendliche Menge von Geſtalten zuſammen geſetzt, die alle an Größe, Verhältniß und Stellung der Theile von einander verſchieden ſind. Bey dieſer unendlichen Verſchiedenheit aber, iſt doch, wie wir geſehen haben, ein Umſtand vielen Gattungen gemein, der nämlich, daß ſich in jeder Individua finden, die auf uns den Eindruck von etwas Liebenswürdigem und Reizendem machen. — Und dieſe Individua der verſchiednen Thiergeſchlechte, die in der Hervorbringung dieſer Wirkung mit einander überein kommen, ſind doch in dem Maaße und dem Verhältniſſe derjenigen Theile, wodurch ſie uns gefallen, äuſſerſt von einander unterſchieden. Dieſe Betrachtungen wären hinreichend, mich zu überführen, daß der ganze Begriff von einer beſondern Proportion, als der natürlichen Urſache des Wohlgefallens und der Ergötzung bey dem Anblicke der Schönheit, falſch ſey. Aber diejenigen, welche mir dieß, in Abſicht auf eine gewiſſe beſtimmte Proportion, zugeben werden, bleiben doch noch für Proportion überhaupt eingenommen. Sie glauben, daß, obgleich Schönheit nicht von einem

beſtimm=

beſtimmten Maaße der Theile abhänge, das allen reizenden Thieren und Pflanzen gemein seyn müſſe, es doch in jeder Gattung eine gewiſſe Proportion gebe, die zur Schönheit der Individuorum dieſer Gattung durchaus nothwendig ſey. Betrachten wir nun die thieriſche Schöpfung im Ganzen, ſo finden wir: nicht die Schönheit iſt es, die aus einem gewiſſen Maaße der Theile entſteht; ſondern, weil durch das Maaß und Verhältniß der Theile ſich eine Gattung der Thiere von der andern unterſcheidet, ſo muß freylich jedes Ding, das in ſeiner Gattung ſchön ſeyn ſoll, die Maaße und Proportionen ſeiner Gattung haben, denn ſonſt würde es von dem allgemeinen Begriffe derſelben abweichen, und alſo auf gewiſſe Weiſe ungeheuer werden. Aber dieſe Proportionen ſind bey keiner Gattung ſo fixirt, daß es nicht noch beträchtliche Abänderungen unter den Individuis geben könne. Und wie wir es bey den Menſchen geſehen haben: ſo wird man auch von den Thierarten zeigen können, daß unter dieſen Abwechſelungen in der Proportion, die jede Gattung zuläßt, ohne das Gemeinſchaftliche ihrer Form zu verlieren, keine iſt, bey der ſich nicht Schönheit finden lieſſe. — Dieſe Idee alſo einer gewiſſen, der ganzen Gattung gemeinſchaftlichen Form, dieſe iſt es, die das Verhältniß der Theile hier mit ins Spiel bringt,

und gar nicht eine in dieſem Verhältniſſe liegende Kraft auf unſre Sinne gewiſſe Eindrücke zu machen. In der That wird es uns eine kleine Betrachtung zeigen, daß nicht die Größe, ſondern die Beſchaffenheit, die Schönheit, welche in der Geſtalt liegt, hervor bringe. Was für Licht bekommen wir dann von dieſen gerühmten Verhältniſſen, wenn wir Zierrathen erfinden wollen? Es befremdet mich, daß Künſtler, die ſo ſicher, wie ſie vorgeben, überzeugt ſind, Proportion ſey die vornehmſte Urſache der Schönheit, nicht genaue Abmeſſungen von allen Arten ſchöner Thiere beſtändig bey ſich führen, um aus ihnen ſchickliche Verhältniſſe zu nehmen, wenn ſie irgend etwas von gutem Geſchmack entwerfen wollen; beſonders, da ſie ſo oft ſagen, daß es das in der Natur wahrgenommene Schöne ſey, wornach ſie ſich in den Werken der Kunſt richten. Ich weis, daß es ſeit ſehr langer Zeit geſagt wird, und von einem Schriftſteller zum andern tauſend und abertauſendmal wiederholt worden iſt: daß die Verhältniſſe in der Baukunſt von den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers ſeyn genommen worden. Um dieſe erzwungne Aehnlichkeit noch vollſtändiger zu machen: ſo ſtellt man ſich einen Menſchen vor, der beyde Hände erhoben, und nach ihrer vollen Länge gerade ausgeſtreckt hat; und dann beſchreibet man ein ſolches Viereck, wie es ent-

entſtehet, wenn man an beyden Enden dieſer ſeltſamen Figur gerade Linien herunter läßt. Mir aber kömmt es ſehr deutlich vor, daß die menſchliche Figur dem Baumeiſter zu keiner einzigen von ſeinen Ideen verholfen habe. Denn erſtlich ſieht man die Menſchen ſehr ſelten in dieſer gezwungnen Stellung; ſie iſt ihnen weder natürlich, noch anſtändig. Zum zweyten, würde man, wenn man eine menſchliche Figur in der Stellung ſähe, nicht an ein Quadrat, ſondern weit eher an ein Kreuz zu denken veranlaßt werden. Es müßte erſt der große leere Raum, der zwiſchen den Aermen und dem Boden iſt, mit irgend etwas ausgefüllt ſeyn, ehe es einem Menſchen einfallen könnte, ein Quadrat in dieſer Figur zu finden. Drittens, viele Gebäude, die von großen Baumeiſtern entworfen worden, haben gar nicht die Figur dieſer beſondern Art von Viereck, und thun deshalb doch eine eben ſo gute, und vielleicht eine beſſere Wirkung. Und in der That könnte man ſich auch keinen ſeltſamern Einfall denken, als wenn ein Baumeiſter das Modell zu ſeinem Werke von der menſchlichen Figur nähme, da es doch wahrhaftig nicht zwey Dinge giebt, die einander weniger ähnlich wären, oder weniger mit einander gemein hätten, als ein Menſch und ein Haus; keine, die zu unähnlichern Abſichten, und zu einem verſchiednern

ſchiednern Gebrauche beſtimmt wären. — Ich bin deswegen geneigt, zu vermuthen, daß man dieſe Aehnlichkeiten ausgedacht hat, nicht, weil man wirklich durch die Betrachtung der menſchlichen Figur auf die Regeln der Schönheit in der Baukunſt gekommen iſt, ſondern weil man den Werken der Kunſt dadurch ein größer Anſehn zu geben gehofft hat, wenn man ihre Uebereinſtimmung mit dem edelſten Werke der Natur zeigte. Und was mich noch mehr hierinn beſtärkt, daß die Anhänger der Proportion ihre Ideen, die ſie aus Kunſtwerken geſchöpft hatten, auf die Natur übergetragen, und nicht von dieſer die Proportionen zu den Werken der Kunſt entlehnt haben, iſt dieß, daß ſie in Unterſuchungen dieſer Materie, ſo geſchwind als ſie können, das offne Feld natürlicher Schönheiten, das Pflanzen- und Thierreich verlaſſen, und ſich hinter die kunſtmäßigen Linien und Winkel der Architektur verſchanzen. Die Menſchen haben einen unglücklichen Hang, ſich ſelbſt ihre Abſichten und ihre Werke, zu dem Maaße jeder Vortrefflichkeit in irgend einem Dinge zu machen. Weil ſie alſo fanden, daß ihre Wohnungen feſter und bequemer wurden, wenn ſie nach regelmäßigen Figuren, und mit einander correſpondirenden Theilen gebaut waren: ſo brachten ſie dieſe Begriffe auch zu ihren Gärten; ſie ſchnitten ihre Bäume zu Säulen, Pyramiden

und Obelisken; ſie zogen ihre Hecken zu eben ſo viel grünen Wänden, und mit ihren Alleen beſchrieben ſie Quadrate, Triangel und andre mathematiſche Figuren, nach der ſtrengſten Genauigkeit und Symmetrie; und ſo dachten ſie, hätten ſie die Natur, nicht bloß nachgeahmt, ſondern verſchönert, und ſie erſt gelehrt, wie ſie ihr Werk hätte machen ſollen. Aber endlich iſt die Natur aus dieſer Zucht entkommen, endlich hat ſie dieſe Feſſeln abgeworfen. Und wenigſtens unſre Gärten zeigen es, wenn es auch ſonſt nichts zeigt, daß wir anfangen gewahr zu werden, wie wenig mathematiſche Abmeſſungen das Weſen der Schönheit ausmachen. Und in der That machen ſie es in dem Pflanzen- und Thierreiche eben ſo wenig aus. Denn iſt es nicht auſſerordentlich, daß in ſo vielen poetiſchen Gemälden der Schönheit, die in jedermanns Munde ſind, und wovon einige das Vergnügen mehr als eines Zeitalters ausgemacht haben, daß in dieſen unzähligen Oden und Elegien, in welchen die Liebe ſich mit allem Feuer ausgedrückt, und ihren Gegenſtand mit allen nur erſinnlichen Farben geſchildert hat, daß, ſage ich, in allen dieſen nicht ein Wort von Proportion vorkömmt, wenn doch Proportion der vornehmſte Beſtandtheil der Schönheit iſt, da hingegen vieler andern Eigenſchaften der Schönheit ſehr oft und mit vieler Wärme gedacht wird?

Aber wenn nun der Proportion dieſe Kraft Schönheit zu wirken, abgeſprochen wird: woraus läßt ſich das ſeltſame Vorurtheil erklären, das die Menſchen für Proportion ſo ſehr einnimmt? — Aus eben dieſer blinden Vaterliebe, glaube ich, von der ich geſagt habe, daß ſie die Menſchen zu ihren eignen Werken und Erfindungen haben; aus falſchen Schlüſſen über die Wirkungen der Gewohnheit bey den Geſtalten der Thiere; aus der Platoniſchen Theorie von Schicklichkeit und Uebereinſtimmung. Um deswillen will ich im folgenden Abſchnitte die Wirkung der Gewohnheit, und dann den Begriff der Schicklichkeit unterſuchen. Denn wirkt Proportion nicht durch eine natürliche Kraft, die gewiſſen Abmeſſungen und Verhältniſſen eigen iſt: ſo muß ſie entweder durch die Gewohnheit, oder durch die Idee des Nutzens wirken. Eine dritte Art und Weiſe giebt es nicht.

Fünfter Abſchnitt.

Fortſetzung der Materie von der Proportion.

Wenn ich nicht irre, ſo iſt das Vorurtheil für die Proportion größtentheils nicht ſowohl daraus entſtanden, weil man bey ſchönen Körpern ein gewiſſes Maaß und Verhältniß der Theile wahr-

wahrnahm, ſondern weil man ſich von der Beziehung, die das Ungeſtaltete auf das Schöne hat, eine falſche Vorſtellung machte, indem man es für das Entgegengeſetzte deſſelben anſahe. Daraus ſchloß man: wo die Urſachen des Ungeſtalteten weggeräumt iſt, da muß nothwendig das Schöne hervor gebracht werden. Dieß halte ich für einen Irrthum. Denn die Ungeſtaltheit iſt nicht der Schönheit, ſondern der Vollſtändigkeit und der Richtigkeit der Form entgegen geſetzt. Wenn bey einem Menſchen ein Fuß länger iſt, als der andre, ſo iſt er ungeſtaltet: denn es fehlt ihm etwas, was wir zu dem vollſtändigen Begriffe einer menſchlichen Geſtalt fordern. Eben dieß iſt die Wirkung aller natürlichen Gebrechen, oder zufälligen Verſtümmelungen. Wenn der Rücken einen Buckel hat, ſo iſt der Menſch ungeſtaltet: denn ſein Rücken hat eine ungewöhnliche Figur, und eine ſolche, mit welcher die Vorſtellung von Uebelbefinden und Beſchwerde verbunden iſt. So, wenn eines Menſchen Hals um ein beträchtliches Stück länger oder kürzer iſt, als andrer Menſchen ihrer, ſo ſagen wir, dieſer Theil ſey ungeſtaltet, weil Menſchen ordentlicher Weiſe nicht ſo gebildet ſind. Aber davon können wir alle Stunden die Erfahrung machen, daß ein Menſch ſeine zwey Beine von gleicher Länge und einander in allen

Stücken ähnlich, einen Hals von der gehörigen Größe, und einen ſchnurgeraden Rücken haben, und doch nicht im mindeſten ſchön ſeyn könne. In der That entſteht die Schönheit ſo wenig aus dem Eindrucke des Gewohnten, daß vielmehr nichts ſo ſelten und ungewöhnlich iſt, als was in uns die Empfindung des Schönen erregt. Das Schöne ſetzt uns eben ſo wohl durch ſeine Seltenheit in Verwunderung, als das Ungeſtaltete. So finden wir es bey den Thieren, mit denen wir bekannt ſind. Ueberdieß wenn uns eine neue Gattung vorkömmt: ſo thun wir über ihre Schönheit oder Häßlichkeit den Ausſpruch, ohne erſt abzuwarten, daß ſich in uns durch Gewohnheit Begriffe von gewiſſen Proportionen feſt geſetzet haben. Das Ungeſtaltete entſpringt aus dem Mangel der gemeinſchaftlichen Eigenſchaften der Gattung; aber aus dem Daſeyn dieſer Eigenſchaften entſteht nicht nothwendiger Weiſe das Schöne. Sehen wir alſo die Proportion bey natürlichen Körpern in ſo fern für nothwendig an, als ſie ſich auf Gewohnheit bezieht: ſo folgt aus der Natur der Gewohnheit, daß Schönheit, die eine poſitive, und auf den erſten Anblick wirkende Kraft iſt, nicht von Proportion herrühren könne. Unſere Natur iſt ſo wunderbar eingerichtet: daß, indem wir nach Neuheit äuſſerſt begierig ſind, wir doch auch zugleich ſehr ſtark von

dem Gewohnten gefeſſelt werden. Aber die Eigenſchaft der Dinge, die uns durch Gewohnheit an ſich ziehn, iſt dieſe, daß ſie uns ſehr wenig rühren, wenn wir ſie beſitzen; aber ſehr ſtark, wenn ſie uns fehlen. Ich erinnere mich, eine lange Zeit hinter einander, alle Tage, einen gewiſſen Platz beſucht zu haben: ich fand, die Wahrheit zu ſagen, ſo wenig Vergnügen an dieſem Orte, daß er mir vielmehr Ueberdruß und lange Weile machte: ich kam, ich hielt mich dort auf, ich gieng wieder weg, ohne Vergnügen zu genieſſen. Unterdeſſen, ſo oft mich irgend etwas abhielt, zu der gewöhnlichen Zeit an dieſen Ort zu gehn: ſo fühlte ich eine Art von Unbehaglichkeit und Unruhe; und ich wurde nicht eher ruhig, bis ich meinen alten Weg wieder eingeſchlagen hatte. Die Perſonen, welche Taback ſchnupfen, nehmen ihn gemeiniglich, ohne zu wiſſen, daß ſie ihn nehmen; die Empfindlichkeit dieſes Sinns iſt bey ihnen ſo getödtet, daß auch dieſer gewaltſame Reiz kaum von ihnen gefühlet wird. Aber man nehme dem Tobacksſchnupfer ſeine Doſe; und er wird der unruhigſte Menſch von der Welt. In der That iſt Gewohnheit und Wiederholung ſo wenig die Quelle von eigentlicher Luſt: daß ſie vielmehr jedes Ding, es mag von einer Art ſeyn, von welcher es wolle, ſeines natürlichen Eindrucks beraubt. So, wie

ſie verdrüßlichen Dingen ihren Stachel nimmt, ſo ſchwächt ſie auf gleiche Weiſe die Annehmlichkeit des ergötzenden, und bringt alſo beyde in eine Art von Gleichgewicht, und in einen Stand der Ruhe. Gewohnheit wird mit Recht eine andre Natur genannt. Unſer natürlicher und gewöhnlicher Zuſtand aber iſt der Zuſtand der Gleichgültigkeit, der eben ſowohl zum Vergnügen als zum Verdruß vorbereitet iſt. Werden wir aus dieſem Zuſtande heraus gebracht, oder irgend einer Sache, die zur Erhaltung deſſelben gehört, beraubt: ſo werden wir, wenn die Urſache nicht in einem Vergnügen von poſitiver Art liegt, durch dieſe Aenderung allemal beleidigt. Eben ſo verhält es ſich mit der Gewohnheit, unſrer zweyten Natur, in allem, was auf ſie eine Beziehung hat. Der Mangel der gewöhnlichen Verhältniſſe an Menſchen oder Thieren, erweckt allemal Ekel, obgleich das Daſeyn derſelben nicht wirkliches Vergnügen macht. Es werden freylich die Proportionen, die man zu Regeln der menſchlichen Schönheit feſt ſetzt, ſehr oft auch an ſchönen Körpern gefunden, weil ſie überhaupt an allen menſchlichen Körpern gefunden werden. Aber wenn gezeigt werden kann, daß ſie oft ohne Schönheit vorhanden ſind, und Schönheit auch ohne ſie beſtehen kann, und daß dieſe Schönheit, wo ſie angetroffen wird, ſich aus andern weit weniger

zweydeu-

zweydeutigen Urſachen erklären läßt: ſo wird man daraus natürlicher Weiſe ſchließen, daß Proportion und Schönheit, nicht zwey Begriffe ſind die nothwendig zuſammen gehören. Das wahre Entgegengeſetzte der Schönheit, iſt nicht Disproportion oder Ungeſtaltheit, ſondern Häßlichkeit. Und da dieſe aus Urſachen entſpringt, die gleichfals den Urſachen der poſitiven Schönheit entgegen geſetzt ſind: ſo können wir eher nicht davon reden, bis wir dieſe werden unterſucht haben. Zwiſchen Schönheit und Häßlichkeit giebt es ein gewiſſes Mittel, in welchem die angenommenen Proportionen am häufigſten angetroffen werden; aber dieſe Mittelmäßigkeit macht auf uns keinen Eindruck.

Sechſter Abſchnitt.

Nicht Schicklichkeit iſt die Urſache von Schönheit.

Man hat geſagt, die Vorſtellung von dem Nutzen eines Dinges, oder von derjenigen Einrichtung und Bildung eines Theils, die ihn zu Erreichung ſeiner Abſicht geſchickt macht, ſey die Urſache von Schönheit, oder ſey vielmehr Schönheit ſelbſt. Wäre das Syſtem der Proportion nicht durch dieſe Meynung unterſtützt worden,

ſo hätte ſie ſich unmöglich ſo lange erhalten können. Die Welt würde es müde geworden ſeyn, von Maaßen und Verhältniſſen reden zu hören, die ohne alle Beziehung auf uns wären, die weder eine mechaniſche Kraft die Sinne zu rühren, noch Schicklichkeit zu Erhaltung einer gewiſſen Abſicht einſchlöſſen. Die Idee, die wir uns von Proportion machen, beruht gemeiniglich auf der Uebereinſtimmung der Mittel zu gewiſſen Endzwecken. Und wo dieſe nicht in Betrachtung kömmt: da bekümmern wir uns ſehr ſelten um die Größe und das Maaß der Dinge, oder um die Wirkung dieſer Maaße. Es war alſo bey dieſer Theorie nothwendig, darauf zu beſtehen, daß alle Gegenſtände der Natur und der Kunſt, ihre Schönheit von der Schicklichkeit ihrer Theile zu ihren verſchiednen Verrichtungen erhielten. Aber ich fürchte, man habe dieſe Theorie gemacht, ohne die Erfahrung gehörig zu Rathe zu ziehen. Denn nach dieſen Grundſätzen, müßte die keilförmige Schnauze eines Schweins, mit ihren zähen Knorpeln an der Spitze, müßten ſeine kleinen tiefliegenden Augen, und das ganze Gemächte ſeines Kopfes, das zu dem Geſchäffte deſſelben, dem Durchwühlen und Umgraben der Erde, ſo geſchickt iſt, ausnehmend ſchön ſeyn. Der große Beutel, der an dem Schnabel des Pelikans hängt, ein Ding, das für den Vogel im höchſten Grade nützlich iſt,

müßte

müßte uns auch in eben dem Grade ſchön ſcheinen. Der Igel, der durch ſeine ſtachlichte Haut, gegen alle Angriffe ſo wohl bewaffnet iſt, und das Stachelſchwein mit ſeinen heraus fahrenden Spitzen, müßten für ſehr artige Geſchöpfe gehalten werden. Wenig Thiere ſind geſchickter gebaut, als der Affe. Er hat die Hände eines Menſchen, mit dem elaſtiſchen Körper eines Thieres. Seine Geſtalt iſt zum Laufen, Springen, Klettern aufs vortrefflichſte eingerichtet; und doch giebt es wenig Thiere, die in aller Menſchen Augen häßlicher ſchienen. Ich ſage nichts von dem Rüſſel des Elephanten, der eine ſo mannichfaltige Brauchbarkeit für ihn, und für uns doch ſo wenig Schönheit hat. Wie geſchickt iſt der Wolf zum Laufen und Springen? Wie bewundernswürdig iſt der Löwe zum Streite bewaffnet? Aber wird deswegen irgend ein Menſch den Elephanten, den Wolf und den Löwen ſchöne Thiere nennen? Ich glaube, niemand wird leicht den Fuß des Menſchen für ſo geſchickt zum Laufe halten, als den Fuß des Pferdes, des Hundes, des Rehes, und vieler andern Thiere; wenigſtens nicht ſo weit ſich dieſes Geſchicke ſehen läßt: und doch wird jedermann zugeben, daß ein wohlgebauter menſchlicher Fuß weit ſchöner ſey, als dieſe alle. Wenn es die Schicklichkeit der Theile wäre, die ihre

Annehmlichkeit ausmachte, ſo würde ihr wirklicher Gebrauch ohne Zweifel dieſe Schönheit noch vermehren. Aber ob dieß gleich aus andern Gründen zuweilen ſtatt finden kann, ſo iſt es doch nicht immer der Fall. Ein Vogel im Fluge iſt nicht ſo ſchön, als wenn er ſitzt; ja verſchiedne Hausvögel ſieht man niemals, oder ſehr ſelten fliegen, und ſie ſind deswegen nichts weniger ſchön. — Und doch ſind die Vögel in ihrer Geſtalt von den Menſchen und Thieren ſo ſehr unterſchieden, daß, wenn man ihnen um der Schicklichkeit dieſer Geſtalt willen, Schönheit zuſchreiben will, man ihre Theile zu ganz andern Abſichten, und zu einem verſchiednen Gebrauche muß geſchickt gefunden haben. Ich habe niemals in meinem Leben einen Pfau fliegen ſehen; und doch bin ich, lange zuvor, ehe ich auf die Schicklichkeit ſeiner Geſtalt zu den Luftwanderungen, Acht gehabt hatte, lange zuvor, ſage ich, bin ich von der auſſerordentlichen Schönheit gerührt worden, in der dieſer Vogel viele der beſt fliegenden Vögel in der Welt übertrifft; ungeachtet, nach allem, was ich von ihm ſahe, ſeine Lebensart nicht viel beſſer als der Schweine ihre war, die ſich mit ihm in Geſellſchaft auf dem Mayerhofe fütterten. Eben das kann von dem Hahne, der Henne, und ähnlichen Vögeln geſagt werden. Sie gehören, der Geſtalt nach,

nach, zu der fliegenden Gattung. In ihrer wirklichen Bewegung ſind ſie von Menſchen und vierfüßigen Thieren wenig unterſchieden. Um fremde Beyſpiele zu verlaſſen, wenn die Schönheit in unſrer eignen Gattung an den Nutzen gebunden wäre: ſo müßte die Geſtalt des Mannes liebenswürdiger ſeyn als die Geſtalt der Frau, und Stärke und Behendigkeit müßten als die einzigen Schönheiten angeſehen werden. Aber Stärke, Schönheit zu nennen, nur Einen Namen für die Eigenſchaften einer Venus und eines Herkules zu haben, Eigenſchaften, die in aller Abſicht ſo äuſſerſt verſchieden ſind: iſt eine ſeltſame Verwirrung der Begriffe, oder ein Misbrauch der Worte. Der Grund von dieſer Verwirrung liegt, glaube ich, darinn, daß wir oft dieſelben menſchlichen oder thieriſchen Körper ſchön, und zugleich zu ihren Abſichten bequem eingerichtet finden; und alſo zu dem Trugſchluſſe verleitet werden, dasjenige für die Urſache zu halten, was bloß eine begleitende Eigenſchaft iſt. Dieß iſt der Trugſchluß der Fliege, die ſich einbildete, ſie errege den Staub, weil ſie auf dem Wagen ſaß, indem dieſer den Staub wirklich erregte. Der Magen, die Lunge, die Leber, ſind eben ſo wohl als die übrigen Theile zu ihren Abſichten unvergleichlich geſchickt, und doch haben ſie nicht den geringſten Grad von Schönheit. Im

Gegen-

Gegentheil ſind hinwiederum viele Sachen ſehr ſchön, bey denen wir nicht den geringſten Nutzen gewahr werden. Und ich berufe mich auf das erſte und natürliche Gefühl jedes Menſchen, ob er, bey dem Anblicke eines ſchönen Auges, eines wohlgebildeten Mundes, eines gut geſtalteten Fußes, auf irgend eine Weiſe daran denke, daß ſie zum Sehen, Eſſen und Laufen ſehr bequem ſind. Was für eine Idee von Nutzen erwecken wohl die Blumen? Und doch machen ſie den ſchönſten Theil des Pflanzenreichs aus. Es iſt wahr, der unendlich weiſe und gütige Schöpfer hat oft den Dingen, die er nützlich gemacht hat, auch noch Schönheit zugeſetzt; aber dieß beweiſt nicht, daß Schönheit und Nutzbarkeit einerley ſey, oder daß eines von dem andern nothwendig abhange.

Siebenter Abſchnitt.

Die wahren Wirkungen der Schicklichkeit.

Wenn ich Proportion und Schicklichkeit von aller Theilnehmung an der Hervorbringung der Schönheit ausſchließe: ſo habe ich dadurch nicht ſagen wollen, daß ſie keine ſchätzbare Eigenſchaften wären, oder, daß man ſie bey

den

Werken der Kunſt aus der Acht laſſen dürfe. Eben die Werke der Kunſt ſind ihr eigentlicher Wirkungskreis; und hier iſt es, wo ſie ihren vollen Einfluß zeigen können. Wo die Weisheit des Schöpfers die Abſicht hatte, daß ein Ding gewiſſe Neigungen in uns erregen ſollte, da ließ ſie die Erreichung dieſer Abſicht, nicht auf die langſamen und ungewiſſen Operationen unſerer Vernunft ankommen; ſondern ſie verſah das Ding mit Kräften und Eigenſchaften, deren Wirkung unſerm Verſtande und unſerm Willen zuvor kömmt, und die, indem ſie auf die Sinne und die Imagination den Angriff thun, die Seele feſſeln, ehe der Verſtand hinzukommen kann dieſer Wirkung beyzuſtehen, oder ſich derſelben zu widerſetzen. Nur durch lange Unterſuchungen und vielen Fleiß können wir dazu gelangen, die anbetungswürdige Weisheit Gottes in ſeinen Werken zu entdecken. Aber wo wir ſie entdecken, da iſt der Eindruck, den ſie auf uns macht, ſowohl in der Art ſeiner Entſtehung, als ſeiner Beſchaffenheit, ganz von demjenigen unterſchieden, welchen das Schöne oder Erhabne, ohne alle ſolche Vorbereitungen auf uns macht. Wie ſehr unterſcheidet ſich das Vergnügen eines Zergliederers, wenn er den Gebrauch der Muskeln und der Haut entdeckt, wenn er findet, wie vortrefflich der künſtliche Mechanismus der einen zu den verſchiednen Bewegungen

des

des Körpers, und das wunderbare Gewebe der andern zu einer allgemeinen Bekleidung des ganzen Körpers, und zu der Oeffnung der aus- und einführenden Kanäle geſchickt iſt; wie ſehr, ſage ich, unterſcheidet ſich dieſes Vergnügen von der Empfindung, die ein gemeiner Menſch bey dem Anblicke einer feinen glatten Haut, und aller der übrigen Theile der Schönheit hat, die ohne Unterſuchung wahrgenommen werden. In dem erſten Fall iſt es möglich, daß, indem wir zu dem Schöpfer mit Bewunderung und Preiſe empor ſehen, der Gegenſtand, der dazu Anlaß gab, uns dennoch ekelhaft und verhaßt ſcheine; in dem letztern hingegen werden wir von dem ſinnlichen des Gegenſtandes, vermöge ſeines Eindrucks auf unſre Einbildungskraft, dergeſtalt eingenommen, daß wir nur ſehr wenig an die Kunſt ſeines innern Baues denken können. Und es gehört eine gewiſſe Gewalt dazu, die wir uns durch Hülfe unſrer Vernunft anthun müſſen, wenn wir unſre Seele von den ſinnlichen Reizen des Objekts losreiſſen ſollen, um ſie mit der Weisheit zu beſchäfftigen, die eine ſo wunderbar wirkende Maſchine erfunden hat. Der Eindruck, den Proportion und Schicklichkeit auf uns macht, wenigſtens in ſo weit wir bloß das Werk ſelbſt anſehen, und nicht zugleich an den Urheber denken, iſt Billigung, eine gewiſſe Befriedigung

unſers

unſers Verſtandes, aber nicht Liebe, nicht eine Bewegung des Herzens. Wenn wir die Struktur einer Taſchenuhr unterſuchen, und nun vollkommen den Gebrauch und den Nutzen jedes Theils einſehen, ſo mögen wir noch ſo ſehr mit der Schicklichkeit und der zweckmäßigen Einrichtung des Ganzen befriedigt ſeyn, wir werden deswegen doch in dem Uhrwerke ſelbſt, nichts der Schönheit ähnliches wahrnehmen. Aber nun zeige man uns das Gehäuſe der Uhr, und etwan ein artiges Schnitzwerk, das von einem guten Künſtler drauf gegraben iſt, bey dem ſich wenig oder gar kein Nutzen denken läßt. Und ich bin ſicher, wir werden bey dieſem Gehäuſe eine weit lebhaftere Empfindung von Schönheit haben, als vorhin das Uhrwerk ſelbſt in uns erregen konnte, und wenn es auch das Meiſterſtück eines Graham geweſen wäre. Bey der Schönheit geht, wie geſagt, der Eindruck vor aller Kenntniß des Nutzens vorher; aber um von der Proportion urtheilen zu können, muß man den Endzweck wiſſen, zu dem die Sache beſtimmt iſt. Nach der Verſchiedenheit des Endzwecks muß ſich auch die Proportion ändern. So hat ein Thurm andre Proportionen als ein Haus; eine Gallerie andre als ein Saal, und ein Saal andre als ein Wohnzimmer. Um beurtheilen zu können, ob bey jeder Sache die Proportionen richtig beobachtet ſind, muß

man

man erſt die Abſichten wiſſen, zu denen jede beſtimmt iſt. Nicht unmittelbare Empfindung, ſondern Erfahrung mit Nachdenken iſt es, die uns lehren, was durch jedes Werk der Kunſt erreicht werden ſoll. Als vernünftige Geſchöpfe müſſen wir allerdings bey unſern Werken auf ihren Endzweck zuerſt ſehen, und die Befriedigung jeder andern auch noch ſo unſchuldigen Neigung, muß nur immer nach jenem in Betrachtung kommen. Hierinn alſo liegt die eigentliche Wirkſamkeit der Proportion und der Zweckmäßigkeit; ſie wirken auf den Verſtand, der ſie betrachtet, und bringen in ihm Beyfall und Befriedigung mit dem Werke hervor; aber mit den Leidenſchaften, und mit der Imagination durch welche Leidenſchaft am meiſten erregt werden, haben ſie wenig zu thun. Wenn man ein Zimmer ohne allen Hausrath, vier nackte Wände und eine glatte Decke ſieht: ſo mögen die Verhältniſſe, nach denen es gebaut iſt, noch ſo vortrefflich ſeyn, es wird uns doch ſehr wenig gefallen: eine kalte Billigung iſt alles, was es von uns erhalten kann. — Ein weit ſchlechter proportionirtes Zimmer hingegen, mit artiger Bildhauerarbeit, hübſchem Laubwerk, Spiegeln, und dem ganzen übrigen Aufputze, wird unſre Sinnlichkeit gegen unſre beſſere Einſicht einnehmen: es wird uns weit mehr gefallen, als die nackten Verhältniſſe des erſten Zimmers,

mers, die der Verſtand als ſo ausnehmend zweckmäßig gebilligt hatte. Was ich jeztund im vorhergehenden von der Proportion geſagt habe, ſoll gar nicht Anlaß geben zu glauben, als wenn bey den Werken der Kunſt der Gedanke des Nutzens vernachläſſigt werden dürfe. Es ſoll bloß zeigen, daß dieſe zwey vortrefflichen Sachen, Proportion und Schönheit, nicht Eine Sache ſind; gar nicht aber, daß man eine von beyden aus der Acht laſſen dürfe.

Achter Abſchnitt.

Wiederholung.

Im Ganzen alſo: wenn diejenigen Theile menſchlicher Körper, die proportionirt ſind, auch allemal ſchön befunden würden, welches gewiß nicht geſchieht; oder wenn die proportionirten Theile allemal die Lage gegen einander hätten, daß aus ihrer Vergleichung ein unmittelbarer Eindruck des Vergnügens entſtehen könnte, welches ſehr ſelten der Fall iſt; oder wenn ſich an Pflanzen und Thieren irgend ein gemeinſchaftliches Verhältniß angeben lieſſe, welches immer mit Schönheit verbunden wäre, dergleichen ſich durchaus nicht angeben läßt; oder wenn Theile, die zu ihren Abſichten ſchicklich ſind, allemal ſchön wären, und

wo der Nutzen fehlt, auch die Schönheit mangelte, welches aller Erfahrung zuwider iſt: alsdann könnten wir ſchließen, daß Schönheit in Proportion oder Nutzbarkeit beſtehe. Aber da ſich in allen dieſen Abſichten die Sache ganz anders verhält, ſo können wir ſicher ſeyn: Schönheit hängt nicht von Verhältniß und Nutzen ab; ſie mag nun ſonſt auch entſpringen woraus ſie will.

Neunter Abſchnitt.

Nicht Vollkommenheit iſt die Urſache von Schönheit.

Hier iſt noch eine andre Modeidee, die mit der vorhergehenden ſehr genau zuſammenhängt; dieſe nämlich, daß Vollkommenheit die Quelle der Schönheit ſey. Dieſer Satz iſt viel weiter als auf die ſinnlichen Gegenſtände ausgedehnt worden. Aber, wenn man nur bey dieſen ſtehen bleibt: ſo findet man, daß Vollkommenheit an und für ſich betrachtet, ſo wenig die Urſache von Schönheit ſey, daß vielmehr dieſe, wo ſie bey dem andern Geſchlechte am größten iſt, faſt immer den Begriff von Schwäche und Unvollkommenheit mit ſich führt. Die Frauenzimmer wiſſen dieß ſehr wohl: ſie gewöhnen ſich deswegen eine liſpelnde Sprache, einen wankenden ungewiſſen Gang an; ſie bemühen

ſich,

ſich, ſchwach und ſogar krank zu ſcheinen. Alles dieß lehrt ſie die Natur. Schönheit im Unglücke iſt die einnehmendſte Schönheit. Das Erröthen thut eben die Wirkung. Und Beſcheidenheit überhaupt, die ein ſtillſchweigendes Geſtändniß von Unvollkommenheit iſt, wird ſelbſt für eine liebenswürdige Eigenſchaft angeſehen, und erhöht den Werth jeder andern. Ich weis, daß jedermann ſagt: man muß die Vollkommenheit lieben. Eben dieß iſt mir ein Beweis, daß ſie nicht der eigentliche Gegenſtand der Liebe ſey. Wer hat wohl jemals geſagt: man iſt verbunden, ein ſchönes Frauenzimmer, oder irgend ein ander ſchönes Geſchöpf zu lieben? Hier braucht es gar nicht erſt unſer Wollen, um von der Sache gerührt zu werden.

Zehenter Abſchnitt.

In wie weit der Begriff Schönheit ſich auf die Eigenſchaften der Seele anwenden läßt.

Eben dieſe Anmerkung läßt ſich auf die Eigenſchaften der Seele anwenden. Die großen bewundernswürdigen Tugenden, die zu dem Erhabnen gehören, erwecken mehr Furcht als Liebe: ſolche ſind z. E. Tapferkeit, Gerechtigkeit, Weis-

heit, und die dieſen ähnliche. Niemals iſt ein Menſch dieſer Eigenſchaften wegen liebenswürdig genannt worden. Die ſanftern Tugenden ſind es, welche unſer Herz einnehmen, und in uns die Empfindung von etwas liebenswürdigem erregen, z. E. ein gefälliger nachgebender Charakter, Mitleiden, Freundlichkeit, Gutthätigkeit: obgleich dieſe letztern in der That von geringerer Wichtigkeit für das Beſte der Geſellſchaft, und von einer mindern Würde ſind. Aber eben deswegen gefallen ſie uns nur deſto beſſer. Die hohen Tugenden gehen vornehmlich mit Gefahren, Beſtrafungen und Unruhen um, und äuſſern ſich mehr darinn, dem Unglücke vorzubeugen, als Wohlthaten auszutheilen; ſie ſind alſo verehrungswerth, aber nicht liebenswürdig. Die Tugenden der zweyten Klaſſe haben es mit geleiſtetem Beyſtande, mit getheiltem Vergnügen, befriedigtem Verlangen zu thun; und gehen alſo den erſtern an Annehmlichkeit vor, aber ſtehen an Würde zurück. Diejenigen Perſonen, die ſich in aller Menſchen Herzen einſchleichen, die zu den Geſellſchaftern ihrer fröhlichern Stunden gewählt werden, bey denen ſie ſich von ihrer Arbeit und ihrem Kummer erholen wollen, ſind niemals Leute von glänzenden Eigenſchaften, und ſehr erhabnen Tugenden. Es iſt das ſanfte Grün, auf welchem wir gern unſre Augen ausruhen laſſen, wenn ſie

von

von dem Anſchauen glänzenderer Gegenſtände ermüdet ſind. Man leſe die Charaktere des Cäſars und des Catos, die Salluſtius ſo fein gezeichnet, und ſo richtig verglichen hat, und man betrachte, was für einen verſchiednen Eindruck ſie auf uns machen werden. Bey dem einen das ignoſcendo, largiundo, bey dem andern das nihil largiundo; bey dem einen das miſeris perfugium, bey dem andern das malis perniciem. Bey dem letzten finden wir mehr zu bewundern, mehr zu verehren, und vielleicht etwas zu fürchten; wir halten ihn hoch, aber wir wollen ihn nur in einer gewiſſen Entfernung anſehen. Der andre macht ſich mit uns vertraut: wir lieben ihn, und wir folgen ihm, wo er uns hin führt. Um dieſe Sache unſern erſten und natürlichſten Empfindungen noch näher zu bringen: ſo will ich noch eine Anmerkung hinzu ſetzen, die ein ſcharfſinniger Freund bey der Durchleſung dieſes Kapitels gemacht hat. Das Anſehen eines Vaters, das zu unſerer Glückſeligkeit ſo nothwendig, und in aller Abſicht ſo verehrungswürdig iſt, hält uns ab, die ganze Liebe für ihn zu fühlen, die wir für unſre Mutter haben, bey der das Anſehen der Eltern ſich beynahe in der mütterlichen Zärtlichkeit und Nachſicht verliert. Aber wir haben größtentheils eine große Liebe zu unſern Großvätern, weil bey ihnen dieſes Anſehen ſchon

um einen Grad weiter von uns entfernt iſt, und es überdieß von der Schwäche des Alters bis zu einer Art von weiblicher Zärtlichkeit gemildert wird.

Eilfter Abſchnitt.

Wie weit der Begriff Schönheit ſich auf die Tugend anwenden läßt.

Aus dem, was in dem vorhergehenden Abſchnitte iſt geſagt worden, können wir leicht ſehen, in wie weit ſich von der Tugend in eigentlichem Verſtande ſagen läßt, daß ſie ſchön ſey. — Wenn man ſo ſchlechthin den Namen der Schönheit auf die Tugend anwenden will: ſo kann man leicht dadurch ſeine Begriffe von den Dingen verwirren. Und es hat dieß zu einer unendlichen Menge ſeltſamer Theorien von Tugend Anlaß gegeben: ſo wie die Anwendung des Wortes Schönheit auf Proportion, Uebereinſtimmung, Vollkommenheit, und andere noch mehr von dem natürlichen Begriffe derſelben abgehende Eigenſchaften, Urſache iſt, daß unſre Begriffe von Schönheit ſelbſt in Verwirrung gerathen ſind, und wir keine Regel ſie zu beurtheilen haben, die nicht noch unſichrer und trüglicher wäre,

als unſer bloßes Gefühl. Dieſe unbeſtimmte und vieldeutige Art zu ſprechen, hat uns alſo eben ſowohl in der Theorie des Geſchmacks als der Moral irre geführt; und ſie iſt es, die uns verleitet hat, die Wiſſenſchaft unſerer Pflichten, von ihrem eigentlichen Grunde, der Vernunft, den Bedürfniſſen unſerer Natur, und den Beziehungen der Dinge, weg zu heben, und ſie auf den ſeichten Grund unſrer Empfindungen und unſers ſinnlichen Wohlgefallens zu bauen.

Zwölfter Abſchnitt.

Die wahre Urſache der Schönheit.

Nachdem ich mich bemüht habe, zu zeigen, was Schönheit nicht ſey: bleibt mir noch übrig, wenigſtens mit gleicher Sorgfalt zu unterſuchen, worinn ſie eigentlich beſtehe. Schönheit iſt eine Sache von einer viel zu merklichen Wirkung, als daß ſie nicht von einer ihr eigenthümlichen poſitiven Beſchaffenheit herkommen ſollte. Und da ſie nicht ein Werk unſers eignen Verſtandes iſt, da ſie ſelbſt da gefällt, wo ſich gar kein Nutzen entdecken läßt; da die Methoden und die Ordnungen der Natur gemeiniglich von unſern Abmeſſungen und Proportionen ſo weit abgehen: ſo müſſen wir natürlicher Weiſe ſchließen, daß die Schönheit, wenigſtens in den

meiſten Fällen, eine beſondre Eigenſchaft der Körper ſey, die auf eine mechaniſche Art, vermittelſt der Sinne, auf die Seele wirkt. Es kömmt nun darauf an, zu unterſuchen, was die ſinnlichen Eigenſchaften ſolcher Dinge eignes haben, welche ſchön ſind, d. h. welche Liebe, oder eine ähnliche Neigung bey uns erregen.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Schöne Gegenſtände ſind klein.

Das erſte, was uns in jeder Sache in die Augen fällt, iſt ihre Ausdehnung, oder Größe. Und welcher Grad der Ausdehnung bey ſchönen Gegenſtänden am häufigſten vorkömmt, können wir aus der Art ſchließen, wie wir uns in Abſicht derſelben ausdrücken. Man hat mich verſichert, daß in den meiſten Sprachen, Dinge die man liebt, mit verkleinernden Beywörtern benennt werden. Wenigſtens iſt es ſo in allen Sprachen, die ich kenne. Im Griechiſchen ſind das *ιων*, und andre Diminutiv-Endungen, faſt allemal Ausdrücke der Zärtlichkeit und Zuneigung. Die Griechen ſetzen gemeiniglich dieſe Endungen zu den Namen derjenigen Perſonen hinzu, mit welchen ſie auf eine freundſchaftliche und vertraute Art umgehen. Ob gleich die Römer

mer ein Volk von weniger lebhaften und feinern Empfindungen waren, ſo wurden ſie doch von den nämlichen Urſachen auf den Gebrauch der verkleinernden Endungen geführt. In dem alten Engliſchen wurde die verkleinernde Endung *ling* den Namen der Perſonen und Dinge, die man liebte, angehangen. Einige ſind noch in der Sprache, als darling (little dear) ein Liebling, und noch einige wenige. Aber noch bis auf dieſen Tag iſt es im gemeinen Umgange gewöhnlich, jedem Dinge das wir lieben, den Namen klein zu geben, wenn wir es liebkoſen wollen. Die Franzoſen und Italiäner brauchen dieſe zärtlichen Diminutiva noch weit mehr als die Engländer. Unter den Thieren ſind es die kleinen, die wir am meiſten liebzukoſen geneigt ſind; kleine Vögel, oder einige Gattungen kleiner vierfüßiger Thiere. Ein großes ſchönes Ding, iſt ein Ausdruck, der ſelten vorkömmt; aber ein großes häßliches Ding, wird ſehr oft geſagt. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Bewunderung und Liebe. Das Erhabne, welches die Urſache der erſten iſt, hat allemal nur in großen und ſchrecklichen Gegenſtänden ſeinen Sitz; aber die letztere findet nur bey kleinen und ergötzenden ſtatt. — Wir beugen uns unter dem, was wir bewundern; aber wir lieben das, was ſich unter uns beugt. In dem einen Falle werden wir mit

Gewalt gezwungen; in dem andern durch Schmeicheleyen gewonnen. Mit einem Worte: das Erhabne und das Schöne ruhen auf ſo ganz verſchiedenen Gründen, daß es ſchwer, und ich hätte beynahe geſagt, unmöglich iſt, ſie in einem einzigen Gegenſtande zu vereinigen, ohne den Eindruck des einen oder des andern ſehr merklich zu ſchwächen. In Abſicht der Ausdehnung alſo, iſt ſchön, was vergleichungsweiſe klein iſt.

Vierzehnter Abſchnitt.

Glätte.

Die nächſtfolgende Eigenſchaft, die ſich beſtändig an ſchönen Gegenſtänden findet, iſt Glätte: und dieſe ſcheint der Schönheit ſo weſentlich zu ſeyn, daß ich mich nicht eines einzigen Dinges erinnere, das ohne dieſelbe ſchön wäre. Die glatten Blätter an Bäumen und Blumen, ein ebner Abhang in Gärten, ein ebner Strom in einer Landſchaft, ein glattes Fell an Thieren oder Vögeln, eine glatte Haut bey einem ſchönen Frauenzimmer, und in allen Arten des Hausraths und der Verzierungen, glatte und polirte Oberflächen, ſind ſchön. Ein ſehr beträchtlicher, und vielleicht der beträchtlichſte Theil von dem Eindrucke, den die Schönheit macht, iſt

dieſer

dieſer Eigenſchaft zuzuſchreiben. Denn man nehme irgend einen ſchönen Gegenſtand, und gebe ihm eine rauhe und höckerigte Oberfläche, und er wird uns nicht mehr gefallen, ſo gut er auch in andrer Abſicht gebildet ſeyn mag. Dahingegen mögen ihm noch ſo viele von den andern Beſtandtheilen der Schönheit fehlen, er wird uns doch, wenn er nur dieſen hat, beſſer gefallen, als mit allen übrigen ohne dieſen. Dieß kömmt mir ſo augenſcheinlich vor, daß ich mich wundre, wie alle, welche von dieſer Materie geſchrieben haben, unter den Urſachen, die ſie von der Schönheit angeben, die Glätte haben auslaſſen können. Denn in der That iſt nichts dieſem Begriffe ſo ſehr zuwider, als eine unebne Oberfläche, plötzlich herausſpringende Theile, und ſcharfe Ecken.

Funfzehnter Abſchnitt.

Stuffenweiſe Abwechſelung.

Aber, ſo wie vollkommen ſchöne Körper nicht aus winklichten Theilen zuſammengeſetzt ſind: ſo gehen auch ihre Theile nicht lange in einerley geraden Linien fort. Sie verändern ihre Richtung alle Augenblicke, und verändern ſie durch unmerkliche, aber immer fortgehende Abweichungen

gen von der erſten Linie, dergeſtalt, daß es dem Auge unmöglich iſt den Punkt zu beſtimmen, wo ſie die erſte Richtung verließen, und wo ſich die neue anfängt. Der Anblick eines ſchönen Vogels wird dieſe Anmerkung erläutern. Hier ſehen wir den Kopf unmerklich bis zu ſeiner Mitte wachſen: dann ihn eben ſo ſtuffenweiſe abnehmen, bis er ſich an den Hals anſchließt. Der Hals ſchwillt nach und nach in ein dickeres Volumen bis zur Mitte des Körpers, von wo das ganze wieder bis zum Schwanze abnimmt. Der Schwanz nimmt eine neue Richtung; aber er verändert ſie ſogleich. Er verlauft ſich hinwiederum mit den übrigen Theilen; und allenthalben, oben, unten, zur Seite, wechſeln die Linien, welche den Umriß beſchreiben, beſtändig ihre Richtung. Ich habe bey dieſer Beſchreibung eine Taube in Gedanken. Sie ſtimmt ſehr wohl mit den meiſten Regeln der Schönheit überein. Sie iſt glatt, und mit einer weichen Pflaume bedeckt; ihre Theile verſchmelzen ſich (wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt) in einander; nirgends ſieht man durch ihren ganzen Körper einen ſchrof hervorragenden Theil, und doch wechſelt die Figur dieſer Theile beſtändig ab. Man gebe auf diejenigen Theile eines ſchönen Frauenzimmers Acht, welche vielleicht die ſchönſten ſind, auf den Hals und den Buſen; auf ſeine Glätte, ſeine Weiche, ſein unmerk-

liches

lich ſanftes Emporſchwellen; auf die Abänderungen ſeiner Oberfläche, die nicht in dem kleinſten Raume dieſelbe Richtung behält; auf die verführeriſchen Irrgänge, durch welche das unſtete Auge ſanſt fortgleitet, ohne zu wiſſen, wo es ſtehen bleiben ſoll, oder wohin es geführt wird. Iſt dieß nicht ein klarer Beweis, daß dieſe beſtändige und doch in keinem Punkte beſonders merkliche Veränderung der Oberfläche, einer der weſentlichſten Beſtandtheile der Schönheit ſey? Es freut mich ſehr, daß ich meine Theorie in dieſem Stücke, durch die Meynung eines ſehr ſcharfſinnigen Mannes, des Herrn Hogarths, unterſtützen kann. Seine Idee von der Schönheitslinie halte ich, im Ganzen genommen, für ſehr richtig. Aber weil er nur überhaupt Abwechſelung fordert, ohne zu beſtimmen, was es für eine Art von Abwechſelung ſeyn muß: ſo hat er auch winklichte Figuren für ſchön gehalten. Es iſt wahr, die Umriſſe ſolcher Figuren wechſeln ſehr ab; aber ſie wechſeln plötzlich und auf eine gebrochne Art. Ich finde nicht einen einzigen natürlichen Gegenſtand, der winklicht und zugleich ſchön wäre. In der That giebt es wenig natürliche Gegenſtände, die vollkommen winklicht wären. Aber mich dünkt, die, welche ſolchen am nächſten kommen, ſind die häßlichſten. Ich muß noch hinzu ſetzen, daß, obgleich die immerfort

merfort ſich verändernde Linie die einzige iſt, an welcher Schönheit gefunden wird, es doch keine beſondre Linie gebe, die beſtändig als die ſchönſte gefunden wird; und die alſo mit Ausſchlieſſung aller andern Linien die Schönheitslinie heißen könne. Wenigſtens bin ich dieß niemals gewahr worden.

Sechszehnter Abſchnitt.

Delikateſſe.

Ein Anſehn von Feſtigkeit und Stärke iſt der Schönheit ausnehmend nachtheilig. Ein Schein von Delikateſſe und ſelbſt von Schwächlichkeit iſt ihr beynahe weſentlich. Wer ſich die Mühe giebt, die Schönheiten der thieriſchen und Pflanzen-Welt durchzugehn, wird dieſe Beobachtung in der Natur gegründet finden. Es iſt nicht die Eiche, die Eſpe, der Ulmenbaum, oder einer der ſtarken Bäume des Waldes, die wir als ſchön betrachten: ſie ſind majeſtätiſch und ehrwürdig; ſie flößen eine Art von Ehrerbietung ein. Die zarte Myrte iſt es, der Orangen- und Mandelbaum, der Jeſmin, der Weinſtock, dieſe ſind es, die wir als Schönheiten unter den Gewächſen anſehen. Es iſt das Blumengeſchlecht, dieß durch ſeine Schwäche und ſeine kurze Dauer

ſich

ſich unterſcheidende Geſchlecht, welches bey uns den lebhafteſten Eindruck von Schönheit und Zierlichkeit macht. Unter den Thieren iſt das Windſpiel ſchöner als der Bauerhund; und der zarte ſpaniſche Zelter, der geſchlanke Barbe, oder das feine arabiſche Pferd, ſind weit liebenswürdiger als das ſtarke ſtandhafte Wagen- oder Reuterpferd. Ich habe nicht nöthig, von dem ſchönen Geſchlechte viel zu ſagen, von welchem dieſer Punkt, glaube ich, leicht zugeſtanden werden wird. Die Schönheit des Frauenzimmers hängt größtentheils von ſeiner Schwäche und Zärtlichkeit ab; und wird ſelbſt durch die Furchtſamkeit deſſelben noch anziehender, eine Eigenſchaft der Seele, die mit der Schwäche zuſammen hängt. Man muß mich aber nicht ſo verſtehen, als wenn ich glaubte, daß Schwäche, wenn ſie das Zeichen eines ungeſunden kranken Körpers iſt, ſchön ſeyn könne. Sie thut aber alsdann die üble Wirkung, nicht weil ſie Schwäche iſt, ſondern weil das Uebelbefinden des Körpers, woraus ſie entſteht, zugleich die andern Bedingungen der Schönheit aufhebt; die Theile fallen alsdann zuſammen, die glänzende Farbe des Geſichts, das lumen purpureum iuuentae verſchwindet, und die ſanft ſich verändernden Umriſſe verlieren ſich in Runzeln, ſcharfen Ecken, und geraden Linien.

Sieben-

Siebenzehnter Abſchnitt.

Schönheit in den Farben.

Was die Farben betrifft, die ſchönen Körpern eigen ſind: ſo mag es vielleicht ſchwerer ſeyn, ſie beſtimmt anzugeben, da ſie in den verſchiednen Theilen der Natur auf ſo unendlich mannichfaltige Art abwechſeln. Demohnerachtet läßt ſich auch in dieſer Mannichfaltigkeit ſelbſt, etwas gemeinſchaftliches finden, das wir als eine Regel feſtſetzen können. Erſtlich, müſſen Farben, die ſchön ſeyn ſollen, nicht ſchmutzig oder ſtaubigt, ſondern rein und helle ſeyn. Zweytens, ſie müſſen nicht auſſerordentlich ſtark ſeyn. In jeder Art der Farben ſind es die gemäßigtern, die mittlern, welche der Schönheit eigen zu ſeyn ſcheinen; ein lichtes Grün, ein ſanftes Blau, ein ſchwaches Weiß, ein Roſen-Roth oder Violet. Drittens, wenn die Farben ſtark und lebhaft ſind: ſo müſſen ſie wenigſtens abgewechſelt, und der ganze Gegenſtand muß nicht von einer einzigen ſtarken Farbe ſeyn; ihrer müſſen (wie bey geſprenkelten Blumen) faſt immer ſo viele ſeyn, daß die Stärke und der Glanz einer jeden durch die übrigen gemäßigt wird. Zu einer ſchönen Geſichtsfarbe gehört nicht nur eine Miſchung mehrerer Farben, ſondern auch, daß weder das Weiße noch das Rothe

ſtark

ſtark und blendend ſey. Ueberdieß müſſen ſich beyde auf die Weiſe und durch ſo unmerkliche Stuffen in einander verlieren, daß es unmöglich wird, die Gränzen anzugeben. Aus eben dem Grunde ſind die zweifelhaften ſpielenden Farben am Halſe und im Schweife des Pfaues und am Kopfe der Taube, ſo angenehm. In der That ſind die Schönheit der Farben und die Schönheit der Geſtalt einander ſo nahe verwandt, als es für Dinge von ſo verſchiedner Natur nur immer möglich iſt.

Achtzehnter Abſchnitt.

Wiederholung.

Zuſammengenommen alſo, ſind die Eigenſchaften der Schönheit, in ſo fern es bloß ſinnliche Schönheit iſt, folgende. Das Schöne muß erſtlich, vergleichungsweiſe klein; zweytens, es muß glatt ſeyn; drittens, es muß in der Richtung ſeiner Theile abwechſeln; aber viertens, dieſe Theile nicht eckigt, ſondern ſanft in einander verſchmolzen haben; fünftens, es muß von zartem Bau, und ohne merklichen Anſchein von Stärke ſeyn; ſechſtens, es muß reine und klare Farben, aber keine ſtarken und glänzenden haben; oder ſiebentens, wenn es glänzende Farben hat, ſo muß

es eine Mannichfaltigkeit derſelben haben. Dieß ſind, glaube ich, die Eigenſchaften, auf welchen die Schönheit beruht. Eigenſchaften, die kraft ihrer Natur wirken, und die ſich weniger durch Eigenſinn verändern, oder durch die Verſchiedenheit des Geſchmacks verwirren laſſen, als irgend einige andre.

Neunzehnter Abſchnitt.

Phyſiognomie.

Die Phyſiognomie hat einen großen Antheil an der Schönheit, beſonders an der Schönheit unſrer Gattung. Die Denkungsart und der Charakter geben dem Geſichte gewiſſe Züge, die, da man ihre Verbindung mit jenen bemerkt hat, vermögend ſind, den Eindruck eines wohlgeſtalteten Körpers durch den Eindruck einer liebenswürdigen Seele zu verſtärken. Um alſo eine vollkommne menſchliche Schönheit hervor zu bringen, und dieſer Schönheit ihren vollen Einfluß zu verſchaffen, muß das Geſicht ſolche gütige liebenswürdige Eigenſchaften ausdrücken, wie ſie mit dem ſanften glatten und zarten der äuſſern Form übereinſtimmen.

Zwan=

Zwanzigſter Abſchnitt.

Das Auge.

Ich habe es bisher mit Fleiß unterlaſſen, von dem Auge, dieſem für die Schönheit lebendiger Geſchöpfe ſo wichtigen Theile, zu reden, weil es ſich nicht ſo natürlich unter die vorhergehenden Titel bringen ließ, ob es ſich gleich auf eben dieſelben Grundſätze zurück führen läßt. Ich denke alſo, daß die Schönheit des Auges, erſtlich, in der Reinigkeit deſſelben beſteht. Welche Farbe der Augen die ſchönſte ſeyn ſoll, hängt größtentheils von eines jeden Geſchmack ab; aber keinem Menſchen gefällt ein trübes erſtorbnes Auge. Ein helles Auge gefällt uns aus eben dem Grunde, aus welchem uns Diamanten, klares Waſſer, Glas, und ähnliche durchſichtige Körper gefallen. Zweytens: Die Bewegung des Auges trägt vieles zu ſeiner Schönheit bey, weil ſie ihm immer neue Richtungen giebt; aber eine langſame ſchmachtende Bewegung iſt ſchöner, als eine kühne und ſchnelle; die letztere belebt, aber die erſtere erregt Zuneigung. Drittens, in Anſehung der Verbindung des Auges mit den anliegenden Theilen, gilt eben die Regel, die für andre ſchöne Theile iſt gegeben worden; es

muß nicht plötzlich und ſtark von der Richtung der nächſtgelegnen Theile abweichen, noch muß es irgend einer genauen mathematiſchen Figur nahe kommen. Auſſerdem macht das Auge einen verſchiednen Eindruck, nachdem es andre und andre Eigenſchaften der Seele ausdrückt; und hierinn liegt ſeine gröſte Gewalt. Es läßt ſich alſo auf das Auge alles dasjenige anwenden, was wir kurz zuvor von der Phyſiognomie geſagt haben.

Ein uud zwanzigſter Abſchnitt.

Häßlichkeit.

Es würde eine bloße Wiederholung des Vorhergehenden ſeyn, wenn wir weitläuftig von der Natur der Häßlichkeit handeln wollten: indem ich mir vorſtelle, daß alle ihre Eigenſchaften die entgegengeſetzten von denen ſind, die wir als die Beſtandtheile der Schönheit angegeben haben. Die Häßlichkeit als das Entgegengeſetzte der Schönheit, iſt nicht das Entgegengeſetzte der Proportion und Schicklichkeit. Denn es kann ein Ding mit den vollkommenſten Proportionen, und mit der größten Schicklichkeit zu ſeinem Gebrauche, doch ein ſehr häßliches Ding ſeyn. Eben ſo gut kann Häßlich-

keit

keit mit der Idee des Erhabnen beſtehen. Aber das wollte ich auf keine Weiſe ſagen, daß Häßlichkeit an ſich eine erhabne Idee ſey, auſſer wenn ſie mit ſolchen Eigenſchaften verbunden iſt, die Schrecken erregen.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Grazie.

Der Begriff des Anmuthsvollen oder der Grazie iſt nicht ſehr von dem Begriffe des Schönen verſchieden; ſie beſtehen beyde faſt aus einerley Stücken. Das Anmuthsvolle iſt ein Begriff, der ſich auf Stellung und Bewegung beziehet. Wenn dieſe beyde anmuthig ſeyn ſollen: ſo wird erfordert, daß ſie nicht das Anſehen von Schwierigkeit haben; es wird erfordert, daß der Körper keine gewaltſame Biegung mache; daß alle Theile in ſo einer Lage gegen einander bleiben, daß keiner von den andern gehindert werde, und nirgends ſcharfe Ecken, und plötzliche Brüche zum Vorſchein kommen. In dieſem leichten Falle der Glieder, in dieſer Rundung, in dieſer Delikateſſe der Stellung und der Bewegung, beſteht die ganze Zauberkraft der Grazie, und was man das je ne ſçai quoi nennt; wie jeder finden wird, der die Mediceiſche Venus,

den Antinous, oder irgend eine andre Statue, die als ein Muſter der Grazie berühmt iſt, aufmerkſam betrachtet.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Eleganz und Pracht.

Wenn ein Körper aus glatten und abgeebneten Theilen beſteht, die ſich einander nicht beſchweren, die ohne Verwirrung und ohne Ecken ſind; und wenn er zugleich etwas von Regelmäßigkeit in ſeiner Figur hat: ſo nenne ich ihn elegant, zierlich. Es iſt alſo mit dem Schönen ganz einerley; ausgenommen, daß es nur noch die Regelmäßigkeit mehr hat. Dieß aber, da es einen weſentlichen Unterſchied in der Empfindung macht die dadurch hervor gebracht wird, berechtigt uns ſchon, eine eigne Gattung daraus zu machen. Unter dieſe Gattung rechne ich diejenigen feinern und regelmäßigen Werke der Kunſt, die keinen beſtimmten Gegenſtand in der Natur nachahmen: als ſchöne Gebäude, oder ein artiges Hausgeräthe. Wenn irgend ein Gegenſtand etwas von vorgenannten Eigenſchaften, oder überhaupt etwas von den Eigenſchaften der Schönheit hat, und überdieß von großen

ßen Dimenſionen iſt: ſo iſt er eben ſo merklich von der bloßen Schönheit unterſchieden. Ich nenne ihn ſpeciös oder prächtig.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Schönheit fürs Gefühl.

Die vorhergehende Beſchreibung der Schönheit, in ſo weit ſie vom Auge empfunden wird, kann ſehr wohl durch die Natur derjenigen Gegenſtände erläutert werden, die auf das Gefühl einen ähnlichen Eindruck machen. Dieß iſt es, was ich das Schöne für das Gefühl nenne. Es iſt auf eine verwundernswürdige Art mit dem übereinſtimmend, was dem Auge ein gleiches Vergnügen gewährt. Zwiſchen allen unſern äuſſern Sinnen iſt ein enges Band. Sie ſind alle nur verſchiedne Arten des Gefühls, ſo abgeändert, daß ſie die Eindrücke verſchiedner Gegenſtände annehmen können; aber einerley in der Art der Eindrücke, die ſie von dieſen Gegenſtänden bekommen. Alle Körper, die dem Gefühl angenehm ſind, ſind es durch den geringen Widerſtand den ſie thun; entweder wenn wir unſre Hand längſt ihrer Oberfläche hin bewegen, oder, wenn wir die Theile gegen einander drucken wollen. Iſt der Widerſtand im erſten Falle geringe:

ſo heißt der Körper glatt; iſt er es im letztern, ſo heißt er weich. Von der einen oder andern dieſer Eigenſchaften rühret hauptſächlich die angenehme Empfindung her, die wir durchs Gefühl erhalten; und wenn ſich beyde vereinigen, ſo iſt unſer Vergnügen am größten. Dieß iſt ſo klar, daß es mehr zur Erläuterung andrer Dinge angewandt werden kann, als ſelbſt Erläuterung braucht. Die nächſte Quelle von Vergnügen für dieſen, ſo wie für alle übrigen Sinne, iſt die Abänderung und Neuheit der Vorſtellung. Und wir finden, daß Körper, deren Oberfläche beſtändig abwechſelt, bey weitem die angenehmſten für das Gefühl ſind, wie jeder ſich durch ſeine eigne Erfahrung überzeugen kann. Die dritte Eigenſchaft ſolcher Gegenſtände iſt: daß, obgleich die Oberfläche ihre Richtung beſtändig verändert, ſie ſie doch niemals plötzlich verändre. Jede plötzliche Berührung, wenn auch der Eindruck ſelbſt nichts oder ſehr wenig gewaltſames hat, iſt unangenehm. Wenn uns jemand mit einem mehr als gewöhnlich kalten oder warmen Finger angreift, ſo fahren wir zuſammen. Ein leichter Schlag auf die Schultern, wenn wir ihn nicht erwarteten, hat eben dieſe Wirkung. Daher kömmt es, daß eckigte Körper, Körper bey welchen die Richtung der Auſſenlinien ſich plötzlich verändert, dem Gefühl ſo wenig angenehm ſind. Jede ſolche

Veränderung iſt eine Art von Steigen und Fallen im kleinen. Quadrate alſo, Dreyecke, und andre winklichte Figuren, ſind weder für das Auge, noch für das Gefühl ſchön. Wenn man den Zuſtand der Seele, bey dem Anfühlen weicher glatter abgerundeter Körper, mit dem, bey dem Anblick einer ſchönen Geſtalt vergleicht: ſo wird man eine große Aehnlichkeit zwiſchen beyden finden; und dieſe Aehnlichkeit kann uns ſehr behülflich ſeyn die gemeinſchaftliche Urſache davon zu entdecken. Das Gefühl und Geſicht haben in dieſer Abſicht, nur wenig eigne von einander verſchiedne Empfindungen. Das Gefühl findet an dem **Weichen** Vergnügen, welches eigentlich kein Gegenſtand des Geſichts iſt; und das Geſicht im Gegentheil ſchließt die Empfindung **der Farben** mit ein, die das Gefühl kaum gewahr werden kann. Hinwiederum hat das Gefühl den Vorzug einer ganz neuen Art von Vergnügen, die aus einer gemäßigten Wärme entſteht; und das Auge endlich triumphirt in dem unendlichen Umfange und der Menge ſeiner Gegenſtände. Unterdeſſen iſt die Aehnlichkeit unter beyden Sinnen ſo groß, daß ich geneigt bin zu glauben, wenn es möglich wäre, die Farben durchs Gefühl zu unterſcheiden, (wie es einige Blinde ſollen gethan haben,) ſo würden eben die Farben, und eben die Zuſammenſetzung und Folge derſelben, welche das Auge

 ſchön

ſchön findet, auch dem Gefühle die angenehm-ſten ſeyn. Aber ohne uns bey dieſer Muthmaſ-ſung aufzuhalten, wollen wir zu dem Sinne des Gehörs fortgehen.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Schöne in den Tönen.

Bey dieſem Sinne finden wir eben die Fähig-keit, auf eine ſanfte und angenehme Weiſe gerührt zu werden: und in wie weit die Merkma-le, die wir für das Schöne der andern Sinne an-gegeben haben, auch auf wohlklingende reizende Töne paſſen, muß jeder durch ſeine eigne Erfah-rung entſcheiden. Milton hat dieſe Art von Muſik in einem ſeiner jugendlichen Gedichte be-ſchrieben. *) Ich darf nicht erſt ſagen, daß Milton mit dieſer Kunſt ſehr wohl bekannt war, und daß er eine vortreffliche Gabe hatte, die Em-pfindungen des einen Sinnes, durch Bilder, die von einem andern hergenommen ſind, auszudrü-cken. Die Beſchreibung iſt die folgende:

— And ever againſt eating cares,
Lap me in *ſoft* Lydian airs;

In

*) L' Allegro.

In notes, with many *a winding* bout
Of *linked ſweetneſs long drawn* out;
With wanton heed, & giddy cunning,
The melting voice through *mazes* running;
Untwiſting all the chains that tie
The hidden ſoul of harmony.

„Hüllt mich gegen nagende Sorgen in weiche „lydiſche Geſänge; in Töne, die in vielen ſich „windenden Gängen, von an einander hängen„der lang aushaltender Süßigkeit, mit be„ſcheidner Kühnheit, im Taumel und doch mit „Kunſt, die ſchmelzende Stimme durch Laby„rinthe führen, und alle Ketten auflöſen, die „die verborgne Seele der Harmonie binden.„

Wenn wir dieß mit der weichen ſich windenden Oberfläche, dem ununterbrochnen Zuſammenhange, und dem ſtuffenweiſe Uebergange des Schönen bey andern Dingen vergleichen: ſo ſehen wir, daß die Unterſchiede der verſchiednen Sinne und ihrer Eindrücke, weit eher auf einander wechſelsweiſe Licht zu werfen dienen, und ſich zur Ergänzung eines gemeinſchaftlichen klaren und ſichern Begriffs vereinigen, als daß ſie dieſen Begriff durch ihre Mannichfaltigkeit und ihre verwickelte Natur verdunkeln ſollten.

Zu der oben angeführten Beſchreibung will ich nur noch eine oder zwey Anmerkungen hinzu ſetzen. Die erſte iſt: daß das Schöne in der

Muſik keine ſo laute und ſtarke Töne verträgt, als zur Erregung andrer Leidenſchaften dienlich ſeyn mag; auch keine ſchwirrenden, heiſern oder dumpfen Töne: es findet am meiſten bey hellen, reinen, ſanften und leiſen Tönen ſtatt. Die zweyte iſt: daß große Abwechſelungen, und ſchnelle Uebergänge aus einem Tone, aus einem Takte in den andern, dem Geiſte des Schönen in der Muſik zuwider ſind. Solche Uebergänge können Luſtigkeit, oder andre plötzliche und ſtürmiſche Leidenſchaften erregen; aber nicht dieſes Hinſinken, dieſes Schmachten, welches die eigne Wirkung des Schönen bey jedem Sinne iſt. In der That kömmt die Leidenſchaft, die durch Schönheit erregt wird, einer Art Schwermuth näher, als der Fröhlichkeit und dem Scherze. Ich will hiermit die Muſik nicht bloß auf Eine Art von Tönen oder Bewegungen einſchränken; beſonders, da ich mit dieſer Kunſt nicht genung bekannt bin. Meine Abſicht bey dieſer Anmerkung iſt bloß, den Begriff der Schönheit feſt zu ſetzen. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Eindrücken und Empfindungen, deren die menſchliche Seele fähig iſt, wird einem guten Kopfe und einem feinen Ohre, leicht eine eben ſo große Mannichfaltigkeit von Tönen an die Hand geben, durch welche er jene erregen kann. Dem kann es aber gar nicht nachtheilig ſeyn, wenn wir

einige wenige zuſammengehörige, und mit einander verbundne Stücke, aus dem unermeßlichen Haufen der verſchiednen und oft widerſprechenden Ideen ausſondern, die gemeiniglich unter den Namen Schönheit zuſammengefaßt werden. Und auch von dieſen, iſt meine Abſicht, bloß diejenigen Grundbegriffe auszuzeichnen, die die Analogie des Gehörs mit den übrigen Sinnen, in Abſicht auf ihre Ergötzung, darthun können.

Sechs und zwanzigſter Abſchnitt.
Geſchmack und Geruch.

Dieſe allgemeine Uebereinſtimmung der Sinne fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man den Sinn des Geſchmacks und Geruchs insbeſondre betrachtet. Wir wenden durch eine ſehr gewöhnliche Metapher, den Begriff des Süßen, auf Geſtalten und Töne an. Weil aber diejenigen Eigenſchaften der Körper, durch welche ſie fähig werden, in jene beyden Sinne angenehme oder unangenehme Empfindungen zu erregen, nicht ſo deutlich ſind, als bey den übrigen: ſo werden wir den Beweis ihrer Gleichartigkeit mit dieſen, welche ſehr genau iſt, bis zu dem Theile ausſetzen, wo wir die wirkende Urſache der Schönheit, die allen Sinnen gemeinſchaftlich iſt, unterſuchen werden. Ich weis kein beſſer Mittel, die Idee der ſichtbaren Schönheit

heit klar und gewiß zu machen, als dieſe Verglei-chung derſelben, mit dem was für andre Sinnen reizend iſt. Denn zuweilen iſt der eine Theil die-ſes Begriffs bey dem einen Sinne klärer als bey dem andern; und wo einer gleich klar in allen iſt, da können wir mit deſto größrer Zuverläßig-keit etwas gewiſſes vor ihm feſtſetzen. Auf dieſe Weiſe wird der eine Sinn als ein Zeuge in der Sache des andern gebraucht. Die Stimmen der Natur werden gleichſam geſammlet, und es wird kein andrer Ausſpruch über ſie gefällt, als der uns von ihr iſt vorgeſchrieben worden.

Sieben und zwanzigſter Abſchnitt.

Vergleichung des Erhabnen u Schönen.

Bey dem Beſchluſſe dieſer allgemeinen Betrach-tung der Schönheit werden wir ganz natür-lich darauf geführt, das Schöne mit dem Erhab-nen zu vergleichen; und dieſe Vergleichung wird uns einen merkwürdigen Kontraſt zwiſchen beyden zeigen. Denn erhabne Gegenſtände ſind in ihren Dimenſionen groß; ſchöne, vergleichungsweiſe klein. Das Schöne muß glatt und polirt; das Große rauh und nachläßig ſeyn. Schönheit muß die gerade Linie vermeiden, oder doch durch unmerkliche Stuffen von ihr abweichen; das Gro-ße liebt in vielen Fällen die geraden Linien, und wo

es

es abweicht, da macht es oft ſtarke und plötzliche Abweichungen. Das Schöne darf nicht dunkel; das Erhabne muß zuweilen düſtern und finſter ſeyn. Das Schöne muß leicht, behend und zart; das Erhabne muß feſt, ſtandhaft und ſogar maſſif ſeyn. In der That ſind es zwey Ideen von ſehr verſchiedner Natur, da ſich die eine auf Luſt, und die andre auf Schmerz gründet. Und ſo weit ſie ſich auch auf ihrem Fortgange von der Natur dieſer erſten Urſachen verlieren mögen: ſo halten doch dieſe Urſachen ſie beſtändig in einer Entfernung, die niemals vergeſſen werden darf, wenn dieſe Leidenſchaften erregt werden ſollen. Freylich haben wir es bey der unendlichen Menge und Abwechſelung der Combinationen in der Natur zu erwarten, daß auch der allerentfernteſten Dinge Eigenſchaften ſich zuweilen in demſelben Gegenſtande vereinigen; freylich werden wir auch in Werken der Kunſt zuweilen Zuſammenſetzungen dieſer Art finden. Demohnerachtet wenn wir den Einfluß eines Gegenſtandes über unſre Leidenſchaften berechnen: ſo müſſen wir dieß zum Grunde legen, daß wenn dieſer Einfluß von einer gewiſſen herrſchenden Eigenſchaft des Dinges abhängt, der hervorgebrachte Eindruck um deſto reiner und vollſtändiger ſeyn wird, je mehr alle übrige Eigenſchaften des Gegenſtandes, mit der herrſchenden, von gleicher Natur und ähnlichen Wirkungen ſind. „Wenn Schwarz und

„Weiß

„Weiß ſich vermiſcht, ſich wechſelsweiſe mil-„dert, auf tauſendfache Art in einander ver-„liert: hört es deswegen auf ſchwarz und „weiß zu ſeyn?„

Wenn die Eigenſchaften die zum Schönen, und diejenigen welche zum Erhabnen gehören, ſich zuweilen beyſammen finden, folgt daraus, daß ſie im geringſten mit einander verwandt ſind, folgt auch nur daraus, daß ſie einander nicht entgegengeſetzt und widerſprechend ſeyn können? Schwarz und Weiß kann beyſammen, kann unter einander gemiſcht ſeyn, aber es wird deswegen nicht daſſelbe. Und wo ſie ſo unter einander oder mit andern Farben vermiſcht ſind: da thut auch das Schwarze nicht ſo die Wirkung des Schwarzen, noch das Weiße die Wirkung des Weißen, als wenn jedes allein, und von dem andern abgeſondert wäre.

Ende des dritten Theils.

Philo-

Philoſophiſche Unterſuchung
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Vierter Theil.

Erſter Abſchnitt.
Von der wirkenden Urſache des Schö=
nen und Erhabnen.

Wenn ich ſage, ich will die wirkende Urſache des Schönen und Erhabnen unterſuchen: ſo will ich dadurch nicht zu verſtehen geben, daß ich bis zu der erſten Urſache werde kommen können. Ich getraue mir nicht einmal zu erklären, warum gewiſſe Veränderungen im Körper ſolche und keine andern Bewegungen in der Seele erregen; noch warum überhaupt die Seele Eindrücke vom Körper erhält, und der Körper unter dem Einfluſſe der Seele ſteht. Man ſieht ſehr leicht ein, daß

es unmöglich ſey dieſes zu erklären. Aber ich denke, ſchon damit wird etwas zur genauern Kenntniß unſrer Leidenſchaften gethan ſeyn, wenigſtens, in ſo weit ſie zu unſrer gegenwärtigen Unterſuchung gehören: wenn wir nur zeigen können, welches eigentlich die Empfindungen der Seele ſind, von welchen gewiſſe Bewegungen im Körper erregt werden; und welches die beſtimmten Beſchaffenheiten oder Veränderungen im Körper ſind, welche gewiſſe Leidenſchaften in der Seele hervor bringen. Und dieß iſt, glaube ich, alles, was wir thun können. Könnten wir auch noch einen Schritt weiter gehen: ſo würden doch noch immer die gleichen Schwierigkeiten zurück bleiben, weil wir noch immer gleich weit von der erſten Urſache entfernt wären. Als Newton zuerſt die Eigenſchaft der Attraction entdeckte, und die Geſetze derſelben feſt ſetzte: ſo konnte er ſie in Anſehung einiger der wichtigſten Erſcheinungen in der Natur, mit Recht als eine Urſache anſehen, woraus ſich jene erklären ließen; aber in Beziehung auf das allgemeine Syſtem der Dinge erkannte er ſie für nichts mehr als für eine Wirkung, deren Urſache er damals ſich noch nicht getraute anzugeben. Als er nachher anfieng, die anziehende Kraft durch einen feinen elaſtiſchen Aether zu erklären: ſo ſcheint dieſer große Mann (wenn es erlaubt iſt

an einem ſo großen Manne irgend etwas, das einem Fehler ähnlich ſieht, zu bemerken:) ſo ſcheint er, ſage ich, ſeine gewöhnliche behutſame Art zu philoſophiren, verlaſſen zu haben. Denn geſetzt, es wäre alles das erwieſen, was er von dieſer Materie behauptet hat: ſo würde ſie uns doch vielleicht mit eben ſo vielen Schwierigkeiten zurück laſſen, als mit welchen ſie uns fand. Dieſe große Kette der Dinge, die Glied an Glied bis zu dem Throne Gottes hinauf ſteigt, kann niemals durch menſchliche Geſchicklichkeit aus einander genommen und zerlegt werden. So bald wir nur einen Schritt über die unmittelbar ſinnlichen Eigenſchaften der Dinge hinaus gehen: ſo bald verlaſſen wir unſre Sphäre. Alles, was wir hernach noch hervor bringen, iſt nur ein ſchwaches ohnmächtiges Sträuben, welches zeigt, daß wir nicht mehr in unſerm Elemente ſind. Wenn ich demnach von Urſache und wirkender Urſache rede: ſo verſtehe ich bloß gewiſſe Veränderungen in der Seele, die gewiſſe Bewegungen im Körper nach ſich ziehn; oder gewiſſe Kräfte und Eigenſchaften des Körpers, die eine Veränderung in der Seele wirken. Ich verfahre darinn eben ſo, als wenn man die Bewegung eines Körpers der zu Boden fällt, dadurch erklärt, indem man ſagt daß er vermöge ſeiner Schwere falle, und die Art zeigt nach welcher die Schwere wirkt, ob man gleich

nicht zeigen kann, warum ſie auf dieſe Art wirkt; oder ſo, wie man die Wirkungen an einander ſtoßender Körper aus den gemeinen Geſetzen der mitgetheilten Bewegung erklärt, ob man gleich auf keine Weiſe erklären kann, wie Bewegung ſelbſt eigentlich mitgetheilt werde.

Zweyter Abſchnitt.

Verknüpfung der Begriffe.

Ein großes Hinderniß, das uns bey der Unterſuchung der Urſachen unſrer Leidenſchaften im Wege ſteht, iſt, daß wir die erſte Veranlaſſungen zu denſelben, die erſten Eindrücke durch welche die nachfolgenden beſtimmt werden, zu der Zeit bekamen, in der wir am wenigſten über uns ſelbſt nachdenken konnten, und der wir uns nachher am wenigſten wieder erinnern können. Denn auſſer den natürlichen Eindrücken, die jedes Ding auf uns gleich anfangs vermöge ſeiner eignen Natur macht, entſtehen in dieſem Alter die Verknüpfungen jedes Dinges mit fremden Ideen und den Eindrücken andrer Dinge, die wir nachher ſehr ſchwer von den natürlichen Wirkungen des Dinges ſelbſt unterſcheiden können. Ohne an den unerklärlichen Widerwillen zu denken, den gewiſſe Perſonen gegen ganz unſchädliche Dinge haben:

ben: ſo finden wir es alle ſchlechterdings unmöglich uns zu erinnern, zu welcher Zeit uns ein Abgrund fürchterlicher wurde als eine Ebne, oder Feuer und Waſſer fürchterlicher als ein Erdkloß; ob gleich dieß alles wahrſcheinlicher Weiſe Schlüſſe aus unſern Erfahrungen oder Folgen der Unterweiſung, und einige dieſer Eindrücke vielleicht erſt ſpät bey uns entſtanden ſind. Unterdeſſen, ſo wie man es zugeſtehen muß, daß viele Dinge uns nicht deswegen auf eine beſtimmte Weiſe rühren, weil ihre eigne Natur dieſe Empfindung hervor bringt, ſondern weil wir ſie in unſrer Vorſtellung mit andern verknüpfen: ſo würde es doch auf der andern Seite ungereimt ſeyn, zu behaupten, daß alle Dinge uns bloß durch verknüpfte Begriffe afficirten. Denn gäbe es nicht gewiſſe urſprünglich und weſentlich angenehme oder unangenehme Dinge: woher ſollten dann die Verknüpfungen kommen, durch welche die übrigen Dinge ihre Kraft uns auf eine angenehme oder verdrüßliche Weiſe zu rühren, erhalten? Eher alſo ſollte man, glaube ich, billig die Urſache unſrer Leidenſchaften nicht in verknüpften Begriffen ſuchen, bis man erſt gewiß iſt, daß ſie ſich in den natürlichen Eigenſchaften des Dinges ſelbſt nicht finden läßt.

Dritter Abſchnitt.

Schmerz und Furcht.

Ich habe oben bemerkt, daß alles, was Schrecken verurſachen kann, des Erhabnen fähig ſey. Ich ſetze noch hinzu, daß viele Dinge, von welchen wir keine Gefahr beſorgen, doch eine gleiche Empfindung hervor bringen können, weil ſie auf eine ähnliche Weiſe auf uns wirken. Ich bemerkte ferner, daß ſich aus allem, was Vergnügen, poſitives und urſprüngliches Vergnügen macht, das Schöne hervor bringen laſſe. Um alſo die Natur dieſer beyden Eigenſchaften aufzuklären, iſt es nothwendig erſt die Natur des Schmerzens und des Vergnügens zu unterſuchen, von welcher jene abhängen. Ein Menſch, der einen ſehr heftigen körperlichen Schmerz leidet, (ich nehme den äußerſten Grad des Schmerzens, weil alsdann die Wirkungen deſto ſichtbarer ſind;) ein Menſch bey ſehr großen Schmerzen, ſage ich, hält ſeine Zähne über einander gebiſſen; ſeine Augenbraunen ſind mit Gewalt zuſammen gezogen; ſeine Stirne runzelt ſich; ſeine Augen kehren ſich einwärts, und rollen mit großer Heftigkeit herum; ſein Haar ſteht empor; die Werkzeuge der Sprache preſſen kurze, aber gewaltſame Seufzer und Geſchreye aus; der ganze

Bau des Körpers ſchüttert. Furcht und Schrecken, welches Empfindungen des bevorſtehenden Schmerzens oder Todes ſind, haben ähnliche Wirkungen, die an Stärke den eben gedachten um deſto näher kommen, je ähnlicher die Urſache, und je ſchwächer der Menſch iſt. — Dieß geſchieht nicht bloß bey dem Menſchen; auch ein Hund, habe ich mehr als einmal bemerkt, krümmt ſich, bellt und heult aus Furcht vor einer Strafe eben ſo, als wenn er wirklich die Schläge fühlte. Daraus ſchließe ich, daß Schmerz und Furcht im Körper einerley Veränderungen, nnr in verſchiednen Graden wirken; daß Schmerz und Furcht in einer zu gewaltſamen Spannung der Nerven beſtehen; daß dieſe Spannung manchmal eine unnatürliche Stärke hervor bringe, die dann plötzlich in eine eben ſo auſſerordentliche Schwäche übergeht; daß dieſe Wirkungen oft mit einander abwechſeln, und zuweilen ſich mit einander vermiſchen. Dieß iſt die Natur aller convulſiviſchen Bewegungen, beſonders bey ſchwächlichen Körpern, bey welchen die Eindrücke des Schmerzens und der Furcht am grauſamſten ſind. Der ganze Unterſchied unter beyden beſteht darinn: daß die Dinge, welche Schmerz erregen, auf den Körper zuerſt, und durch dieſen erſt auf die Seele wirken; die Dinge hingegen, welche Schrecken verurſachen, die

körperlichen Bewegungen nur vermöge der Vorſtellungen erregen, die ſie in der Seele veranlaſſen. Aber da ſie beyde, es ſey in ihrer erſten oder ihrer letzten Wirkung, darinn überein kommen, daß ſie eine Spannung, eine Zuſammenziehung, oder eine gewaltſame Erſchütterung der Nerven verurſachen: ſo müſſen ſie hernach auch in allen ihren übrigen Folgen überein kommen. Mir ſcheint es, aus dieſen und vielen andern Beyſpielen, klar zu ſeyn: daß wenn der Körper, durch was für eine Urſache es auch ſey, in diejenige Verfaſſung geſetzt wird, in die ihn ſonſt nur eine gewiſſe Leidenſchaft der Seele zu ſetzen pflegt, er ſelbſt etwas dieſer Leidenſchaft ähnliches in der Seele hervor bringe.

Vierter Abſchnitt.

Fortſetzung.

Spon erzählt uns in ſeinen Recherches d'Antiquités eine hieher gehörige ſonderbare Geſchichte, von dem berühmten Phyſiognomiſt Campanella. Dieſer Mann hatte, allem Anſehen nach, nicht nur ſehr genaue Beobachtungen über die menſchlichen Geſichtszüge gemacht, ſondern er beſaß auch in einem hohen Grade die Kunſt die merklichſten nachzumachen. Wenn er

Luſt

Luſt hatte, die Neigungen derer, mit welchen er umgieng, zu erforſchen: ſo nahm er, ſo genau als er konnte, das Geſicht, die Geberde, die ganze Stellung der Perſonen an, welche er unterſuchte. Und dann gab er genau Acht, in was für eine Gemüthsverfaſſung er durch dieſe Veränderung geſetzt wurde. Auf dieſe Weiſe, ſagt mein Schriftſteller, war er im Stande ſo vollkommen in die Geſinnungen und Gedanken des andern einzudringen, als wenn er ſich in die Perſon deſſelben verwandelt hätte. So viel habe ich ſelbſt oft erfahren, daß, wenn ich die Mienen und Geberden eines zornigen, ſanftmüthigen, kühnen oder furchtſamen Menſchen nachmache, ich in mir einen ganz unwillkührlichen Hang zu der Leidenſchaft finde, deren ſichtbare Zeichen ich nachzuahmen ſuche. Ja, ich bin überzeugt, man wird dieß beynahe nicht vermeiden können, geſetzt daß man ſich auch Mühe gebe, die Leidenſchaft von den ihr zugehörigen Geberden abzuſondern. Unſer Geiſt und unſer Körper ſind ſo genau und innig mit einander verbunden, daß eines weder Vergnügen noch Schmerz empfinden kann, ohne das andre daran Theil nehmen zu laſſen. Dieſer Campanella, von dem ich geſprochen habe, hatte es ſo ſehr in ſeiner Gewalt, ſeine Aufmerkſamkeit von den

ſtärkſten körperlichen Leiden abzuwenden, daß er die Tortur ſelbſt ohne viele Schmerzen ertragen konnte. Und von geringern Schmerzen muß es ſich jedermann ſelbſt bewußt ſeyn, daß ſo oft er ſeine Aufmerkſamkeit auf irgend eine andre Sache hefften kann, der Schmerz für eine Zeit lang aufhört.

Im Gegentheil, wenn aus irgend einer Urſache, der Körper nicht in der Verfaſſung iſt, die Geberden anzunehmen, oder ſich in die Bewegungen ſetzen zu laſſen, die von einer gewiſſen Leidenſchaft ordentlicher Weiſe hervor gelangt werden: ſo entſteht auch dieſe Leidenſchaft ſelbſt nicht, wenn auch ſonſt noch ſo ſtarke Urſachen zu derſelben vorhanden wären, und wenn gleich dieſe Leidenſchaft nur durch Vorſtellungen wirkt, und keinen der äußern Sinne berührt. So wird ein Opiat, oder ein ſtarker Liqueur, die Wirkſamkeit der Traurigkeit, der Furcht oder des Zorns auf eine Zeitlang, trotz allem Widerſtande, aufheben, und dieß bloß, weil der Körper dadurch in eine Verfaſſung geſetzt wird, die derjenigen entgegen iſt, in welche er bey dieſen Leidenſchaften geräth.

Fünfter

Fünfter Abſchnitt.

Wie das Erhabne hervor gebracht wird.

Aus dem alſo, was wir eben erſt geſagt haben, daß der Schrecken in einer unnatürlichen Spannung, und in gewiſſen gewaltſamen Erſchütterungen der Nerven beſteht, folgt leicht, daß alles, was geſchickt iſt, eine ſolche Spannung hervor zu bringen, auch im Stande iſt Schrecken zu wirken, und dem zufolge eine Quelle des Erhabnen zu werden, ob es gleich mit keiner Vorſtellung von Gefahr verbunden iſt. Um alſo die Urſache des Erhabnen zu zeigen, bleibt uns wenig mehr übrig, als darzuthun, daß die Beyſpiele, die wir von demſelben im zweyten Theile gegeben haben, von ſolchen Dingen hergenommen ſind, die vermöge ihrer Natur dieſe Art von Spannung hervor bringen können, es ſey daß ſie unmittelbar und zunächſt auf die Seele, es ſey daß ſie auf den Körper wirken. Was diejenigen Dinge betrifft, mit deren Begriffe ſich die Vorſtellung von Gefahr zuſammen geſellt: ſo iſt kein Zweifel, daß ſie Schrecken hervor bringen, und alſo durch eine gewiſſe Modifikation dieſer Leidenſchaft wirken können. Und eben ſo ausgemacht iſt es, daß der Schrecken, wenn

er ſtark genung iſt, die obengedachten Bewegungen im Körper errege.

Aber wenn das Erhabne auf das Schrecken oder eine andre ihm ähnliche Leidenſchaft gebaut iſt, die den Schmerz zum Gegenſtande hat: ſo iſt es billig, vorläufig zu unterſuchen, wie irgend eine Art von Wohlgefallen aus einer dem Scheine nach ihm ſo entgegenſtehenden Urſache entſpringen könne. Von Wohlgefallen, ſage ich, nicht von Luſt, weil, wie ich ſchon oft bemerkt habe, ſich dieſe Empfindung in ihrer Urſache ſowohl als in ihrer innern Beſchaffenheit, von der wirklichen und poſitiven Luſt unterſcheidet.

Sechſter Abſchnitt.

Wie Schmerz die Urſache von einer uns angenehmen Empfindung werden kann.

Die Vorſehung hat unſre Natur ſo eingerichtet, daß ein Zuſtand der Ruhe und Unthätigkeit, ſo ſchmeichelhaft er in gewiſſer Abſicht für unſre Trägheit ſeyn mag, doch viele unangenehme Folgen nach ſich ziehet, und ſolche Unordnungen in unſrer Natur anrichtet, die uns nöthigen, zur Arbeit als einer Sache unſre Zuflucht zu nehmen, die

durchaus

durchaus nöthig iſt, wenn wir unſer Leben mit erträglicher Zufriedenheit hinbringen ſollen. Denn dieß iſt die Natur der Ruhe, daß ſie alle Theile unſers Körpers ſchlaff macht, wodurch nicht nur die Glieder zu ihren Verrichtungen ungeſchickt werden, ſondern auch die Fibern ihre gehörige Spannung und diejenige Feſtigkeit verlieren, die zur Beförderung aller natürlichen Abſonderungen nothwendig iſt. Ueberdieß ſind in dieſem Zuſtande der Langenweile und der Unthätigkeit, die Nerven weit mehrern und weit gewaltſamern Convulſionen ausgeſetzt, als wenn ſie durch Arbeit abgehärtet und geſtärkt werden. Schwermuth, Niedergeſchlagenheit, Verzweiflung, und oft Selbſtmord ſind die Folgen des finſtern Blicks, den bey dieſer Erſchlaffung des Körpers alle Dinge für uns annehmen. Das beſte Hülfsmittel gegen dieſe Uebel iſt Bewegung und Arbeit; und Arbeit iſt ein Ueberwinden von Schwierigkeiten, eine Aeuſſerung der zuſammenziehenden Kraft unſrer Muskeln: und in ſo fern iſt ſie dem Schmerz, der auch in Spannung oder Zuſammenziehung beſteht, in allen Stücken ähnlich, auſſer im Grade. Arbeit iſt nicht bloß nöthig, um die groben ſichtbaren Werkzeuge zu ihren Verrichtungen brauchbar zu machen; ſie iſt auch für die feinern und zärtern innern Organe nothwendig, auf welche, und durch welche die Einbil-

dungs-

dungskraft, und vielleicht die übrigen geiſtigen Kräfte wirken. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß nicht bloß die untern Kräfte der Seele, wozu man die Leidenſchaften rechnet, ſondern der Verſtand ſelbſt ſich gewiſſer feiner körperlichen Werkzeuge bey ihren Verrichtungen bedienen. Was dieß für Werkzeuge und wo ſie ſind, das würde freylich ſehr ſchwer auszumachen ſeyn. Aber daß es deren giebt, erhellt daraus, weil eine lange Anſtrengung der geiſtigen Kräfte, eine merkliche Ermüdung im ganzen Körper hervor bringt, und hinwiederum, große körperliche Arbeit oder Schmerz, die geiſtigen Kräfte ſchwächt und zuweilen zerſtöhrt. So wie nun alſo eine gehörige Anſtrengung den gröbern Muskeln unſers körperlichen Baues unentbehrlich iſt, und ſie ohne ſolche Erſchütterungen kraftloß und unvermögend werden: ſo iſt es auch mit den feinern Theilen, deren wir gedacht haben. Wenn ſie in der gehörigen Verfaſſung bleiben ſoll, ſo müſſen ſie bis auf einen gewiſſen Grad erſchüttert und in Bewegung geſetzt werden.

Siebenter Abſchnitt.

Nothwendigkeit der Uebung für die feinern Organe.

So wie die gemeine Arbeit die Uebung der gröbern Theile unſers Syſtems ausmacht: ſo

ſo giebt eine gewiſſe Art von Schrecken die Uebung für die feinern Theile deſſelben ab. Wenn es Arten von Schmerz giebt, die das Auge oder das Ohr betreffen, ſo wird der Eindruck derſelben, da dieſe Sinne die feinſten unter allen ſind, dem Eindrucke von einer geiſtigen Urſache am nächſten kommen. Wenn Schmerz oder Schrecken in einem dieſer Fälle ſo gemäßigt iſt, daß er nicht wirklich und unmittelbar ſchädlich wird; wenn der Schmerz nicht bis zur wirklichen Zerrüttung der körperlichen Theile geht, und das Schrecken nicht mit dem gegenwärtigen Untergange der Perſon zu thun hat: alsdann ſind dieſe Bewegungen, da ſie die feinern oder gröbern Gefäße von gefährlichen und beſchwerlichen Verſtopfungen reinigen, im Stande, angenehme Empfindungen zu erregen; nicht Luſt, ſondern eine Art von wohlgefälligem Schauer, eine gewiſſe Ruhe, die mit Schrecken vermiſcht iſt. Schrecken, da es ſich auf die Selbſterhaltung bezieht, gehört zu den ſtärkſten Leidenſchaften. Sein Gegenſtand iſt das Erhabne. Das Erhabne in ſeinem höchſten Grade wirkt Erſtaunen; in niedrigern Graden bringt es Ehrfurcht, Verehrung, Hochachtung hervor. — Wörter, welche zum Theil ſchon durch ihre Abſtammung anzeigen, woher die Begriffe abgeleitet ſind,

welche

welche durch ſie ausgedrückt werden, und wie weit ſie von poſitiver Luſt unterſchieden ſind.

Achter Abſchnitt.

Wie Dinge, die nicht gefährlich ſind, Schrecken hervor bringen können.

Die Urſache des Erhabnen iſt in allen Fällen eine Art von Schmerz oder Furcht. Was Dinge, die an ſich ſchrecklich, oder mit der Idee von Gefahr zufälliger Weiſe verknüpft ſind, betrifft: ſo iſt, glaube ich, die vorhin gegebne Erklärung hinlänglich. Es wird etwas mehr Schwierigkeit machen, zu zeigen, daß die Dinge, die ich im zweyten Theile als Beyſpiele des Erhabnen angeführt habe, eine Art von Schmerz hervor bringen oder mit der Vorſtellung von Gefahr verknüpft ſeyn können, und daß ſie ſich alſo aus eben den Grundſätzen erklären laſſen. Zuerſt alſo von den Gegenſtänden, die körperlich groß ſind. — Ich rede aber nur von Gegenſtänden des Geſichts.

Neunter Abſchnitt.

Warum ſichtbare Gegenſtände von großen Dimenſionen erhaben ſind.

Das Sehen geſchieht entweder, indem ſich von den Lichtſtralen, die der Gegenſtand zurück wirft, auf einmal ein vollſtändiges Bild auf dem Netzhäutchen oder dem hinterſten nervigten Theile des Auges formirt; oder indem, wie andre wollen, ſich in jedem Augenblicke nur ein einziger Punkt des Gegenſtandes in dem Auge ſo abbildet, daß wir ihn deutlich wahrnehmen, und erſt durch die ſchnelle Bewegung des Auges von einem Theile zum andern die ſämmtlichen Punkte erhalten werden, aus welchem wir das Bild des Ganzen zuſammen ſetzen. — Nimmt man die erſte Meynung an: ſo bedenke man, daß, obgleich alsdann das ganze Licht, das von einem großen Körper zurücke prallt, das Auge mit einemmale trifft, wir uns doch den Körper ſelbſt, als aus einer großen Menge einzelner Punkte zuſammengeſetzt vorſtellen müſſen, wovon jeder einen beſondern Stral auf das Netz des Auges wirft. Wenn alſo gleich der Eindruck, den der Lichtſtral Eines Punktes macht, nur eine geringe Spannung der Netzhaut verurſacht: ſo muß doch ein zweyter, dritter, vierter folgender Stoß, die erſte Spannung vergrö-

 ßern,

ßern, bis ſie endlich auf den höchſten Grad ſteigt: und wenn der ganze Raum des Auges in allen ſeinen Theilen erzittert: dann muß der Eindruck dem Schmerze ſehr nahe kommen, und eben deswegen die Idee von etwas Erhabnem hervor bringen können. Nehmen wir im Gegentheile an, daß nur Ein Punkt des Gegenſtandes auf einmal vom Auge empfunden wird: ſo wird die Sache dennoch beynahe dieſelbe, oder es wird vielmehr alsdann noch deutlicher ſeyn, wie Erhabenheit aus der Größe der Ausdehnung entſpringe. Denn wenn das Auge in jedem Augenblicke nur Einen Punkt ſieht: ſo muß es mit der größten Schnelligkeit den weiten Raum ſolcher Körper durchlaufen, und alſo müſſen die feinern Nerven und Muskeln, die zu dieſer Bewegung beſtimmt ſind, ſehr ausgedehnt, und weil ſie äußerſt empfindlich ſind, durch dieſe Ausdehnung ſehr afficirt werden. Ueberdieß iſt es in Anſehung der Wirkung aufs Auge einerley, ob alle Theile eines Körpers ihren Eindruck auf einmal, oder ob ſie ihn nach einander, aber mit ſolcher Geſchwindigkeit machen, daß ſie zugleich empfunden zu werden ſcheinen, wie dieß aus der bekannten Erfahrung erhellt, daß eine brennende Fackel oder ein glimmendes Stück Holz, das man ſchnell im Kreiſe herum dreht, ein zuſammenhängender Zirkel von Feuer zu ſeyn ſcheint.

Zehnter Abſchnitt.

Warum zu der Größe des Umfanges Einheit erfordert werde.

Man könnte gegen dieſe Theorie den Einwurf machen, daß ja beynahe zu allen Zeiten eine gleiche Anzahl von Stralen ins Auge falle; und daß alſo die Menge der Stralen von Einem großen Objekt daſſelbe nicht ſtärker afficiren könne, als eine gleiche Menge Stralen von vielen kleinen Objekten, ſo wie es dieſelben immer empfängt ſo lange es offen ſteht. Hierauf antworte ich: wenn man auch annimmt, daß zu allen Zeiten eine gleiche Anzahl von Stralen ins Auge fällt, oder eine gleiche Anzahl von Lichttheilchen auf daſſelbe wirket: ſo wird doch alsdann, wenn dieſe Stralen oft, entweder in ihrer Natur abwechſeln, als von blau zu roth und ſo fort, oder in der Art ihrer Begränzung, als von Triangeln zu Vierecken und andern Figuren, das Auge, bey jedem Wechſel, es ſey der Farbe oder der Geſtalt, eine Art von Losſpannung und von Ruhe erhalten. Aber eine ſo oft abwechſelnde Anſtrengung und Loßſpannung iſt weder eine wirkliche Erholung, noch hat ſie die Wirkung einer muntern und fortgeſetzten Arbeit. Wer bemerkt hat, wie verſchieden die Empfindung iſt, wenn man mit einem einzigen großen

Werke, und wenn man mit einer Menge kleiner zeitraubender Arbeiten beſchäfftigt iſt, der wird begreiffen, warum eine ſolche neckende ruckweiſe Bewegung eines körperlichen Werkzeuges, die daſſelbe zugleich ermüdet und ſchwächt, nichts Erhabnes hervor bringen könne. Dieſe Art von Stößen, die mehr verdrüßlich als ſchmerzhaft, mehr beunruhigend als gewaltſam ſind, verhindern durch die beſtändigen und plötzlichen Abänderungen ihrer Stärke und ihrer Richtung, diejenige volle Spannung, die Art gleichförmiger fortdaurenden Anſtrengung, mit welcher der ſtarke Schmerz verbunden, und welche die Urſache des Erhabnen iſt. Eine Summe von vielen Dingen verſchiedner Art, wenn derſelben auch eben ſo viele ſind, als gleichförmige Theile in einem gewiſſen andern einzigen Gegenſtande, thut doch auf unſere Körper nicht dieſelbe Wirkung. Auſſer dem ſchon angezeigten Grunde, giebt es noch einen andern ſehr ſtarken Grund dieſes Unterſchiedes. Die Seele kann in der That ſchwerlich auf mehr als ein Ding auf einmal Acht haben. Iſt dieſes Ding klein: ſo iſt auch die Wirkung klein; und die Menge der andern kleinen Dinge, die neben dem erſten ſind, wird eben jetzt nicht bemerkt. Die Seele wird von den Gränzen des Gegenſtandes gleichſam eingeſchloſſen; und das, worauf man keine Aufmerkſamkeit wendet, iſt

beynahe

beynahe eben ſo viel, als was nicht vorhanden iſt. Aber bey großen Ganzen die in ihren Theilen gleichförmig ſind, geräth die Seele oder das Auge, (denn hier gilt das eine für das andre) nicht ſo geſchwind an die Gränze. So lange es in der Beſchauung derſelben begriffen iſt, ruht es nirgends. Das Bild des Dinges iſt beynahe in allen ſeinen Theilen daſſelbe. Jedes Ding alſo, das durch ſeine Ausdehnung erhaben werden ſoll, muß ein Einziges einfaches Ganze ſeyn.

Eilfter Abſchnitt.

Von dem künſtlich Unendlichen.

Wir haben angemerkt, daß eine Art des Erhabnen aus dem künſtlich Unendlichen entſpringe; und daß dieſes Unendliche in einer gleichförmigen Folge großer Theile beſtehe. Wir haben ferner bemerket, daß bey Tönen dieſe gleichförmige Folge eben dieſelbe Wirkung thue. Aber weil die Art und Weiſe wie viele Dinge auf uns wirken, bey dem einen Sinne klärer iſt als bey dem andern, und alle Sinnen überhaupt eine große Aehnlichkeit mit einander haben, und ſich wechſelsweiſe aufklären: ſo will ich von der Kraft die das Unendliche bey Tönen hat, zuerſt reden, weil es hier etwas leichter iſt, die Urſache zu finden,

den, warum ein ſolches Unendliche dem Gehöre erhaben ſcheint. Und hier will ich ein für allemal anmerken, daß die Erforſchung der natürlichen und mechaniſchen Urſachen unſrer Leidenſchaften, wenn ſie uns gelingt, auſſer der Befriedigung unſrer Wißbegierde, auch noch den Vortheil habe, daß ſie allen Regeln der Künſten oder der Moral Licht und Gewißheit mittheilt.

So oft das Ohr nur einen einfachen Schall vernimmt: ſo oft bekömmt es nur einen einzelnen Stoß der Luft, der die Ohrdrommel, und die übrigen membranöſen Theile, nach Beſchaffenheit und Stärke des Stoßes, in eine zitternde Bewegung ſetzt. Iſt der Stoß ſtark: ſo wird das Gehör-Werkzeug bis auf einen merklichen Grad geſpannt. Wird der Stoß in kurzer Zeit darauf wiederholt: ſo wird durch dieſe Wiederholung die Erwartung eines dritten Stoßes erregt. Dieſe Erwartung aber hat ſelbſt wieder die Eigenſchaft, daß ſie eine Spannung verurſacht. Man kann dieß ſehr deutlich an vielen Thieren ſehen, die, wenn ſie ſich gefaßt machen, irgend einen Schall zu hören, ſich in die Höhe richten, und die Ohren ſpitzen; ſo, daß alſo hier die Wirkung des Schalls durch ein neues Hülfsmittel, die Erwartung, beträchtlich vermehrt wird. Ob wir aber gleich nach einer gewiſſen Anzahl von Stößen, noch mehrere erwarten,

ten: ſo werden wir doch, da wir die Zeit, wenn ſie ankommen werden, nicht mit Genauigkeit zu beſtimmen wiſſen, alsdann wenn ſie ankommen, überraſcht; und dieß vergrößert die Spannung noch mehr. Ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß, wenn ich zuweilen recht eifrig auf einen Schall, der nach gewiſſen Pauſen wieder kam, (z. E. das Abfeuern einer Kanone) horchte, ich doch, wenn er nun erfolgte, ein wenig zuſammen fuhr, ſo gewiß ich auch ſeine Wiederkunft erwartet hatte. Die Ohrdrommel litt eine zuckende Bewegung, und der ganze Körper nahm an dieſer Bewegung Theil. Wenn auf dieſe Art die Spannung des ſinnlichen Werkzeugs bey jedem Schlage, durch die vereinigte Kraft des Stoßes ſelbſt, der Erwartung, und der Ueberraſchung, wächſt: ſo kömmt ſie nach und nach zu der Höhe, in welcher ſie des Erhabnen fähig werden kann; ſie gelangt gerade bis an die Gränze des Schmerzens. Selbſt, wenn der äußre Schall aufgehört hat, fahren die Gehörwerkzeuge, wenn ſie oft hinter einander auf eine ähnliche Weiſe ſind in Bewegung geſetzt worden, noch einige Zeit fort, auf die nämliche Weiſe zu zittern. Und dieß iſt noch ein neuer Zuſatz zu der Größe der Wirkung.

Zwölfter Abſchnitt.

Die Schwingungen müſſen ähnlich ſeyn.

Aber wenn nicht bey jedem Stoße, die Art der Schwingungen in der Luft dieſelbe iſt: ſo kann ſich der Eindruck derſelben nicht weiter erſtrecken, als ſo lange die wirklichen Stöße dauren. Denn man bewege irgend einen Körper, z. E. eine Pendul, nach einer Richtung, und ſie wird ſo lange fortfahren, ſich in demſelben Zirkelbogen hin und her zu ſchwingen, bis ſie durch die bekannten Urſachen in Ruhe gebracht wird. Aber wenn man ſie zuerſt nach einer Richtung in Bewegung ſetzt, und dann ſie nach einer andern anſtößt: ſo kann ſie nimmermehr ihre erſte Richtung wieder annehmen. Denn weil ſie ſich niemals ſelbſt bewegen kann: ſo muß ſie immer nur die Bewegung haben, die ihr durch den letzten Stoß iſt beygebracht worden. Hingegen ſtößt man ſie verſchiedenemale nach derſelben Richtung an: ſo wird ſie einen größern Bogen beſchreiben, und ihre Bewegung wird länger fortdauren.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Erklärung der Wirkung, die eine gleichförmige Folge bey Gegenſtänden des Geſichts thut.

Wenn wir einmal deutlich begreifen, wie ein Ding auf den einen unſrer Sinne wirkt: ſo kann wenig Schwierigkeit mehr dabey ſeyn, den Eindruck deſſelben auf einen andern Sinn zu erklären. Bey jedem Sinne alſo, viel von den Empfindungen zu reden, worinnen er mit den ſchon erklärten Empfindungen andrer Sinne überein kömmt, würde uns mehr durch Weitſchweifigkeit und Wiederholungen ermüden, als unſrer Materie ein neues Licht geben. Aber da wir in dieſer Abhandlung hauptſächlich auf das Erhabne, in ſo fern es in Gegenſtänden des Geſichts vorkömmt, unſer Augenmerk richten: ſo müſſen wir noch insbeſondre unterſuchen, warum eine lange fortgehende Reihe gleichförmiger Theile, die in einer geraden Linie ſtehen, einen erhabenen Anblick mache; und nach was für Geſetzen eine ſolche Anordnung einer in Vergleichung kleinen Quantität Materie, ein weit größres Anſehn, und mehr Hoheit geben könne, als eine weit größere Quantität in einer andern Lage der Theile, hervor bringt. Um die Unſicherheit, die bey

bloß abſtrakten Begriffen iſt, zu vermeiden, wollen wir uns eine Kolonnade von gleichförmigen Säulen vorſtellen, die alle in gerader Linie geſtellt ſind. Wir wollen unſern Standort ſo nehmen, daß wir längſt dem Säulengange hinſehen können, weil er aus dieſem Geſichtspunkte die beſte Wirkung thut. In dieſer Lage alſo iſt klar, werden von dem erſten runden Pfeiler Strale ins Auge fallen, die eine Vibration dieſer Art, d. h. das Bild des Pfeilers ſelbſt, in dem Auge hervor bringen werden. — Der unmittelbar darauf folgende Pfeiler verſtärkt dieſe Vibration; der dritte wiederholt den Eindruck von neuem, und erhöht ihn. Und ſo, wie Säule auf Säule folgt, ſo folgt im Auge Schlag auf Schlag, und Stoß auf Stoß, bis endlich das Auge, das lange auf einerley beſtimmte Art in Bewegung geſetzt war, außer Stand iſt, ſeinen Gegenſtand ſogleich wieder zu verlieren. Und da es durch dieſe fortgeſetzte Erzitterungen ſehr gewaltſam iſt bewegt worden: ſo ſtellt es der Seele einen Begriff von etwas Großem und Erhabnem dar. Aber geſetzt, anſtatt der Reihe gleichförmiger Säulen, ſähe man einen Gang, wo immer ein viereckigter Pfeiler mit einem runden abwechſelte. In dieſem Falle vergeht die Vibration, die durch die Stralen des erſten runden Pfeilers iſt erregt worden, beynahe ſo gleich, als ſie entſtanden iſt; und eine ganz andre Art von

Bewegung, ſo wie ſie eine viereckigte Säule erregt, tritt an ihre Stelle. Dieſe weicht eben ſo geſchwind wieder dem Eindrucke der runden: und ſo fährt das Auge fort, ſo lange als das Gebäude fortgeht, wechſelsweiſe ein Bild aufzunehmen, und ein andres bey Seite zu legen. Es muß alſo ganz offenbar bey dem letzten Pfeiler der Eindruck noch eben ſo wenig geſchickt ſeyn, ſich von ſelbſt zu verlängern, als bey dem erſten; weil das ſinnliche Werkzeug in der That keinen weitern Eindruck behält, als von dem letzten, und niemals ſich ſelbſt wieder in die vorige von dieſer verſchiedne Bewegung ſetzen kann. Ueberdieß iſt jede Abwechſelung in den Theilen des Gegenſtandes eine Ruhe und eine Erholung für die Werkzeuge des Sehens; und dieſe Erholungen hindern es, daß die Bewegung ſo ſtark werden kann, als es zur Hervorbringung des Erhabnen nöthig iſt. Um alſo bey ſolchen Gegenſtänden, als der eben angezeigte iſt, eine vollkommne Hoheit zu bewirken, muß Geſtalt, Lage, und Färbung der Theile ganz einfach und gleichförmig ſeyn. Aber, könnte man ſagen, wenn Succeſſion und Einförmigkeit das Erhabne ausmachen, warum iſt dann eine lange nackte Mauer nicht ein eben ſo erhabner Gegenſtand, als eine Reihe Säulen? Die Folge der Theile iſt ja dort ebenfals nirgends unterbrochen; das Auge wird nirgends

gends aufgehalten, es kann nichts gleichförmigers gedacht werden. Es iſt gewiß, eine lange nackte Mauer macht bey weitem kein ſo hohes Anſehn, als ein Säulengang von gleicher Höhe und Länge. Aber der Grund des Unterſchiedes iſt nicht ſchwer zu finden. Wenn wir eine bloße Mauer anſehen, ſo durchläuft das Auge den ganzen Raum des Gegenſtandes, weil er durchaus eben und gleich iſt, mit großer Geſchwindigkeit, und kömmt alſo ſehr zeitig ans Ende. Es iſt wahr, es wird in ſeinem Fortgange von nichts aufgehalten; aber es findet auch auf ſeinem Wege nichts, bey dem es ſich ſo lange verweilen könnte, daß daraus ein großer und dauerhafter Eindruck entſtünde. Der Anblick einer nackten Mauer, wenn ſie eine große Höhe und Länge hat, iſt unſtreitig erhaben; aber dieß iſt nur Eine Idee, nicht eine Wiederholung ähnlicher Ideen. Sie iſt alſo groß, nicht ſo wohl zu Folge des Principii der Unendlichkeit, als des Principii der Ausdehnung. Von einem einzigen Stoße aber, er müßte denn von einer ungeheuren Stärke ſeyn, werden wir niemals ſo ſtark in Bewegung geſetzt, als von einer Menge auf einander folgender ähnlicher Stöße; weil nämlich bey einem einzelnen Stoße, die Nerven des Senſorii, nicht, ſo zu ſagen, diejenige Fertigkeit zur Wiederholung derſelben Empfindung bekommen, die ſie haben müſ-

ſen,

ſen, wenn ſie dieſelbe auch nach dem Aufhören der äuſſern Veranlaſſung fortſetzen ſollen. Ueberdieß findet der Theil des Eindrucks, den ich, in dem zweyten Abſchnitte, der Erwartung und der Ueberraſchung zuſchrieb, bey der nackten Mauer nicht ſtatt.

Vierzehnter Abſchnitt.

Prüfung der Meynung des Locks, über das Fürchterliche der Dunkelheit.

Lock hat die Meynung, daß der Eindruck des Schreckens den die Finſterniß macht, kein natürlicher Eindruck ſey; und daß, obgleich ein übermäßiges Licht dem Auge Schmerzen verurſacht, doch der größte Grad der Dunkelheit ihm auf keine Weiſe beſchwerlich ſey. Er macht an einem andern Orte die Anmerkung, daß, nachdem einmal eine Amme oder eine alte Frau die Vorſtellung von Geſpenſtern und Poltergeiſtern mit der Vorſtellung der Finſterniß zuſammengeſellt haben, die Nacht von der Zeit an immer der Einbildungskraft widrig und ſchrecklich vorkomme. Das Anſehen dieſes großen Mannes iſt in der That von ſolchem Gewichte, als das Anſehn irgend eines Menſchen ſeyn kann; und ſein Urtheil ſcheint unſern Grundſätzen zu widerſprechen. Wir haben die

Dunkel-

Dunkelheit als eine Urſache des Erhabnen angeſehen; und zugleich haben wir das Erhabne aus einem auf gewiſſe Art beſtimmten Schmerz oder Schrecken hergeleitet. Wenn alſo die Dunkelheit niemanden verdrüßlich oder ſchrecklich iſt, als dem, der ſeinen Kopf zeitig mit abergläubiſchen Meynungen angeſteckt hat: ſo kann es auch bey allen übrigen keine Quelle des Erhabnen ſeyn. Aber, bey aller Achtung gegen den Ausſpruch eines ſolchen Richters, ſcheint es mir doch, daß Nebenideen einer weit allgemeinern Art, Nebenideen, die bey allen Menſchen ſtatt finden, die Finſterniß ſchrecklich machen. Eine vollkommne Dunkelheit macht es uns unmöglich, zu wiſſen in was für einem Grade der Sicherheit wir uns befinden. Wir kennen die Gegenſtände nicht, die uns umgeben. Alle Augenblicke können wir uns gegen etwas gefährliches, das in unſerm Wege liegt, ſtoßen. Bey dem erſten Schritte den wir thun, können wir in einen Abgrund fallen. Kömmt ein Feind auf uns los, ſo wiſſen wir nicht die Seite, von der wir uns vertheidigen ſollen. Stärke iſt alsdann kein ſichrer Schutz mehr. Klugheit kann bloß nach Muthmaſſungen verfahren. Auch der kühnſte wird unſchlüſſig, und der welcher ſonſt nichts zu ſeiner Vertheidigung verlangen würde, muß nach Licht flehen.

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας
Ἀχαιῶν,
Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον.

„Jupiter, errette die Achäer von dieſer Finſter-
„niß. Schaffe mir Tag, laß dieſe Augen ſehen,
„und dann, wenn du willſt, laß mich im Lichte
„fallen.„

Was die verknüpften Begriffe von Geiſtern und Geſpenſtern betrifft: ſo iſt es gewiß weit natürlicher zu glauben, daß Finſterniß, weil ſie urſprünglich eine ſchreckhafte Vorſtellung war, als eine ſchickliche Scene für ſolche fürchterliche Erſcheinungen angeſehen wurde, als daß dieſe Erſcheinungen die Dunkelheit fürchterlich machten. Zu einem Irrthume der erſten Art wird die menſchliche Seele ſehr leicht veranlaſſet. Aber daß eine zu allen Zeiten und an allen Orten ſo allgemein fürchterliche Idee als Finſterniß, bloß durch ein paar einfältige Mährchen, oder eine andre ſo nichtsbedeutende Urſache fürchterlich geworden ſeyn ſollte, das iſt ſehr ſchwer zu begreifen.

Funf-

Funfzehnter Abſchnitt.

Dunkelheit iſt ihrer eignen Natur nach fürchterlich.

Vielleicht wird es ſich bey einer genauern Unterſuchung zeigen, daß Dunkelheit und Schwärze, bloß vermöge ihrer natürlichen Wirkung aufs Auge, ohne alle damit verknüpfte Nebenvorſtellungen unangenehm ſind. Ich muß anmerken, daß Dunkelheit und Schwärze im Grunde einerley Ideen ſind, und daß ſie ſich bloß dadurch unterſcheiden, daß die Schwärze eine eingeſchränktere Finſterniß iſt. Cheſelden hat uns eine merkwürdige Geſchichte eines Knaben geliefert, der blind gebohren, und bis in ſein 13tes oder 14tes Jahr blind geblieben war; dem in dieſem Alter der Staar geſtochen, und durch dieſe Operation zu ſeinem Geſichte verholfen wurde. Unter vielen andern merkwürdigen Umſtänden, die ſeine erſten Wahrnehmungen und Beurtheilungen ſichtbarer Gegenſtände begleiteten, erzählt Cheſelden, daß als er zum erſtenmal etwas ſchwarzes ſahe, er eine ſehr widrige Empfindung hatte, und daß ihm einige Zeit darauf, der Anblick einer Negerinn die ihm zufälliger Weiſe zu Geſicht kam, Abſcheu und Schrecken machte. Der Abſcheu und das Schrecken konnten hier ſchwerlich aus irgend einer

Verknüpfung von Nebenideen entſtehen. Der Knabe war, nach der ganzen Erzählung, für ſein Alter ausnehmend verſtändig, und auf ſeine eigne Empfindungen aufmerkſam. Er würde ſich alſo wahrſcheinlicher Weiſe der unangenehmen Nebenvorſtellungen die er mit dem Anblicke des Schwarzen verband, bewuſt geweſen ſeyn; wenn dieſe Nebenvorſtellungen den Verdruß und die Unruhe erregt hätten, die er bey dieſem Anblicke empfand. Denn wenn eine Idee bloß durch gewiſſe Verknüpfungen, die man zwiſchen ihr und andern Vorſtellungen macht, unangenehm wird: ſo kann man bey dem erſtenmale, da dieſe Verknüpfung gemacht wird, die Urſache des widrigen Eindrucks jener Idee, ſehr leicht entdecken. — Und wenn gewöhnlicher Weiſe dieſe Urſache für uns unſichtbar iſt: ſo kömmt dieß bloß daher, weil dieſe Verknüpfungen ſehr zeitig ſind gemacht, und der Eindruck nachher ſehr oft iſt wiederholt worden. In unſerm Falle aber war zu Entſtehung einer ſolchen Gewohnheit noch nicht Zeit genung geweſen; und man hat alſo nicht mehr Grund, den widrigen Eindruck den das Schwarze auf den jungen Menſchen gemacht hat, der Verknüpfung deſſelben mit unangenehmen Nebenideen, als den angenehmen Eindruck lichter und fröhlicher Farben, der Verknüpfung angenehmer Nebenideen zuzuſchreiben.

Sechszehnter Abſchnitt.

Warum Finſterniß ſchrecklich iſt.

Es iſt der Mühe werth zu unterſuchen, wie Dunkelheit auf ſo eine Weiſe wirken könne, daß ſie Schmerz macht. Man weis aus der Erfahrung, daß nach einer weiſen Einrichtung der Natur, der Stern im Auge, ſo wie wir uns vom Lichte entfernen, ſich durch Zurücktretung der Iris mehr und mehr erweitere. Wenn nun das Licht uns nicht bloß um einige Grade entzogen, ſondern auf einmal und gänzlich genommen wird; und ſo wird natürlicher Weiſe die Zuſammenziehung der Contral-Fibern der Iris nach Proportion größer ſeyn. Durch eine ſehr große Dunkelheit kann endlich dieſer Theil ſo zuſammen gezogen werden, daß die Nerven aus denen er beſteht, über ihre natürliche Höhe geſpannt, und alſo ſchmerzhafte Empfindungen hervor gebracht werden. Eine ſolche Spannung ſcheint wirklich vorhanden zu ſeyn, wenn wir uns in einer dicken Finſterniß befinden. Denn ſo lange als das Auge in dieſem Zuſtande offen bleibt, äußert es beſtändig ein gewiſſes Beſtreben Licht aufzufaſſen. Dieß iſt aus den Funken und den leuchtenden Figuren klar, die alsdann vor demſelben herum flattern, und die nichts anders als Wirkungen kleiner Zuckungen

ſind,

ſind, die aus der Anſtrengung des Auges zur Verfolgung ſeines Gegenſtandes entſpringen. Man weis aus der Erfahrung, daß außer dem wirklichen Lichte, noch verſchiedne andre ſtarke Eindrücke die aufs Auge geſchehen, die Vorſtellung von Licht hervor bringen können. Einige, welche zugeben, daß Dunkelheit eine Urſache des Erhabnen ſeyn könne, werden vielleicht aus der Erweiterung des Sterns die im Finſtern vorgeht, ſchlieſſen wollen, daß eine Erſchlaffung der Fibern eben ſowohl den Eindruck von Erhabenheit wirken können, als die gewaltſame Spannung derſelben. Aber ich glaube, dieſe bedenken nicht, daß, obgleich der kreisförmige Rand der Iris in gewiſſem Verſtande ein Sphinkter iſt, der durch eine bloße Erſchlaffung der Iris erweitert werden kann: er doch in dieſer einen Betrachtung von den meiſten übrigen Sphinktern des Körpers unterſchieden ſey, daß er entgegen wirkende Muskeln hat, welches nämlich die gegen den Mittelpunkt der Iris zulaufenden Fibern ſind. Die kreisförmige Muskel hat nicht ſo bald nachgelaſſen, als dieſe Fibern, die nun kein Gegengewicht mehr haben, mit Gewalt zurück gezogen werden, und den Stern auf eine beträchtliche Weite öffnen. Geſetzt aber, wir wären davon nicht unterrichtet: ſo würde doch jeden ſein eignes Gefühl lehren können, daß, wenn man an einem finſtern Orte die

Augen offen hat, und ſich anſtrengt zu ſehen, ein merklicher Grad von Schmerz darauf folge. Ich habe einige Frauenzimmer bemerken hören, daß, wenn ſie lange Zeit auf einem ſchwarzen Grunde gearbeitet haben, ihre Augen ſo ſchmerzhaft und ſchwach geworden ſind, daß ſie kaum haben ſehen können.

Gegen dieſe Theorie von den körperlichen Wirkungen der Finſterniß, könnte man vielleicht einwenden, daß der widrige Eindruck der Finſterniß oder der Schwärze mehr in der Seele als im Körper zu ſeyn ſcheine; und ich geſtehe es, daß er ſo ſcheint. Aber ſo ſcheinen alle Eindrücke, die von den Bewegungen der feinern Theile unſrer Organiſation abhängen. Die üble Wirkung des ſchlechten Wetters zeigt ſich oft durch nichts anders, als durch Niedergeſchlagenheit und Unmuth; obgleich ganz unſtreitig in dieſem Falle die körperlichen Werkzeuge zuerſt leiden, und die Seele erſt durch dieſe.

Siebenzehnter Abſchnitt.

Die Wirkungen des Schwarzen.

Das Schwarze iſt die Finſterniß in einem Theile des ſichtbaren Raums; und einige ſeiner Wirkungen kommen alſo davon her, daß

anders

anders gefärbte Körper damit vermiſcht, oder um daſſelbe herum ſind. An und für ſich kann Schwarz nicht für eine Farbe angeſehen werden. Schwarze Körper, da ſie keine oder wenig Stralen zurück werfen, ſind für das Auge eben ſo viele leere Räume, die unter die Körper welche wir ſehen, untergemiſcht ſind. Wenn das Auge auf einen von dieſen leeren Plätzen geräth, nachdem es durch die Einwirkung der umliegenden Farben in einen gewiſſen Grad von Spannung iſt geſetzt worden: ſo erſchlafft es mit einemmale, und wird eben ſo plötzlich, durch eine Art von Schnellkraft, wieder geſpannt. Um dieß zu erläutern, dürfen wir uns nur erinnern, daß, wenn wir uns auf einen Stuhl ſetzen wollen, und wir ihn niedriger finden, als wir ihn erwarteten, der Stoß ſehr heftig iſt; weit heftiger, als wir ihn natürlicher Weiſe bey einem Falle von einer ſo kleinen Höhe, als der Unterſchied eines Stuhls von dem andern iſt, erwarten ſollten. Wenn wir eine Treppe zu Ende geſtiegen ſind, und wir aus Unachtſamkeit noch eine Stuffe, auf eben die Art wie die vorhergehenden, weiter ſteigen wollen: ſo iſt der Stoß, den wir uns geben, äußerſt hart und unangenehm. Und doch könnten wir uns keinen ſolchen Stoß mit aller angewandten Mühe verurſachen, ſo bald wir ihn erwarteten, und darauf gefaßt wären. Wenn ich ſage, daß die Urſache

davon in dem Unerwarteten des Erfolgs liegt: ſo rede ich nicht bloß von derjenigen Erwartung, die eine Vorſtellung der Seele iſt: ich meyne zugleich, daß, ſo oft ein ſinnliches Werkzeug eine Zeitlang einerley Art von Eindrücken bekommen hat, und es plötzlich einen gegenſeitigen Eindruck erhält, eine zuckende Bewegung entſtehe; eine eben ſolche Zuckung, dergleichen entſteht, wenn etwas gegen unſre geiſtige Erwartung ſich ereignet. Ohnerachtet es beym erſten Anblicke befremden kann, daß eben dieſelbe äußere Veränderung, welche eine Nachlaſſung und Erſchlaffung der Fibern wirkt, gleich darauf ein heftiges und convulſiviſches Ausdehnen hervor bringen ſoll: ſo verhält es ſich doch in der That ſo; und es verhält ſich ſo bey jedem Sinne. Jedermann weis, daß der Schlaf eine Losſpannung der Fibern ſey, und daß deswegen die Stille und die Ruhe, weil ſie die Gehörwerkzeuge von allem, was ſie in Bewegung und Anſtrengung ſetzen könnte, befreyt, überhaupt genommen, am geſchickteſten ſey, dieſe Erſchlaffung hervor zu bringen. Demohnerachtet, wenn ein Menſch durch gewiſſe dunkle murmelnde Töne iſt in Schlaf gewiegt worden, und man dieſen Schall auf einmal unterbricht: ſo wird er erwachen. Die Theile ſeines Körpers werden nämlich alsdann plötzlich aus der kleinen Spannung gebracht, in der ſie durch

die

die Wirkung dieſes Schalls erhalten wurden, und der Menſch erwacht. Dieß habe ich oft ſelbſt erfahren, und ich habe es andre, die gute Beobachter waren, beſtätigen hören. Eben ſo, glaube ich, daß wenn jemand am hellen Tage einſchliefe, und man auf einmal alles finſter machen wollte, der Schlaf in dieſem Falle durch die Dunkelheit unterbrochen werden würde; obgleich an und für ſich Dunkelheit und Stille, wenn ſie ſich nicht plötzlich, ſondern nach und nach einſtellen, die beſten Beförderungsmittel des Schlafes ſind. Dieß war damals eine bloße Muthmaſſung, da ich zuerſt dieſe Anmerkung niederſchrieb; aber ich habe es ſeit der Zeit wirklich erfahren. Auſſerdem habe ich, und mit mir tauſend andre die Erfahrung gemacht, daß wir bey dem erſten Anfalle vom Schlafe, oft auf einmal wieder mit einem heftigen Zuſammenfahren erwachten, und daß vor dieſem Zuſammenfahren gemeiniglich ein Traum vorher gieng, als wenn wir von einer ſteilen Höhe herab fielen. Woher kann dieſe ſo ſeltſame Bewegung kommen, als von der zu plötzlichen Erſchlaffung des Körpers, der alsdann vermöge eines natürlichen Mechanismus, ſeine vorige Spannung durch eine ſchnelle und lebhafte Wirkſamkeit der zuſammenziehenden Kräfte der Muskeln, wieder herzuſtellen ſucht? Der Traum ſelbſt wird durch dieſe Erſchlaffung veran-

laſſet; er iſt zu einfach, als daß er eine andre Urſache haben könnte. Weil es nämlich bey dem Fallen allemal geſchieht, daß die Theile des Körpers plötzlich loslaſſen und zuſammen ſinken: ſo bringt dieſer Zuſtand des Körpers auch alsdann, wenn er von einer andern Urſache herkömmt, in der Seele die Idee des Falles hervor. Weil aber bey einem vollkommen geſunden und ſtarken Körper, alle Veränderungen weniger plötzlich, und weniger gewaltſam ſind: ſo werden wir auch in dieſem Zuſtande von dieſer unangenehmen Empfindung weniger wiſſen.

Achtzehnter Abſchnitt.

Die Wirkung einer gemäßigten Schwärze.

Obgleich der Eindruck des Schwarzen urſprünglich verdrüßlich iſt: ſo dürfen wir doch nicht glauben, daß er beſtändig ſo bleibe. Gewohnheit macht uns alle Dinge erträglich; und wenn wir einmal des Anblicks ſchwarzer Gegenſtände gewohnt ſind, und die Furcht ſich verlohren hat: ſo mildert auch noch überdieß das Glatte Gleißende, das ſchwarz gefärbten Körpern eigen zu ſeyn pflegt, in gewiſſer Maaße, das traurige und widrige der Farbe ſelbſt. Demohnerachtet

achtet hört jener natürliche erſte Eindruck nicht ganz auf. Das Schwarze wird allemal etwas melancholiſches an ſich haben, weil das Auge allemal den Uebergang von ihm zu andern Farben zu gewaltſam finden wird. Nimmt es aber den ganzen Geſichtskreis ein, ſo wird es zur Finſterniß; und alsdann läßt ſich alles das, was wir von der Dunkelheit geſagt haben, darauf anwenden. Ich habe nicht die Abſicht, alles von Grund aus zu unterſuchen, was zur Theorie der Wirkungen von Licht und Finſterniß gehört; noch will ich alle Arten von Eindrücken aus einander ſetzen, die die verſchiednen Abänderungen und Miſchungen dieſer beyden Urſachen hervor bringen können. Wenn die angeführten Beobachtungen richtig und in der Natur gegründet ſind: ſo halte ich ſie für vollkommen hinlänglich alle Erſcheinungen zu erklären, die aus der Verbindung des Schwarzen mit andern Farben entſpringen. Alle einzelne Fälle durchzugehn, oder jeden Einwurf zu beantworten, würde eine unendliche Arbeit ſeyn. Wir hab'en bloß einige der vornehmſten Wege angezeigt, die in dieſe Materie führen können. Auf eben die Weiſe wollen wir bey Unterſuchung der Urſachen der Schönheit verfahren.

Neunzehnter Abſchnitt.

Die Phyſiſchen Urſachen der Liebe.

Wenn uns Gegenſtände der Liebe und des Wohlgefallens vor den Augen ſind: ſo wird der Körper, ſo weit ich es bemerkt habe, in folgenden Zuſtand verſetzt. Der Kopf beugt ſich etwas auf die eine Seite; die Augenlieder ſind mehr als gewöhnlich geſchloſſen; das Auge bewegt ſich ruhig, mit einiger Richtung gegen den Gegenſtand; der Mund iſt ein wenig geöffnet; man athmet langſam, und dann und wann mit einem tiefen Seufzer; der ganze Körper iſt in ſich gekehrt, und die Hände ſinken nachläſſig zur Seite. Alles dieß wird mit einer innerlichen Empfindung von Ohnmacht und Ermattung begleitet. Nach dem Grade der Schönheit in dem Gegenſtande, und der Empfindlichkeit bey dem Beobachter, werden dieſe Erſcheinungen mehr oder weniger ſichtbar. Und auf dieſe Stuffenfolge, die von dem höchſten Gipfel der vollkommnen Schönheit in dem Gegenſtande, und einer ſchwärmeriſchen Liebe in dem Zuſchauer, bis zu dem unterſten Grade der Mittelmäßigkeit in dem einen, und der Gleichgültigkeit in dem andern herab ſteigt, muß man nothwendig Rückſicht nehmen, wenn man unſre Beſchreibung nicht über-

trieben

trieben finden will, welches ſie gewiß nicht iſt. Aus dieſer Beſchreibung aber läßt ſich beynahe unmöglich etwas anders ſchlieſſen, als daß die Schönheit durch eine Nachlaſſung aller feſten Theile unſers körperlichen Baues wirkt. Alle Kennzeichen einer ſolchen Erſchlaffung ſind vorhanden. Und mir ſcheint eben in dieſer Erſchlaffung, wenn ſie nicht viel von dem natürlichen Ton unſrer Fibern abweicht, der Grund alles poſitiven Vergnügens zu liegen. Wer kennt nicht dieſe zu allen Zeiten und bey allen Nationen gewöhnliche Art ſich auszudrücken, daß man von Vergnügen erweicht, aufgelöſt, entnervt ſey, daß man vor Vergnügen ermatte, hinſterbe, wegſchmelze. Die allgemeine Stimme des menſchlichen Geſchlechts, das ſeinem Gefühle allemal getreu iſt, vereinigt ſich, dieß als eine allgemeine und ſtets gleichförmige Wirkung der Luſt zu beſtätigen. Und geſetzt auch, daß es einige wenige beſondre und auſſerordentliche Fälle gebe, wo ein merklicher Grad poſitiver Luſt, ohne alle Zeichen einer Erſchlaffung gefunden würde: ſo dürfen wir deswegen einen Schluß, den wir aus ſo viel übereinſtimmenden Erfahrungen gezogen haben, nicht verwerfen; ſondern wir müſſen nach der klugen Regel die Newton im dritten Buche ſeiner Optik giebt, dieſe Fälle als Ausnahmen zu demſelben hinzu fügen. Können wir zeigen, daß alle

die

die Eigenſchaften der Körper, die wir als weſentliche Beſtandtheile der Schönheit gefunden haben, den natürlichen Einfluß auf den Körper haben, daß ſie die Fibern deſſelben ſchlaff machen: ſo wird ſich, glaube ich, an der Richtigkeit unſers Satzes vernünftiger Weiſe nicht mehr zweifeln laſſen. Und wenn mit dieſer Meynung ferner alle die äußern Erſcheinungen übereinſtimmen, die ſich an dem menſchlichen Körper zu der Zeit zeigen, wenn dieſe ſämmtlichen Beſtandtheile der Schönheit vor demſelben verſammlet ſind: ſo dürfen wir, denke ich, weiter ſchlieſſen, daß die Leidenſchaft, die wir Liebe nennen, durch eine ſolche Erſchlaffung hervor gebracht werde. Und finden wir einmal, daß ſchöne Gegenſtände, wenn ſie dem Auge dargeſtellt werden, durch eine Losſpannung der Fibern des Körpers, in der Seele die Leidenſchaft der Liebe erregen: ſo können wir nach eben der Art zu ſchlieſſen, die wir bey der Unterſuchung der Gründe des Erhabnen angewandt haben, folgern, daß wenn dieſe Leidenſchaft, Liebe, durch irgend einen Weg zuerſt der Seele iſt mitgetheilt worden, ſie alsdann hinwiederum dieſe Erſchlaffung der körperlichen Organe, nach Maaßgebung ihrer Stärke bewirken werde.

Zwan-

Zwanzigſter Abſchnitt.

Warum das Glatte ſchön iſt.

Nur um die wahren Urſachen der ſichtbaren Schönheit zu erklären, nehme ich die Empfindungen andrer Sinne zu Hülfe. Wenn es offenbar iſt, daß Glätte eine der vornehmſten Urſachen des Vergnügens, für das Gefühl, den Geſchmack, den Geruch und das Gehör iſt: ſo wird man leicht zugeben, daß es auch ein nothwendiges Stück der ſichtbaren Schönheit ſeyn müſſe; beſonders, da wir vorhin gezeigt haben, daß ſich dieſe Eigenſchaft beynahe an allen Körpern findet, die wir für ſchön halten. Es iſt unſtreitig, daß Körper die uneben und eckigt ſind, die Werkzeuge des Gefühls verletzen, und eine Art von ſchmerzhafter Empfindung erregen, die aus der gewaltſamen Spannung oder Zuſammenziehung der muskulöſen Fibern entſteht. Durch die Berührung glatter Körper hingegen, erſchlafft der Theil des Körpers, welcher berührt wird. So werden Krämpfungen und Schmerzen durch das ſanfte Streicheln einer weichen glatten Hand gelindert, weil die leidenden Theile alsdann von ihrer unnatürlichen Spannung nachlaſſen. Um deswillen iſt ein gelindes Reiben ſo oft ein kräftiges Hülfsmittel gegen Geſchwulſt oder

Ver-

Verſtopfungen. Dem Sinne des Gefühls wird durch glatte Körper ausnehmend geſchmeichelt. Ein glatt geſtrichnes und weiches Bette, das heißt, ein ſolches, wo der Widerſtand allenthalben ſehr geringe iſt, gehört mit zum Luxus; es ſetzt den Körper in den Zuſtand einer allgemeinen Erſchlaffung, und befördert mehr als ſonſt irgend etwas, diejenige Art derſelben, die der Schlaf heißt.

Ein und zwanzigſter Abſchnitt.

Die Natur des Süßen.

Nicht bloß dem Gefühle machen glatte Körper, durch die Losſpannung der Fibern, ein poſitives Vergnügen. Auch die dem Geruch und Geſchmack angenehmen Dinge, als die, welche gemeiniglich ſüße heiſſen, ſind ihrer Natur nach glatt, und wirken ganz augenſcheinlich zu Losſpannung und Erſchlaffung der ihnen zugehörigen Sinne. Zuerſt wollen wir den Geſchmack betrachten. Weil ſich die Eigenſchaften des Flüſſigen am leichteſten unterſuchen laſſen, und alle übrigen Dinge erſt durch ein gewiſſes Flüſſiges des Geſchmacks fähig zu werden ſcheinen: ſo wollen wir lieber die flüſſigen als die feſten Theile unſrer Nahrungsmittel vor uns nehmen. Das

Vehi-

Vehikulum jedes Geſchmacks iſt Waſſer oder Oel; und was den Geſchmack beſtimmt, iſt Salz, welches, nachdem es an ſich ſelbſt von verſchiedner Art, oder mit verſchiednen Dingen in Verbindung iſt, einen andern und andern Eindruck auf die Zunge macht. Schon Waſſer und Oel, für ſich betrachtet, ſind im Stande, in dem Geſchmacke einige angenehme Empfindungen zu erwecken. Waſſer, wenn es unvermiſcht iſt, iſt geſchmack- und geruchlos, ungefärbt und glatt; es wird, wenn es nur nicht kalt iſt, für ein gutes Mittel Krämpfungen zu lindern, und die Fibern ſchlüpfrich zu machen, angeſehen; und dieſe Kraft rührt wahrſcheinlicher Weiſe von ſeiner Glätte her. Denn da die Flüſſigkeit, nach der gemeinſten Meynung, von der Runde, der Glätte, und dem ſchwachen Zuſammenhange der Beſtandtheile eines Körpers abhängt; und Waſſer bloß vermöge ſeiner Flüſſigkeit wirkt: ſo muß die Urſache ſeiner Flüſſigkeit zugleich die Urſache ſeiner losſpannenden Kraft ſeyn; dieſe aber iſt die Glätte, und das ſchlüpfrige Gewebe ſeiner Theile. Das andre flüſſige Vehikulum des Geſchmacks iſt Oel. Auch dieß, wenn es rein und unvermiſcht iſt, hat weder Geſchmack noch Geruch, iſt ungefärbt, und dem Gefühle und Geſchmacke nach glatt. Es iſt ſchlüpfriger als Waſſer, und hat in vielen Fällen noch mehr ſchlaffmachende Kraft.

Oel,

Oel, iſt in gewiſſem Grade, dem Auge, dem Gefühle, und ſelbſt dem Geſchmacke angenehm, ſo geſchmacklos als es iſt. Waſſer iſt nicht ſo angenehm, wovon ich keine andre Urſache anzugeben weis, als daß Waſſer nicht ſo weich und nicht ſo glatt iſt. Geſetzt, dieſem Waſſer oder Oel würde eine gewiſſe Quantität eines ſpecifiquen Salzes zugeſetzt, das die Kraft hätte, die nervigten Warzen der Zungen, in eine gelinde zitternde Bewegung zu ſetzen, als wenn z. B. Zucker in demſelben aufgelöſet wäre: ſo wird die Glätte des Oels und die erſchütternde Kraft des Salzes, diejenige Empfindung hervor bringen, die wir Süße nennen. In allen ſüßen Körpern wird Zucker, oder eine dem Zucker ſehr ähnliche Subſtanz gefunden. Jede Art Salz, hat, wenn man ſie durch das Vergrößerungsglas unterſucht, ihre eigne beſtimmte, gleichförmige, unveränderliche Figur. Die Figur des Salpeters, iſt ein ſpitziges Oblongum. Die Figur des Seeſalzes iſt ein vollkommner Würfel. Die Figur des Zuckers iſt eine Kugel. Wenn man weis, was für eine Empfindung glatte runde Körper, als die Marmorkugeln mit welchen die Kinder ſpielen, in dem Sinne des Gefühls erregen, wenn man ſie hin und her bewegt und über einander wegrollen läßt: ſo wird man leicht begreifen, auf welche Weiſe das Süße, welches aus Salzen

von

von eben dieſer Figur beſteht, auf den Sinn des Geſchmacks wirken müſſe. Denn eine einzelne Kugel, ob gleich auch dieſe ſchon dem Gefühle in etwas angenehm iſt, hat demohnerachtet, wegen der Regelmäßigkeit ihrer Figur, und der etwas zu ſchnellen Abweichung ihrer Theile von der geraden Linie, bey weitem nicht ſo viel ergötzendes, als mehrere Kugeln, von deren einer zur andern die Hand ohne Mühe ſteigen und fallen kann. Und dieſe Empfindung wird noch angenehmer, wenn die Kugeln in Bewegung ſind, und über einander weggleiten. Denn dieſe leichte Verſchiedenheit verhindert die Ermüdung, die ſonſt die einförmige Stellung mehrerer ganz ähnlicher Kugeln hervor bringen würde. Bey ſüßen Säften ſind die Theile des flüſſigen Vehikuli ſo äußerſt klein, daß man auch durch die beſten Vergrößerungsgläſer die Figur ihrer Elemente nicht hat entdecken können; ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß ſie eine runde Figur haben. Und eben dieſe äußerſte Kleinheit der Theile macht, daß ſie einen gewiſſen platten einfachen Geſchmack haben, der dem Gefühle ebner glatter Körper ähnlich iſt. Denn alle Körper, die aus runden, ſehr kleinen, und feſt zuſammengedrängten Theilen beſtehen, werden dem Geſichte ſowohl als dem Gefühle, eben und glatt vorkommen.

Die Beſtandtheile des Zuckers müſſen um ein beträchtliches Stück größer ſeyn, als die Beſtandtheile von Waſſer und Oel, weil ſich bey jenen durch das Vergrößerungsglas die Figur entdecken läßt; bey dieſen nicht. Und um deswillen muß die Wirkung ihrer kugelförmigen Geſtalt, deutlicher, und den nervigten Wärzchen eines ſo zarten Werkzeugs, als die Zunge iſt, weit fühlbarer ſeyn. Sie werden alſo die Empfindung hervor bringen, die wir die Süßigkeit nennen, die wir in einem ſchwächern Grade im Oele, und in noch einem ſchwächern Grade im Waſſer gewahr werden. Denn in der That ſind Waſſer und Oel, ob ſie gleich keinen beſtimmten Geſchmack haben, einigermaßen ſüße. Und man kann bemerken, daß geſchmackloſe Dinge aller Art, doch der Natur des Süßen weit näher kommen, als jeder andern Art des Geſchmacks.

Zwey und zwanzigſter Abſchnitt.

Das Süße macht ſchlaff.

Bey den übrigen Sinnen haben wir gefunden, daß das Glatte ſchlaffmachend iſt. Da alſo das Süße nichts anders als das Glatte iſt, in ſo fern es durch den Geſchmack empfunden wird: ſo dürfen

dürfen wir wohl ſchlieſſen, daß auch das Süße ſchlaff mache. Es iſt merkwürdig, daß in einigen Sprachen ſüß und weich nur einerley Namen haben. *Doux* im Franzöſiſchen bedeutet beydes. Der Lateiner *dulcis*, und der Italiäner *dolce*, hat in vielen Fällen ebenfals dieſe doppelte Bedeutung. — Daß ſüße Sachen eine Erſchlaffung wirken, ſieht man daraus, weil die meiſten davon, wenn ſie in Menge genommen werden, den Magen ſchwächen, und ihm ſeinen Ton nehmen. Süßriechende Sachen, welche mit den ſüßſchmeckenden in einer großen Verwandtſchaft ſtehen, machen auf eine ſehr merkliche Weiſe ſchlaff. Der Geruch der Blumen, macht ſchläffrig, und verurſacht Leuten von ſchwachen Nerven Kopfſchmerzen und Uebelkeit. Es wäre der Mühe werth zu unterſuchen, ob nicht alle Arten des Geſchmacks, die urſprünglich und vermöge ihrer Natur angenehm ſind, zu den ſüſſen gehören, d. h. zu ſolchen, die aus glattem Oele, und einem relaxirenden Salze beſtehen. Denn viele, die uns jetzt die Gewohnheit angenehm gemacht hat, waren es im Anfange gar nicht. Um dieß zu unterſuchen, darf man nur Achtung geben, was für Nahrungsmittel die Natur zuerſt für uns zubereitet hat, (denn dieſe wird ſie unſtreitig angenehm für uns gemacht

 haben,)

haben,) und dann dieſe Nahrungsmittel in ihre Beſtandtheile auflöſen. Milch iſt die erſte Speiſe unſrer Kindheit. Die Beſtandtheile derſelben ſind Waſſer, Oel, und eine Art ſehr ſüßen Salzes, der Milchzucker heißt. Wenn dieſe alle mit einander vermiſcht ſind: ſo machen ſie einen für den Gaumen ſehr glatten, und die Haut ſchlaffmachenden Saft aus. Das, wornach Kinder zunächſt lüſtern ſind, iſt Obſt, und zwar vornehmlich ſüßes Obſt; und jedermann weis, daß die Süßigkeit des Obſtes von einem feinen Oele und einem ſolchen Salze, als wir im vorhergehenden Abſchnitte gedacht haben, herkomme. In dem folgenden Alter bekömmt unſer Gaumen, durch Gewohnheit, Uebung, Liebe zum Neuen, und durch tauſend andre Urſachen, einen ſo mannichfaltigen verfälſchten und abwechſelnden Geſchmack, daß es gar nicht mehr möglich iſt, von demſelben irgend einen befriedigenden Grund anzugeben. Ehe wir dieſe Materie verlaſſen, müſſen wir anmerken, daß, ſo wie das Glatte, in ſo fern es glatt iſt, dem Geſchmacke angenehm und von einer relaxirenden Kraft iſt, ſo auf der andern Seite, die Dinge welche ſtärkende Eigenſchaften haben, und den Fibern ihren Ton wieder geben, größtentheils dem Geſchmacke wi-

drig

drig und herbe, und oft für das Gefühl ſelbſt rauh ſind. Man braucht oft das Wort ſüße im metaphoriſchen Verſtande von Gegenſtänden des Geſichts. Und wir können, um dieſe merkwürdige Analogie der Sinne noch weiter auszudehnen, das Süße die Schönheit für den Geſchmack nennen.

Drey und zwanzigſter Abſchnitt.

Warum die Abwechſelung ſchön ſey.

Eine andre Haupteigenſchaft ſchöner Dinge iſt, daß ihre Umrißlinien ohne Aufhören ihre Richtung verändern; aber ſie durch eine unmerkliche ſtuffenweiſe Abweichung, ſie niemals ſo ſchnell verändern, daß die Schärfe der Ecken dem Sehe-Nerven irgend eine Art von gewaltſamer krampfhafter Bewegung verurſache. Nichts, was lange auf dieſelbe Art fortgeht, nichts was plötzlich und mit einemmale abwechſelt, kann ſchön ſeyn; denn beydes iſt der angenehmen Erſchlaffung zuwider, die die eigenthümliche Wirkung der Schönheit iſt. So iſt es bey allen Sinnen. Das Fortgehn in einer geraden Linie iſt nach dem Herabſteigen von einer ſanften Anhöhe, diejenige Art der Bewegung,

in welcher wir am wenigſten Widerſtand finden; und doch iſt dieß nicht die Art der Bewegung, die nach dem Herabſteigen uns am wenigſten ermüdete. Ruhe befördert gewiß die Erſchlaffung der Fibern; und doch giebt es eine Art der Bewegung, die noch mehr ſchlaff macht, als Ruhe ſelbſt. Dieß iſt ein gelindes Schwanken; ein Steigen und Fallen. Das Wiegen bringt Kinder beſſer in Schlaf als vollkommne Ruhe. Nichts ergötzt beynahe in dieſem Alter mehr, als gemächlich auf und nieder geſchwenkt zu werden. Die Art, wie die Wärterinnen mit den Kindern ſpielen, und das Schaukeln und Wiegen, welches dieſe nach der Zeit ſelbſt zu ihrem Zeitvertreibe erwählen, beweiſt dieß augenſcheinlich. Die meiſten Menſchen werden die angenehme Empfindung kennen, die man hat, wenn man in einem bequem hängenden Wagen, ſanfte mit Raſen bedeckte Anhöhen, mit Schnelligkeit hinauf und herab fährt. Vielleicht kann uns dieß zu einer beſſern Idee, von dem was Schönheit ſey, verhelfen, und die wahrſcheinliche Urſache derſelben in ein beſſer Licht ſtellen, als ſonſt irgend etwas. Das unangenehme Gefühl hingegen, welches, wenn man auf einem unebnen ſteinigten höckerigten Wege ſchnell fährt,

dieſe

dieſe plötzlichen Ungleichheiten machen, kann uns erklären, warum Dinge, die auf eben dieſe rauhe unebne Art ausſehen, klingen, oder ſich anfühlen laſſen, der Schönheit ſo ſehr entgegen ſind. In Anſehung des Gefühls, iſt es vollkommen oder wenigſtens beynahe einerley, ob ich meine Hand längſt der Oberfläche eines Körpers von einer gewiſſen Geſtalt bewege, oder ob ſich ein ſolcher Körper längſt meiner Hand fort bewegt. Um aber dieſe Vergleichung der übrigen Sinne auf unſern eigentlichen Gegenſtand, auf das Geſicht, anzuwenden: ſo muß, wenn der dieſem Sinne dargeſtellte Gegenſtand eine ſolche wallende Oberfläche hat, daß die zurückprallenden Lichtſtralen, in einer beſtändigen unmerklichen Abweichung, von dem ſtärkſten bis zum ſchwächſten fortgehn, (welches allemal bey einer Oberfläche geſchehen wird, die ſtuffenweiſe von der Ebne abweicht,) die Wirkung aufs Auge eben dieſelbe ſeyn, die der Körper ſelbſt auf das Gefühl thun würde; nur mit dem Unterſchiede, daß der Körper und ſeine Ungleichheiten auf das Gefühl unmittelbar wirken, auf das Geſicht mittelbar. Und ein ſolcher Körper wird ſchön ſeyn, wenn die Linien, die ſeine Oberfläche umſchreiben, nicht

ſo in einem fortgehn daß ſie die Aufmerkſamkeit ermüden, nicht ſo abwechſeln daß ſie ſie zerſtreuen können.

Vier und zwanzigſter Abſchnitt.

Ueber die Kleinheit.

Um den Ueberdruß zu vermeiden, der aus der zu öftern Wiederholung deſſelben Raiſonnements, und ähnlicher Erläuterungen entſtehen könnte, will ich mich nicht in jeden Umſtand einlaſſen, der zur Schönheit in ſo fern gehört, als ſie von einer auf gewiſſe Weiſe geordneten Menge der Theile, oder von dieſer Menge ſelbſt abhängt. In allem, was wir von der Größe der Körper ſagen, herrſcht nothwendiger Weiſe ſehr viel Ungewißheit, weil die Begriffe des Großen und Kleinen bloße Verhältnißbegriffe ſind, die ſich auf eine gewiſſe Gattung beziehen; und dieſe Gattungen ſind unzählig. Es iſt wahr, wenn man einmal die Gattung, zu der jedes Ding gehört, feſt geſetzt, und die Dimenſionen ausgemacht hat, die den meiſten Dingen dieſer Gattung zukommen: ſo unterſcheiden ſich alsdann diejenigen Invidua, die weit über oder unter dieſem gemeinſchaftlichen Maaße ſind. Diejenigen

jenigen nun, welche es um ſehr viel übertreffen, werden, wofern die Gattung ſelbſt nicht allzu klein iſt, mehr groß und ſchrecklich, als ſchön ſeyn. Aber, da in dem Thier- und guten Theils auch in dem Pflanzenreiche, die übrigen Beſtandtheile der Schönheit mit der Größe der Dimenſionen beyſammen ſeyn können: ſo wird nun in dem Falle einer ſolchen Vereinigung eine neue Gattung entſtehen, die weder vollkommen erhaben, noch vollkommen ſchön iſt, und die ich zuvor das Prächtige genannt habe. Aber dieſe Gattung hat keinen ſo ſtarken Einfluß auf die Leidenſchaften, als entweder Körper von großem Umfange, die zugleich die übrigen dazu gehörigen Eigenſchaften des Erhabnen haben, oder als die Eigenſchaften der Schönheit, wenn ſie ſich in einem kleinen Gegenſtande bey einander finden. Der Eindruck, den große Körper, die mit dem Raube der Schönheit geziert ſind, machen, iſt eine Spannung, die beſtändig wieder nachläßt; und dieß kömmt der Natur des Mittelmäßigen nahe. Aber wenn ich ſagen ſoll, was ich ſelbſt bey mir in dieſen Fällen empfinde: ſo ſcheint mir, daß das Erhabne weniger durch die Vermiſchung mit einigen Eigenſchaften der Schönheit leidet, als Schönheit durch die Verbindung mit der Größe der Aus-

 dehnung,

dehnung, oder irgend einer andern Eigenſchaft des Erhabnen. Es iſt ein ſo großes Uebergewicht, eine die Seele ſo beherrſchende Gewalt, in allen Ideen welche Furcht einflößen, und auch nur auf die entfernteſte Weiſe Schmerz ankündigen, daß vor denſelben keine andre beſtehen können. Die Eigenſchaften der Schönheit liegen alsdann todt und unwirkſam; oder höchſtens äuſſern ſie ſich bloß, um den Ernſt und das Schrecken zu mildern, das der natürliche Begleiter des Erhabnen iſt.

Nach dem auſſerordentlich Großen in jeder Gattung, muß das ihm Entgegengeſetzte, das Zwergmäßige und unnatürlich Kleine erwogen werden. Kleinheit, bloß als Kleinheit betrachtet, hat nichts, das der Schönheit zuwider wäre. Der Kolibri giebt keinem einzigen Thiere der gefiederten Gattung, unter welcher er das kleinſte iſt, an Geſtalt oder Farbe etwas nach; und vielleicht wird ſeine Schönheit eben durch ſeine Kleinheit noch erhöht. Aber es giebt andre Thiere, die ſelten oder niemals ſchön bleiben, wenn ſie auſſerordentlich klein werden. Die Zwerge unter den Menſchen ſind nicht ſchön; aber nicht weil ſie klein ſind, ſondern weil ſie faſt allemal eine gegen ihre Länge unförmliche unpropor-

proportionirte Dicke haben, woraus im Ganzen ein ſehr unangenehmes Bild entſteht. Aber ſollte es einen Menſchen geben, der nicht über zwey oder drey Fuß hoch, und doch übrigens vollkommen wohl gebildet wäre, bey dem alle Theile ſeines Körpers ſo zart wären, als es ſich zu einer ſo geringen Länge ſchickt, und bey dem ſich die übrigen Eigenſchaften ſchöner Körper fänden: ſo bin ich gewiß überzeugt, dieſer Menſch würde für ſchön gehalten werden, würde Liebe erwecken, würde uns durch ſeinen Anblick ſehr angenehme Vorſtellungen gewähren können. Alles, was dieſes unſer Vergnügen möglicher Weiſe ſtöhren könnte, wäre, daß ſolche Geſchöpfe, ſo gut ſie gebaut ſeyn mögen, doch etwas ungewöhnliches ſind, und alſo einigermaßen als Mißgeburten angeſehen werden. Das Große und Rieſenmäßige, ſo wohl es ſich mit dem Erhabnen verträgt, iſt dem Schönen gänzlich zuwider. Es iſt unmöglich, einen Rieſen als einen Gegenſtand der Liebe zu betrachten. Wenn wir unſerer Einbildungskraft in Romanen und Rittergeſchichten freyen Lauf laſſen, ſo werden wir die Begriffe der Grauſamkeit, Tyranney, Ungerechtigkeit, und jeder abſcheulichen ſchrecklichen Sache mit dieſer Größe verknüpfen. Wir denken uns die Rieſen nie anders, als wie ſie

Länder

Länder verwüſten, den unſchuldigen Reiſenden anfallen, und ſich dann mit ſeinen noch halb-lebenden Gliedern ſättigen. Von der Art waren Polyphem, Cacus, und alle die andern Rieſen, die in Heldengedichten und Ritterbüchern eine ſo große Figur machen. Der Ausgang, dem wir mit dem größten Verlangen entgegen ſehen, iſt ihre Niederlage und ihr Untergang. Ich erinnere mich nicht, in der ganzen großen Anzahl erſchlagner Helden, mit welchen die Iliade angefüllt iſt, eines einzigen ſeiner Größe und Stärke wegen merkwürdigen Mannes, deſſen Fall Mitleiden bey uns erregte. Auch ſcheint der Dichter, der die menſchliche Natur ſo wohl kannte, dieß nicht geſucht zu haben. Simoiſius, der in der Blüthe der Jugend ſeinen Eltern entriſſen wird; Simoiſius iſt es, für deſſen Muth uns bange iſt, weil ſeine Stärke ſeinem Muthe ſo ungleich iſt. Ein andrer junger ſchöner, aus den erſten Umarmungen ſeiner Gattinn geriſſener Jüngling, ein Neuling auf dem Schlachtfelde, dieſer iſt es, deſſen frühzeitiger Tod uns erweicht. Achilles, ſo viel Eigenſchaften der Schönheit auch Homer ſeiner äuſſern Geſtalt verliehn, und mit ſo viel Tugenden er auch ſeinen Geiſt ausgerüſtet hat, kann uns doch niemals da-

hin

hin bringen, daß wir ihn lieben. Man kann bemerken, daß Homer den Trojanern, deren Schickſal ſeiner Abſicht nach unſer Mitleiden erregen ſollte, weit mehr von den liebenswürdigen geſellſchaftlichen Tugenden gegeben hat, als den Griechen. Mitleiden iſt eine Leidenſchaft, die ſich auf Liebe gründet; und Liebe zu erregen, ſind gewiß dieſe geringern, wenn ich ſo ſagen mag, häuslichen Tugenden weit geſchickter. Hingegen hat er den Griechen eine große Ueberlegenheit in allen politiſchen und militariſchen Tugenden gegeben. Die Rathsverſammlung des Priams iſt ſchwach, die Arme des Hektors in Vergleichung kraftlos, ſeine Tapferkeit weit unter des Achilles ſeiner. Und doch lieben wir den Priamus mehr als den Agamemnon, und den Hektor mehr als den Achilles. Für ſeine Griechen wollte Homer Bewunderung erwecken; und er that es, indem er ihnen nur diejenigen Tugenden gab, die wenig beytragen liebenswürdig zu machen. Dieſe kurze Ausſchweifung entfernt ſich nicht ganz von unſrer Abſicht, die darinn beſtund, zu zeigen, daß Schönheit bey Gegenſtänden von großen Dimenſionen nicht ſtatt finden kann; um deſto weniger ſtatt finden kann, je größer ſie ſind.

Dahingegen, wenn es den kleinen an Schönheit fehlet, es ihnen um andrer Urſachen, und nicht ihrer Größe wegen daran fehlen muß.

Fünf und zwanzigſter Abſchnitt.

Von Farben.

Bey den Farben, iſt die Materie der Unterſuchung beynahe unendlich. Aber ich halte die Grundſätze, die ich im Anfange dieſes Theils feſtgeſetzt habe, für hinlänglich, alle ihre Wirkungen, und überdieß noch den angenehmen Eindruck, den durchſichtige, ſowohl feſte als flüſſige Körper machen, zu erklären. Geſetzt, ich betrachte eine Flaſche, worinnen ein Saft von ſchmutziger blauer oder rother Farbe iſt. Die blauen oder rothen Stralen können alsdann nicht ohne Hinderniß gerade zu in das Auge kommen; ſondern werden durch die Zwiſchenkunft kleiner dunkler Körper aufgehalten, oder von ihrem Wege abgebrochen. Und dieß iſt ſchon an und für ſich, ohne alle Nebenurſachen, im Stande, die Vorſtellung zu verändern, und zwar in eine ihrer eignen Natur nach verdrüßliche Vorſtellung zu verändern; zufolge der Grundſätze, die wir

in

im vier und zwanzigſten Abſchnitte feſtgeſetzt haben. Wenn hingegen die Stralen durch das Glas oder den Saft, ohne ſolche Hinderniſſe hindurch gehen können; wenn das Glas oder der Saft vollkommen durchſichtig iſt: dann wird, erſtlich, das Licht ſelbſt angenehmer, weil es bey dieſem Durchgange etwas gemäßigt wird; überdieß hat ein Saft, der alle Stralen der ihm eignen Farbe ganz eben und allenthalben auf gleiche Weiſe zurück wirft, eben die Wirkung aufs Auge, als glatte dunkle Körper aufs Auge und aufs Gefühl haben. So alſo, daß das Vergnügen hier zuſammen geſetzt iſt, aus dem Sanften des durchgelaſſenen, und dem Ebnen des zurück geworfnen Lichtes. Dieſes Vergnügen kann vielleicht noch durch Beſtandtheile der Schönheit, die auch andern Dingen gemein ſind, erhöht werden, als wenn z. B. das Glas, welches den Saft enthält, eine mit ſo viel Einſicht abwechſelnde Figur hat, daß es eine Gradation der Farben verurſacht, oder dieſelben abwechſelnd ſtark und ſchwach darſtellt, oder was noch ſonſt für Verſchiedenheiten, Einſicht und Kunſt bey Gegenſtänden dieſer Art an die Hand geben können.

Wenn man dieß alles, was von den Wirkungen ſowohl als den Urſachen des Erhabnen

und

und Schönen iſt geſagt worden, zuſammennimmt: ſo wird man erkennen, daß beyde auf ganz verſchiedne Triebfedern der Seele wirken, beyde ganz verſchiedne Bewegungen in der Seele hervor bringen; daß bey dem Großen das Schrecken zum Grunde liege, welches, wenn es auf gewiſſe Weiſe eingeſchränkt iſt, diejenige Bewegung in der Seele hervor bringt, die ich Erſtaunen genannt habe; und daß das Schöne ſich bloß auf poſitives Vergnügen gründe, und in der Seele die Empfindung errege, welche Liebe heißt. — Mit den Urſachen dieſer Eindrücke hat ſich dieſer vierte Theil beſchäfftigt.

Ende des vierten Theils.

Philo-

Philoſophiſche Unterſuchung
über den
Urſprung unſrer Begriffe
vom
Schönen und Erhabenen.

Fünfter Theil.

Erſter Abſchnitt.
Von den Wörtern.

Die natürlichen Dinge wirken auf uns, vermöge eines Geſetzes der Vorſehung, welches zwiſchen gewiſſen Zuſammenſetzungen und Bewegungen der Körper, und zwiſchen gewiſſen Empfindungen der Seele, eine unmittelbare Verbindung gemacht hat. Die Malerey wirkt ſo wie die Dinge ſelbſt; und ſetzt nur noch das Vergnügen der Nachahmung hinzu. Die Baukunſt wirkt zugleich durch eine ſinnliche Empfindung, und durch eine Ueberlegung unſrer Vernunft. Von der letztern kommen die Regeln der Proportion her, welche den Werth eines Werks, im Gan-

zen oder in einzelnen Theilen, darnach beſtimmen, wie es dem Endzwecke, zu welchem es gemacht iſt, gemäß oder nicht gemäß iſt. Was aber die Wörter betrifft, ſo ſcheint es mir, daß dieſelben auf eine ganz andre Art auf uns wirken, als natürliche Gegenſtände Gemälde oder Gebäude. Demohnerachtet ſind die Wörter eben ſo wohl im Stande, Begriffe von Schönheit oder Erhabenheit zu erwecken; und oft können ſie weit mehr ausrichten, als irgend eines von dieſen. Es iſt alſo zu unſrer Abhandlung nichts weniger als überflüſſig, die Art und Weiſe zu unterſuchen, wie ſie dieſe Bewegungen hervor bringen.

Zweyter Abſchnitt.

Die Dichtkunſt wirkt ordentlicher Weiſe nicht, indem ſie die Vorſtellungen der Dinge erregt.

Die Vorſtellung, die man ſich gemeiniglich von der Kraft der Dichtkunſt und Beredtſamkeit ſo wohl, als der Rede im gemeinen Leben überhaupt macht, iſt dieſe, daß ſie die Seele in Bewegung ſetzen, indem ſie die Bilder derjenigen Dinge erwecken, zu deren Bezeichnung ſie der allgemeine Gebrauch

beſtimmt

beſtimmt hat. Um zu unterſuchen, wie viel Wahres dieſer Begriff enthalte, müſſen wir erſt die Wörter in drey Klaſſen theilen. Die erſte enthält alle die Wörter, die eine Summe einfacher Jdeen, welche die Natur ſelbſt vereiniget hat um ein gewiſſes beſtimmte Ganze auszumachen, bezeichnen, als Menſch, Pferd, Baum, Schloß u. ſ. w. Dieß will ich **concrete Wörter** nennen. Zur zweyten Klaſſe gehören diejenigen, die nur eine einzige der einfachen Jdeen aus ſolchen Zuſammenſetzungen vorſtellen: als roth, blau, rund, viereckigt, und dergleichen. Dieß will ich **einfache abſtrakte Wörter** heiſſen. Die dritte endlich ſind diejenigen, die durch eine willkührliche Zuſammenſetzung dieſer beyden Arten, oder der verſchiednen Beziehungen zwiſchen denſelben entſtanden, und bald mehr, bald weniger zuſammengeſetzt ſind, als Tugend, Ehre, Ueberredung, Obrigkeit und dergleichen. Dieſe nenne ich **zuſammengeſetzte abſtrakte Wörter**. Jch ſehe wohl ein, daß ſich die Wörter in mehr und künſtlichere Klaſſen theilen laſſen; aber dieſe ſcheinen mir die natürlichſten, und zu unſrer Abſicht hinlänglich zu ſeyn. Die Ordnung, in welche ich ſie geſtellt habe, iſt eben die, nach welcher wir ſie erlernen, und nach welcher die Seele die Begriffe bekömmt, zu denen ſie gehören. Jch will mit der dritten Klaſſe von Wörtern anfan-

 gen:

gen, mit den zuſammengeſetzten Abſtraktis, wozu Tugend, Ehre, Ueberredung, Gelehrigkeit gehört. Von dieſen bin ich überzeugt, daß aller Einfluß, den ſie auf die Leidenſchaften haben können, gewiß nicht davon herkömmt, daß ſie die Bilder der Dinge, die durch ſie angezeigt werden, in der Seele erwecken. Als Zuſammenſetzungen die wir ſelbſt gemacht haben, haben ſie kein wirkliches Weſen, und erregen, glaube ich, kaum irgend eine ganz beſtimmte Idee. Kein Menſch bekömmt unmittelbar, wenn er den Schall, Tugend Freyheit oder Ehre, hört, einen vollſtändigen genauen Begriff, von allen den Arten zu denken und zu handeln, von allen den einfachen und zuſammengeſetzten Ideen und ihren verſchiednen Beziehungen, die durch dieſe Wörter angezeigt werden ſollen; noch hat jemand dabey irgend einen alles umfaſſenden Begriff gegenwärtig, in welchem alle dieſe einzelne Stücke dunkel vorhanden wären. Denn hätte er einen ſolchen, ſo würde er einige von dieſen Theilideen, ſo dunkel und undeutlich ſie auch immer ſeyn möchten, doch gewahr werden. Aber dieß, dünkt mich, iſt faſt niemals der Fall. Man mache nur den Verſuch eines von ſolchen Wörtern zu zergliedern, und man wird es von einem Satze allgemeiner Wörter auf einen andern, und ſo fort, in einer viel längern Reihe, als man anfangs gedacht hatte,

bis

bis auf einfache Abſtrakte, oder Concrete Wörter zurück führen müſſen, ehe irgend eine wirkliche Idee ans Licht kommen, ehe man irgend etwas von den erſten Beſtandtheilen ſolcher Zuſammenſetzungen entdecken kann. Und hat man nun dieſe Entdeckung der Grundideen gemacht: ſo iſt der Eindruck, den die Zuſammenſetzung machte, beynahe gänzlich verlohren. Eine ſolche Reihe von Gedanken iſt viel zu lang, als daß wir ſie in unſern gewöhnlichen Geſprächen bey jedem Worte ſollten bis ans Ende verfolgen können; und dieß iſt auch auf keine Weiſe nöthig. Solche Wörter ſind in der That ein bloßer Schall; aber ein ſolcher Schall, der weil er bey Gelegenheiten, wo wir, etwas vorzüglich gutes oder böſes, ſelbſt erfuhren oder es andre empfinden ſahen, iſt gebraucht worden, oder, weil wir ihn ſonſt auf intereſſante Dinge und Begebenheiten haben anwenden hören; ſo oft er nun wieder vorkömmt, auf die Seele eben die Wirkung thut, als die ihn veranlaſſende Umſtände ſelbſt. Dieſer Schall, wenn er hernach auch ohne Beziehung auf einen beſondern Fall gebraucht wird, behält demohnerachtet den Eindruck, den er zuerſt machte. Er verliert ſeine Verbindung mit den beſondern Umſtänden, die zu demſelben Anlaß gaben; aber er fährt fort, bloß als Schall, ohne damit

verknüpfte Idee, auf die nämliche Art zu wirken als zuvor.

Dritter Abſchnitt.

Allgemeine Wörter werden eher gebraucht, als die Empfindungsideen erlangt worden, die darunter begriffen ſind.

Locke hat irgendwo mit ſeiner gewöhnlichen Scharfſinnigkeit angemerkt, daß die meiſten allgemeinen Wörter, beſonders die, welche ſich auf Gutes und Böſes, Tugend und Laſter beziehn, früher erlernt werden, und mit ihnen zugleich Liebe gegen das eine und Abſcheu gegen das andre weit eher beygebracht wird, als die Seele noch im geringſten die beſondern Arten zu handeln, zu welchen dieſe Wörter gehören, hat bemerken können. Die Seelen der Kinder ſind ſo biegſam, daß eine Amme, oder jede andre Perſon, die mit denſelben umgeht, bloß dadurch, daß ſie ſich mit irgend einem Dinge oder ſelbſt mit einem Worte zufrieden oder unzufrieden ſtellt, dem Kinde eine ähnliche Neigung einflößen kann. Wenn nach der Zeit, die verſchiednen Vorfälle des Lebens mit dieſen Wörtern in Verbindung gebracht

bracht werden, und manches davon, das ergötzend iſt, unter dem Namen Uebel vorkömmt, und vieles, was der Natur unangenehm iſt, gut und tugendhaft genannt wird: ſo entſteht in den meiſten Seelen eine ſeltſame Verwirrung der Begriffe und der Empfindungen; und die erſten Eindrücke gerathen mit den nachgehenden Erfahrungen, in einen ſcheinbaren großen Widerſpruch. Es giebt viele, welche die Tugend lieben, und das Laſter verabſcheuen, und dieß ohne Heucheley und Verſtellung, und die demohnerachtet in einzelnen Fällen, oft ohne ſich die geringſten Vorwürfe zu machen, böſe und laſterhaft handeln; deswegen nämlich, weil dieſe beſondern Fälle ihnen niemals zu den Zeiten vorgekommen ſind, wenn die Leidenſchaften auf der Seite der Tugend durch gewiſſe Wörter erwärmt wurden, Wörter, die ihre erſte Wärme durch den [illegible] andrer bekommen haben. Daher kömmt es, daß man ſchwerlich eine gewiſſe Anzahl von Wörtern, ſo unbedeutend ſie auch an und für ſich ſeyn mögen, wiederholen kann, ohne in einigem Grade davon gerührt zu werden, beſonders wenn ein feuriger rührender Ton der Stimme dieſelben begleitet; als z. E.

Weiſe, tapfer, edel, gut und groß.

Dieſe Wörter ſollten, weil ſie ſich hier auf nichts beziehn, ohne Wirkung ſeyn; aber wenn Wör-

Wörter, die einmal zu großen Dingen und Vorfällen gewidmet ſind, ausgeſprochen werden: ſo werden wir allemal von ihnen gerührt, auch wenn dieſe Dinge und Vorfälle ſelbſt gar nicht vorhanden ſind. Werden Wörter dieſer Art, ohne vernünftige Abſicht zuſammen gehäuft, oder werden deren ſolche neben einander geſetzt, die nicht bey einander beſtehen können, ſo heißt man einen ſolchen Stil Bombaſt. — Und es erfordert in einigen Fällen vielen geſunden Verſtand und viel Erfahrung, um gegen den Eindruck einer ſolchen Sprache auf ſeiner Hut zu ſeyn. Denn wenn einmal von der Schicklichkeit des Ausdrucks abgewichen iſt: ſo darf hernach auch leicht eine größre Anzahl ſolcher rührender Wörter zu Hülfe genommen, und eine größre Mannichfaltigkeit in der Verbindung derſelben gebraucht werden.

Vierter Abſchnitt.

Wirkung der Wörter.

Wenn die Wörter ihre volle Kraft beweiſen: ſo können ſie dreyerley Wirkungen in der Seele des Zuhörers hervor bringen. Die erſte iſt, der Schall; die zweyte iſt, das Gemälde, oder das Bild der Sache, die durch das Wort ange-

angezeigt wird; das dritte iſt, die Empfindung der Seele, die durch eins oder beydes von den vorhergehenden iſt rege gemacht worden. Die zuſammengeſetzten Abſtrakte, dergleichen wir angeführt haben, (Ehre, Gerechtigkeit, Freyheit, und dergleichen,) bringen die erſte und die letzte dieſer Wirkungen hervor, aber nicht die zweyte. Die einfachen Abſtrakte, die gebraucht werden, eine einzelne einfache Empfindungsidee auszudrücken, ohne die begleitenden Ideen zugleich mit anzuzeigen, als blau, grün, heiß, kalt, u. ſ. w.; ſind im Stande, alle drey Abſichten der Wörter zugleich zu erreichen; und die concreten Wörter, als Mann, Pferd, Thurm, ſind dieß noch in einem höhern Grade fähig. Aber auch von dieſen Wörtern, glaube ich, iſt die allgemeinſte Wirkung nicht die, in der Imagination die Bilder der Dinge zu erwecken, die ſie anzeigen. Denn bey der ſorgfältigſten Beobachtung, die ich ſelbſt bey mir, und andre auf mein Verlangen bey ſich angeſtellt haben, kann ich nicht unter zwanzigmalen einmal finden, daß ein ſolches Bild wirklich in der Imagination formirt werde; und wird es, ſo geſchieht es allemal durch eine beſondre Anſtrengung der Einbildungskraft zu dieſer Abſicht. In der That aber wirken die concreten Wörter eben ſo, wie ich von den zuſammengeſetzten Abſtraktis geſagt habe,

nicht, indem ſie der Seele ein Bild darſtellen, ſondern indem ſie den Eindruck erneuern, den das Ding ſelbſt macht, bey welchem ſie beſtändig ſind gebraucht worden. Geſetzt, wir läſen, dieſen Verſuch anzuſtellen, folgende Stelle: „Der „Donauſtrom, entſpringt in einem naſſen und „bergigten Boden in dem Herzen von Deutſch„land, wo er durch viele Krümmungen verſchied„ne Fürſtenthümer bewäſſert, ſich endlich nach „Oeſterreich wendet, und nachdem er die Mau„ern von Wien verlaſſen hat, nach Ungarn geht, „ſich hier mit der Sau und Drau vereinigt, und „mit ſeinen nun vergrößerten Fluthen die chriſtli„chen Reiche verläßt, durch die barbariſchen Län„der die an die Tartarey gränzen, fortſtrömt, „und endlich in vielen Mündungen ſich in das „ſchwarze Meer ergießt.„ In dieſer Beſchreibung werden ſehr viele Dinge genannt: Berge, Flüſſe, Städte, das Meer. Nun frage ich aber einen jeden, ob wohl während des Durchleſens dieſes Stücks, in ſeiner Einbildungskraft die Bilder eines Berges, einer waſſerreichen Gegend, oder von Deutſchland, gegenwärtig geweſen ſind. In der That iſt es unmöglich, bey der Geſchwindigkeit mit welcher man im gemeinen Leben ſpricht, und der Kürze der Zeit in welcher ein Wort auf das andre folgt, beydes eine Vorſtellung von dem Schalle des Worts, und

ein

ein Bild von der angezeigten Sache zu bekommen; zumal, da Wörter, welche wirkliche Subſtanzen ausdrücken, mit Wörtern, die bloße allgemeine und Nominal-Weſen bedeuten, dergeſtalt abwechſeln, daß es ganz unmöglich iſt, von ſinnlichen Bildern zu Vorſtellungen des Verſtandes, vom Einzelnen aufs Allgemeine, von Dingen zu Wörtern, ſo geſchwind überzuſpringen, als der Endzweck der Rede und des Umgangs es erforderte. Und in der That iſt auch dieſes alles ganz unnöthig.

Fünfter Abſchnitt.

Beyſpiele, daß Wörter rühren können ohne Bilder zu erwecken.

Ich finde, daß es bey vielen Perſonen ſehr ſchwer iſt, ſie zu überreden, daß Leidenſchaften durch Wörter erregt werden können, durch die keine Begriffe erweckt werden; und noch ſchwerer, ſie zu überzeugen, daß wir in unſern gewöhnlichen Geſprächen vollkommen wohl verſtanden werden, ohne daß wir das geringſte Bild von den Dingen, von welchen wir reden, in der Seele der andern hervor bringen. Es ſcheint in der That ein wenig ſeltſam, mit irgend einem Menſchen darüber zu ſtreiten, ob Vorſtellungen in

ſeiner

ſeiner Seele da ſind oder nicht; jedermann, ſollte man denken, müßte in dieſer Sache am beſten ſein eigner Richter ſeyn, und ohne alle weitere Einwendung den Ausſpruch thun können. Aber ſo wunderlich auch dieß ſcheinen mag: ſo iſt es doch wahr, daß wir oft darüber verlegen ſind, wenn wir ſagen ſollen, was für Begriffe wir uns von Dingen machen, oder ob wir überhaupt von gewiſſen Gegenſtänden Begriffe haben. Es erfordert ſo gar ſchon einen hohen Grad von Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, wenn man ſich davon gewiß machen will. Seit der Zeit, da ich dieſe Schrift anfieng, habe ich zwey ſehr einleuchtende Beyſpiele davon gefunden, wie möglich es ſey, Wörter, ohne allen Begriff der Dinge die dadurch angezeigt werden, gehört und behalten zu haben, und ſie doch hernach, gegen andre, in neuen Verbindungen ſo zu wiederholen, daß die Rede, in welche ſie geſetzt werden, zu dem Gegenſtande vollkommen paſſend, ſtark und lehrreich ſey. Das erſte Beyſpiel iſt das von dem Herrn Blacklock, einem Dichter der von ſeiner Geburt an blind geweſen war. Wenig Menſchen von dem ſchärfſten Geſichte werden ſichtbare Gegenſtände, ſo richtig und ſo geiſtvoll beſchreiben können, als dieſer Blinde; und dieß kann doch wohl nicht der größern Klarheit der Bilder zugeſchrieben werden, die er vorzüglich vor andern

Menſchen

Menſchen von den beſchriebnen Dingen gehabt hätte. Spence, in der ſehr gut geſchriebnen Vorrede, die er zu den Werken dieſes Dichters gemacht hat, urtheilt ſehr ſcharfſinnig, und ich glaube, größtentheils ſehr richtig von den Urſachen dieſer auſſerordentlichen Erſcheinung. Aber das kann ich ihm nicht zugeben, daß diejenigen Unrichtigkeiten in Gedanken und Ausdrucke, die in dieſen Gedichten vorkommen, der Unvollkommenheit der Vorſtellungen zuzuſchreiben wären, die ſich der blinde Dichter von Gegenſtänden des Geſichts gemacht hätte. Denn wir finden eben ſolche und noch größre Unrichtigkeiten, bey Schriftſtellern höherer Klaſſen als Herr Blacklock iſt; und die das beſte Geſicht von der Welt hatten. — Ohne Zweifel iſt dieſer Dichter von ſeinen eignen Beſchreibungen eben ſo ſehr gerührt worden, als ſeine Leſer es ſeyn können. Und dieſe Rührung alſo, die bis zur dichteriſchen Begeiſterung gieng, iſt von Dingen erregt worden, von denen er unmöglich irgend eine Vorſtellung, als die Vorſtellung eines leeren Schalles haben konnte, mit welchem ſie benennt werden. Warum ſollten nicht alſo auch ſeine Leſer auf eben die Weiſe gerührt werden können, als er es ſelbſt war, mit eben ſo weniger wirklichen Vorſtellung der beſchriebnen Dinge? Das zweyte Beyſpiel iſt Saunderſon, Lehrer der Mathematik

in Cambridge. Dieſer Gelehrte hatte in der Naturlehre, der Aſtronomie, und allen Wiſſenſchaften, die ſich auf die Mathematik gründen, eine ſehr große Kenntniß erlangt. Was aber das auſſerordentlichſte war, und zu meiner Abſicht das vornehmſte iſt: ſo hielt er vortreffliche Vorleſungen über Licht und Farben; und er lehrte alſo andre die Theorie derjenigen Ideen, die dieſe andern hatten, und die er nicht hatte. Aber es iſt wahrſcheinlich, daß die Wörter, roth, blau, grün, bey ihm eben das ausrichteten, als wenn er die Begriffe von den Farben ſelbſt gehabt hätte. Denn da er mit dieſen Wörtern den Begriff einer geringern oder größern Brechbarkeit der Stralen verband: und der blinde Mann zugleich gehört hatte, auf welche andre Weiſe dieſe Wörter zuſammen ſtimmen, oder einander zuwider ſind: ſo war es ihm leicht, über dieſe Wörter eben ſolche Schlüſſe zu machen, als wenn er vollkommen im Beſitze der Ideen geweſen wäre. Freylich konnte er auf keine Weiſe durch Beobachtungen und Experimente neue Entdeckungen machen. Er that nichts weiter, als was wir alle Tage im gemeinen Umgange thun. Indem ich dieſen letzten Satz niederſchrieb, und die Wörter, alle Tage, und gemeinen Umgang brauchte, hatte ich nicht in meiner Seele die Bilder von irgend einer Succeſſion der Zeit, oder von

Menſchen,

Menſchen, die ſich mit einander unterreden; auch glaube ich nicht, daß meine Leſer ſie haben werden, wenn ſie dieſe Wörter leſen. Eben ſo wenig hatte ich, da ich von roth, blau, und grün, und von der Brechbarkeit ſprach, dieſe verſchiednen Farben, oder die Lichtſtralen, wie ſie aus einem Medio ins andre übergehen, und da von ihrem Wege abgebrochen werden, wirklich in meiner Imagination abgemalt vor mir. Ich weis ſehr wohl, daß die Seele die Fähigkeit hat, ſolche Bilder in ſich zu erwecken; aber ich weis auch, daß dazu ein ausdrücklicher Entſchluß nöthig iſt, und daß bey dem ordentlichen Leſen und Sprechen ſehr ſelten irgend ein ſolches Bild in der Seele entſtehet. Wenn ich ſage: „Ich will künftigen Sommer nach Ita-„lien gehen:„ ſo verſteht mich jeder. Und doch glaube ich, hat kein Menſch dabey das wirkliche Bild von meiner Perſon vor ſich, wie ich zu Waſſer oder zu Lande, bald zu Pferde, bald in einer Kutſche mich fortbringe, nebſt alle dem, was ſonſt zu einer Reiſe gehört; noch weniger hat er eine wirkliche Vorſtellung von Italien, dem Lande wohin ich zu gehen gedenke; eine wirkliche Vorſtellung von den grünen Feldern, den reifenden Früchten, der erwärmten Luft, und von dem Uebergange hiezu aus einer ganz andern Geſtalt der Dinge, welches eigentlich die

Ideen

Ideen ſind, welche zuſammengenommen mit dem Worte **Sommer** verbunden werden ſollen. Aber am allerwenigſten kann er bey dem Worte **nächſtkünftigen** eine ſolche Vorſtellung haben. Denn dieſes Wort ſoll erſtlich eine Idee von vielen auf einander folgenden Sommern erregen, und dann von allen dieſen Sommern alle bis auf einen einzigen ausſchließen; und doch hat man gewiß, wenn man die Wörter **nächſtkünftigen Sommer** ausſpricht, weder das Bild einer Reihe, noch das Bild eines Ausſchließens aus dieſer Reihe in ſeinem Kopfe. Mit einem Worte, nicht bloß die Wörter, welche ſogenannte **abſtrakte** Ideen ausdrücken, und von welchen natürlicher Weiſe kein Bild erweckt werden kann, ſondern auch diejenigen, welche individuelle **wirkliche** Dinge ausdrücken, werden von uns gebraucht, ohne daß das Bild ihrer Gegenſtände in unſrer Imagination vorhanden ſey; wie jeder finden wird, der auf dasjenige recht Achtung giebt, was in ſeiner eignen Seele vorgeht. In der That hängt der Eindruck, den die Dichtkunſt machet, ſo wenig von der Kraft ihrer ſinnlichen Bilder ab, daß ich vielmehr überzeugt bin, ſie würde einen ſehr großen Theil von ihrem Eindrucke verlieren, wenn ihre Beſchreibungen dieſe Wirkung hätten, ſinnliche Bilder zu erwecken. Denn ſehr oft würde die Zuſammen-

häufung

häufung rührender Wörter, die eines der kräftigſten Mittel iſt, welches die Poeſie in ihrer Gewalt hat, ihre Richtigkeit und ihre Uebereinſtimmung, und mit dieſer zugleich ihre Kraft verlieren, wenn ſich die Imagination bey dem Wort das ſinnliche Bild genau vorſtellen wollte, welches zu dieſem Worte gehöret. In der ganzen Aeneide iſt vielleicht kein erhabeners und mehr ausgeführters Gemählde, als das von der Höle des Vulcans in dem Berge Aetna, und von den Arbeiten, die im Werke ſind. Virgil hält ſich vorzüglich lange bey der Verfertigung des Donners auf, und beſchreibt ihn, ſo wie er nur noch halb fertig unter den Flammen der Zyclopen liegt. Aber was ſind die Beſtandtheile dieſer außerordentlichen Zuſammenſetzung:

Tres imbris torti radios, tres nubis aquoſae
Addiderant; rutili tres ignis et alitis auſtri;
Fulgores nunc terrificos, ſonitumque metumque
Miſcebant operi, flammisque ſequacibus iras.

Ich halte dieſes für ausnehmend erhaben; und dem ohnerachtet, wenn ich mit kalten Blute die Art von ſinnlichem Gemählde unterſuche, die aus der Combination ſolcher Bilder entſtehen muß, ſo finde ich, daß die Träume eines Raſenden nicht

wilder und ungereimter ſeyn können, als dieſes Gemählde. Drey Strahlen von zuſammengeflochtenen Regengüßen, drey von wäſſerigten Wolken, drey von Feuer und drey von einem geflügelten Südwinde, und darein miſchten ſie ſchreckende Blicke und Getöſe und Wuth mit verfolgenden Flammen. Aus dieſem ſeltſamen Gemiſche wird nun eine große Maſſe gemacht, ſie wird von den Zyclopen gehämmert; der eine Theil iſt ſchon glatt und polirt, der andere iſt noch uneben und rauh.

Die Sache iſt dieſe: wenn eine Anzahl edler Bilder, entweder durch Zeit und Ort mit einander verbunden ſind, oder ſich auf einander, wie Urſache und Wirkung beziehen: ſo kann die Dichtkunſt mit ſehr gutem Erfolge die Wörter zuſammenſetzen, die zu dieſen Ideen gehören, ſie mögen auch im Ganzen ein noch ſo ſeltſames Bild geben. Keine maleriſche Verbindung iſt darzu nöthig, weil kein wirkliches Gemälde daraus entſtehen ſoll; noch thut deswegen die Beſchreibung im geringſten weniger Wirkung. Durch das, was Priamus und die andern Alten der Rathsverſammlung von der Helene ſagen, hat nach jedermanns Geſtändniß Homer die höchſte Idee von dieſer Unglück bringenden Schönen gegeben.

Q.

Οὐ νέμεσις Τρῶας καὶ ἐϋκνημῖδας Ἀχαιὺς
Τοίῃ δ' ἀμφ', γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα
πάχειν
Αἰνῶς δ' ἀθανάταις, θεῇς εἰς ὦπα ἔοικεν.

Kein Wunder, daß ſolche göttliche Reitze neun lange Jahre die Welt in Waffen ſetzte. Welche erobernde Bildung! Was für majeſtätiſche Züge! Ihr Gang iſt der Gang einer Göttinn, und ihr Blick, der Blick einer Königinn.

Hier wird nicht ein Wort von dem Eigenthümlichen ihrer Schönheit geſagt; nicht das geringſte, was uns zu einem beſtimmten Begriff von ihrer Geſtalt verhelfen könnte. Und doch werden wir von dieſer bloßen Erwähnung weit mehr gerührt, als von den langen und mühſamen Beſchreibungen, die uns einige Schriftſteller entweder nach Ueberlieferungen, oder nach ihren eigenen Einfällen gegeben haben. Mich rührt ſie wenigſtens weit mehr, als die umſtändliche Beſchreibung, die Spenſer von ſeiner Belphebe macht; ob ich gleich zugebe, daß in dieſer Beſchreibung, ſo wie in allen Beſchreibungen dieſes vortrefflichen Schriftſtellers einige ausnehmend ſchöne und poetiſche Theile vorkommen. Das fürchterliche Gemälde, das Lucretius von der Religion macht, um das Verdienſt ſeines philoſophiſchen Helden in Be-

ſtreitung derſelben zu erheben, wird für ſehr kühn und geiſtvoll gehalten.

Humana ante oculos foede cum vita jaceret,
In terris, oppreſſa gravi ſub religione,
Quae caput e coeli regionibus oſtendebat
Horribili de ſuper viſu mortalibus inſtans;
Primus Grajus homo mortales tollere contra
Eſt oculos auſus. —

Und doch, was für eine Idee läßt ſich aus dieſem ſo vortrefflichen Gemälde herausziehen? Ganz und gar keine: auch hat der Dichter nicht ein Wort geſagt, das uns ein einziges Glied, oder einen einzigen Zug des Phantoms vorzeichnete, welches er uns doch mit allen nur erſinnlichen Schrecken hat vorſtellen wollen. In Wahrheit, weder Poeſie noch Beredſamkeit können durch die genaueſte Beſchreibung ein ſo deutliches Bild der Sache hervorbringen, als die Malerey thun kann, ihre Sache iſt mehr durch Sympathie, als durch Nachahmung zu rühren, mehr die Empfindungen darzulegen, welche gewiſſe Dinge in dem Gemüthe des Redenden oder anderer erregt haben, als eine klare Vorſtellung von dieſen Dingen ſelbſt zugeben. Dieſes iſt ihr eigentliches und größtes Feld, und in dieſem glückt es ihnen am meiſten.

Sechſter Abſchnitt.

Die Dichtkunſt gehört nicht eigentlich unter die nachahmenden Künſte.

Hieraus können wir alſo ſchließen, daß die Dichtkunſt, in ihrem allgemeinſten Umfange, nicht mit genauer Richtigkeit eine nachahmende Kunſt, genannt werden kann. Sie iſt in der That eine Nachahmung, in ſo fern ſie diejenigen Sitten und Leidenſchaften der Menſchen beſchreibt, welche ſich durch Worte ausdrücken laſſen; wo ſie animi motus effert, interprete lingua, denn iſt ſie im ſtrengſten Verſtande Nachahmung; und von dieſer Art ſind alle ganz dramatiſchen Gedichte. Aber beſchreibende Gedichte wirken blos durch eine Subſtitution; vermittelſt bloßer Töne, die durch Gewohnheit einerley Einfluß mit den Dingen ſelbſt auf die Seele bekommen haben. Nichts kann eine Nachahmung seyn, was nicht einem gewiſſen andern Dinge ähnlich iſt; und Wörter haben gewiß nicht die geringſte Aehnlichkeit mit den Ideen, an deren Stelle ſie geſetzt werden.

Siebenter Abſchnitt.

Auf welche Weiſe Wörter Leidenſchaften erregen können.

Da alſo die Wörter nicht durch eine ihnen eigene natürliche Kraft, ſondern nur durch Erinnerung auf uns wirken, ſo könnte man auf die Gedanken kommen, daß ſie nur ſehr wenig Einfluß auf Leidenſchaften haben müßten; und doch verhält es ſich ganz anders. Denn wir wiſſen aus Erfahrung, daß Beredſamkeit und Dichtkunſt eben ſo fähig, ja in der That noch weit fähiger ſind, lebhafte und tiefe Eindrücke zu machen, als irgend eine der übrigen Künſte, fähiger ſo gar in gewiſſen Fällen, als die Natur ſelbſt. Und dieſes rühret hauptſächlich von drey Urſachen her. Zuerſt, weil wir an den Leidenſchaften anderer ausnehmend viel Theil nehmen, und durch jedes Zeichen, das uns von dieſen Leidenſchaften gewieſen wird, leicht gerührt und zu einer ähnlichen Empfindung gebracht werden. Nun giebt es aber keine Zeichen, die alle Theile und Umſtände der Leidenſchaften ſo vollſtändig ausdrücken könnten, als Wörter. Und wenn alſo jemand von irgend einer Sache ſpricht, ſo giebt er uns nicht blos den Begriff von der Sache, ſondern er macht

uns zugleich die Art und Weiſe bekannt, wie er ſelbſt von derſelben ſey gerührt worden. Das iſt ausgemacht, daß der Einfluß der meiſten Dinge auf unſere Leidenſchaften weit weniger von den Dingen ſelbſt, als von unſern Meynungen in Abſicht derſelben herkömmt; und dieſe hängen hinwiederum ſehr von den Meynungen anderer ab, welche größtentheils nur durch Wörter uns beygebracht werden können. Zum andern, es giebt viele Dinge von einer ſehr rührenden Art, die in der wirklichen Welt nur ſelten, deren Wörter aber ſehr oft vorkommen; und ſo können alſo dieſe einen tiefen Eindruck machen, und in der Seele gleichſam Wurzel faſſen, indeſſen die Vorſtellung der Sache ſelbſt vorübergehend und ohne Kraft iſt. Ja vielleicht haben einige die Sache ſelbſt noch niemals geſehen, denen doch der Name derſelben äußerſt rührend iſt, als Krieg, Hungersnoth, Tod. Außerdem giebt es viele Dinge, bey denen wir gar keine ſinnliche Idee, als nur die Idee ihrer Wörter denken laſſen: als Gott, Engel, Teufel, Himmel, Hölle, die dem ohnerachtet alle einen großen Einfluß auf unſere Leidenſchaften haben. Zum dritten, durch Worte haben wir es in unſerer Gewalt, ſolche Zuſammenſetzungen zu machen, als uns außerdem nicht möglich ſeyn würde.

Dieſe Möglichkeit Zuſammenſetzungen zu machen, ſetzt uns in den Stand, einem Gegenſtande durch die Hinzuſetzung gutgewählter Nebendinge noch mehr Leben und mehr Stärke zu geben, als er in der Wirklichkeit haben würde. Der Maler kann jede Geſtalt, die ihm gefällt, abbilden: aber dieſe belebende Farben kann er ihr nicht geben, die ſie durch Wörter empfangen kann. Um in einem Gemälde einen Engel abzubilden, kann man weiter nichts thun, als einen ſchönen Jüngling mit Flügeln zeichnen. Aber kann ihm die Malerey wohl durch irgend etwas ein ſo großes Anſehen geben, als ihm die Rede durch Hinzuſetzung des einzigen Wortes giebt: Engel des Herrn. Es iſt wahr, ich habe hierbey keine deutliche Vorſtellung; aber genug, dieſe Wörter machen auf mein Gemüth mehr Eindruck, als die ſichtbare Abbildung thun könnte, und dieſes iſt alles, was ich verlange. Ein Gemälde, das den Priamus vorſtellte, wie er an den Fuß des Altars geſchleppt, und hier umgebracht wird, würde ohne Zweifel ein ſehr rührendes Gemälde ſeyn können, wenn es gut ausgeführet wäre; aber es würde niemals den beſondern Umſtand auszudrücken vermögen, welcher dieſen Tod in der Beſchreibung des Dichters noch weit rührender macht.

Sanguine foedantem, quos ipſe ſacraverat ignes.

Ein anderes Beyſpiel ſind folgende Zeilen aus dem Milton, wo er die Reiſen der gefallenen Engel durch ihre erſchrecklichen Wohnungen beſchreibt:

O'er many a dark and dreary vale
They paſs'd, and many a region dolorous;
O'er many a frozen, many a fiery Alp;
Rocks, caves, lakes, fens, bogs, dens & ſhades,
A univerſe of death.

„Sie wandelten fort durch manches betrübte
„Finſtre Thal, durch manche Landſchaft voll Elend und Jammer;
„Ueber manche gefrorne und manche feurige Alpen;
„Ueber Klippen, und Hölen, und Lachen, und Strudel, und Grüffte,
„Eine Welt des Todes.„

Zuerſt, was die Kraft der Zuſammenſetzung vermag, zeigt ſich in der Zeile:

Rocks, caves, lakes, dens, bogs, fens and ſhades
„Ueber Klippen, und Hölen, und Lachen, und Strudel, und Grüffte.„

und doch würde dieſes den größten Theil ſeiner Wirkung verlieren, wenn es nicht

„Die Klippen, und Hölen, und Lachen, und
Strudel, und Grüffte des Todes„

wären.

Dieſe, durch ein Wort hervorgebrachte Idee, oder Empfindung, die auch durch nichts anders, als durch ein Wort zu den übrigen Ideen hätte hinzugefügt werden können, macht das Ganze auf einmal in einem ſehr hohen Grade erhaben; und dieſes erhabene ſteigt durch das folgende noch höher: **Eine ganze Welt des Todes.**

Hier ſind wieder zwey Ideen, die ſich nur durch Wörter ausdrücken laſſen, wenn man ja das Ideen nennen darf, was der Seele kein deutliches Bild giebt, und ihre Vereinigung iſt auf eine unbegreifliche Weiſe erhaben und fürchterlich.

Bey dem allen wird es uns doch vielleicht noch ſchwer fallen, zu begreifen, wie durch Wörter Leidenſchaften, die ſich auf wirkliche Gegenſtände beziehen, erregt werden können, weil ſie uns von dieſen Gegenſtänden keine klaren Vorſtellungen geben. Aber dieſes iſt nur deswegen ſchwer, weil wir in unſern Betrachtungen über die Sprache, einen klaren Ausdruck, von einem ſtarken

ken Ausdrucke nicht hinlänglich unterſcheiden. Man braucht oft das eine für das andere, und ſie ſind doch ganz ausnehmend von einander verſchieden. Klar iſt ein Ausdruck, in Abſicht auf die Vorſtellung des Verſtandes, die er erregt, ſtark iſt er, in Beziehung auf die Leidenſchaft, die er veranlaßt. Jener beſchreibt, was das Ding ſey, dieſer zeigt an, auf welche Weiſe es ſey empfunden worden. So wie es nun einen gewiſſen Ton der Stimme, gewiſſe Mienen, Geberden giebt, die, weil ſie dem Traurigen, dem Verliebten, dem Zornigen eigen zu ſeyn pflegen, uns allenthalben, wo wir ſie ſehen, in dieſe Leidenſchaften ſetzen, auch wenn wir von den Urſachen, woher ſie entſtanden ſind, nicht das geringſte wiſſen: ſo kann es auch gewiſſe Wörter, und gewiſſe Zuſammenfügungen von Wörtern geben, die uns ohne alle klare deutliche Vorſtellung, von der Sache, von welcher die Rede iſt, blos dadurch rühren, daß ſie zum Ausdrucke leidenſchaftlicher Gegenſtände eigenthümlich gewidmet ſind, und daß wir ſie nur immer da haben brauchen hören, wo jemand wirklich unter dem Einfluße einer gewiſſen Leidenſchaft ſtand. — Was die Beſchreibung der Sache nicht bey uns ausrichten würde, das richten die Empfindungen der andern in Anſehung dieſer Sache aus. Wir nehmen nicht an dem Gegenſtande,

de, ſondern nur an dem Gefühle des Redenden Antheil.

So viel iſt ausgemacht: jede wörtliche Beſchreibung, ſo vollkommen und genau ſie immer ſeyn mag, bringt doch nur eine ſo armſelige und unzureichende Idee von dem beſchriebenen Dinge hervor, daß ſie ſchwerlich irgend einen Eindruck machen würde, wenn nicht der Ausdruck von dem ſtarken und lebhaften Gefühl des Redenden ihr zu Hülfe käme. Unſere Leidenſchaften ſind anſteckend; und ſo fangen wir leicht, das in einem andern ſchon brennende Feuer, das die Gegenſtände ſelbſt niemals würden in uns entzündet haben: ſo erſetzen die Worte, indem ſie die Leidenſchaften des Redenden, ſo zu ſagen auf die Hörenden übertragen, reichlich dasjenige, was ihnen in anderer Abſicht mangelt. — Man hat die Anmerkung gemacht, daß die am meiſten ausgearbeiteten Sprachen, die, welche ihrer hohen Klarheit und Deutlichkeit wegen geprieſen werden, gemeiniglich des kraftvollen ſtarken Ausdruckes entbehren. Die franzöſiſche Sprache, z. B. hat dieſe Vollkommenheit, und hat dieſen Mangel; dahingegen die orientaliſchen Sprachen, und überhaupt die Sprachen der meiſten noch wenig geſitteten Völker, eines ſehr nachdrucksvollen und ſtarken Ausdrucks fähig ſind.

Und dieſes muß natürlicher Weiſe ſo ſeyn. Nationen, die noch nicht Wiſſenſchaften und Künſte kennen, ſind nur gemeine Beobachter der Dinge, und ſie ſind nicht ſehr genau in Unterſcheidung derſelben; aber eben deswegen werden ſie von dem, was ſie ſehen, ſtärker gerührt, und drücken es alſo mit mehr Wärme und Leidenſchaft aus. Können ſie nur dieſe ihre eigene Nahrung ihrer Rede mittheilen: ſo wird dieſelbe ohne klare Idee, oft ſogar ohne alle Idee von der Sache, die die Leidenſchaft urſprünglich erregte, doch dieſe Leidenſchaft in der Seele des Zuhörers hervorbringen.

Man könnte vielleicht der Fruchtbarkeit dieſer Materie wegen von mir erwarten, daß ich die Poeſie, in ſo fern ſie mit den Ideen des Erhabenen und Schönen zu thun hat, genauer betrachten würde; aber man muß ſich erinnern, daß ſie in dieſer Beziehung ſchon oft und vortrefflich abgehandelt worden iſt. Meine Abſicht war nicht, mich in Beurtheilung deſſen, was in irgend einer beſondern Kunſt ſchön oder erhaben iſt, einzulaſſen: ſondern ich wollte blos einige allgemeine Grundſätze feſtſtellen, die dazu etwas beytragen könnten, den Maasſtab des Schönen in allen dieſen Künſten, deutlich und gewiß zu machen. Und dieſe Abſicht glaubte ich am beſten zu erreichen, wenn

ich die Eigenſchaften, wodurch Liebe oder Bewunderung erregt werden, vornehmlich bey den Werken der Natur unterſuchte, wenn ich dieſer ihre Art auf uns zu wirken, wenn ſie dieſe Leidenſchaften hervorbringen, beobachtete. — Ueber die Wörter ſtellte ich nur in ſo fern Betrachtungen an, als ich zeigen wollte, nach was für Grundſätzen ſie dieſe natürlichen Dinge vorſtellen, an ihre Stelle geſetzt werden können, und durch was für Künſte ſie uns eben ſo ſtark und oft noch ſtärker rühren, als die Dinge ſelbſt.

E N D E.

Leipzig,
gedruckt bey Bernhard Chriſtoph Breitkopf
und Sohn.

Staatliche
Bibliothek
Passau

Burke, Edmund,

Burkes Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabnen und Schönen Nach der fünften Englischen Ausgabe

Riga 1773

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Hqu (b) 1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11341373-1
VD18 10206523-003